
UNIVERSITY OF TORONTO
3 1761 00991658 6

Von Luther bis Lessing

Aufsätze und Vorträge
zur Geschichte unserer Schriftsprache

von
Friedrich Kluge

Fünfte durchgesehene Auflage



1918

Verlag von Quelle & Meyer / Leipzig



Altenburg
Piererſche Hofbuchdruckerei
Stephan Geibel & Co.

Vorwort.

Das vorliegende Buch hat wiederholt längere Zeit auf dem Büchermarkt gefehlt. Daß es jetzt eine fünfte Auflage erlebt, zeugt für die wachsende Nachfrage und zugleich dafür, daß die hier vertretenen Grundanschauungen eine weitere Verbreitung gefunden haben. Sie sind ja keineswegs neu und wollen nirgends durch Neuheit überraschen, jetzt sowenig wie bei dem ersten Erscheinen des Buches. Die folgenden Bogen vertreten im wesentlichen den Standpunkt Jacob Grimms, daß unsere Schriftsprache ein protestantischer Dialekt ist. Wenn ich diese glückliche Formel, deren Ernsthaftigkeit der große Begründer der deutschen Sprachforschung mit seinem Namen deckt, mit umfassenderen Beweisen begründe, als zuvor geschehen ist, so haben die vierte und fünfte Auflage manches von ihren Neuerungen der in den letzten Jahrzehnten zum Teil im Anschluß an die folgenden Aufsätze entstammenden Facharbeit zu verdanken, wie manche Seite bekundet.

Nur mit Wehmut kann ich als Sechziger die fünfte Auflage meines Buches veröffentlichen, das ich mit dreißig Jahren in der Begeisterung und Tatkraft der Jugend geschrieben habe. In der Zwischenzeit hat es Freunde der Muttersprache und Jünger der Deutschkunde in Fragen eingeführt, deren Bedeutung das Zeitalter Bismarcks, wie jetzt auch der Weltkrieg und die Jubelfeier des Schöpfers unserer Schriftsprache hell beleuchten. Vielfältiges Wohlwollen hat mich und mein Buch von Anfang an reichlich gefördert. Zum Teil aus Vorlesungen und Vorträgen hervorgegangen, bedarf das Buch der Nachsicht dafür, daß die Darstellung nicht überall die gleiche ist. Und meine Leser werden es wohl auch nicht verübeln, wenn der anfängliche Titel „Von Luther bis Lessing" geblieben ist, obwohl in dem Buche auch zwei sprachliche Vorträge über Goethe und Schiller einen Platz erhalten haben.

Während der Drucklegung meines Buches in der vorliegenden Gestalt haben mich manche Freunde mit Rat und Tat gefördert, niemand unermüdlicher als meine altbewährten Freunde Prof. Dr. Alfred Götze und Prof. Dr. Georg Schläger. Ihnen allen bin ich den herzlichsten Dank auch öffentlich schuldig.

Freiburg i. B., den 21. Juni 1918.

F. Kluge.

Inhalt.

1. Kirchensprache und Volkssprache.

Während des Mittelalters lag im ganzen Abendland ein Bann auf den Volkssprachen. Überall herrschte das Latein; es ließ den altüberlieferten angeborenen Landessprachen kaum irgendwelchen Raum zur schriftlichen Entfaltung. Nur England erhob sich früh zu einer nationalen Auffassung der Muttersprache. Weder im staatlichen noch im kirchlichen Leben herrschte dort das mittelalterliche Latein vor; in Kanzleien und im Gottesdienst war die angestammte Sprache heimisch; die gelehrte wie die Volksbildung fand in der Muttersprache ihren Mittelpunkt.

Das Festland dagegen gewährt gleichzeitig einen weniger erfreulichen Anblick. Lateinisch waren hier die Urkunden, lateinisch die Messe; Kirche und Staat unterdrückten einmütig die Volkssprachen. In Frankreich und in Spanien wird erst im 13. Jahrhundert dem Latein in den Kanzleien durch die Landessprachen der Rang streitig gemacht, und in demselben Jahrhundert verliert es auch bei uns seine Alleinherrschaft.

In Deutschland sind deutsche Urkunden in der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts noch ganz vereinzelt. Unter Rudolf von Habsburg werden mehrere Reichsabschiede in deutschen Originalen abgefaßt. Die folgenden Jahrhunderte legen diesem Kaiser eine maßgebende Bedeutung für den Umschwung in der Stellung der deutschen Sprache bei: er soll auf dem Nürnberger Reichstag von 1274 Deutsch als Urkundensprache anbefohlen haben. Aber erst mit Ludwig dem Bayer wird das Deutsche dem Latein gleichberechtigt. Es ist nicht klar, ob bestimmte Ursachen diesen Umschwung für die Stellung der deutschen Sprache in den kaiserlichen Kanzleien veranlaßt haben. Ernst Wülcker, der dem Latein noch unter Ludwig dem Bayer eine weite Bedeutung als Urkundensprache beilegt und erst mit dem dritten [1]) Jahrzehnt des 14. Jahrhunderts eine große Zu-

[1]) Schon die Basler Otfridausgabe von 1571 setzt den Umschwung etwa

nahme der deutschen Urkunden feststellt, bringt jenen Umschwung in Zusammenhang mit dem Streite Ludwigs gegen den Papst; der Gegensatz von Deutschtum und Romanismus soll mitgewirkt haben, die langsam um sich greifende deutschsprachliche Bewegung zu beschleunigen.

Ihren Abschluß erreicht sie erst im 16. Jahrhundert, als ein heftiger Kampf gegen das Latein als Kirchensprache entbrannte.

An der Kirche hatte das Latein wesentlichen Rückhalt. Die kosmopolitischen Tendenzen Roms erforderten eine internationale Sprache. Das Latein war das äußere Erkennungszeichen der päpstlichen Weltherrschaft. Wie dem Papsttum in seinen Anfängen das altrömische Reich und die altrömische Sprache die Wege zur Eroberung des ganzen Abendlands gebahnt hatten, so war später die mittelalterliche Weltsprache durch das Papsttum zu einer weltgeschichtlichen Macht geworden. Die kosmopolitische Kirche hätte auf alles andere eher verzichtet als auf ihre Sprache, die fast zwei Jahrtausende hindurch eine große Rolle glanzvoll durchgeführt hatte. Deutschland aber fühlte den Druck der Kirchensprache um so schwerer, als mit dem erwachenden Nationalbewußtsein die kaiserlichen Kanzleien der Muttersprache die Sanktion gegeben hatten. Für Predigt und Gemeindegesang war das Deutsche mehr erlaubt als empfohlen. Stillschweigend gestattete die Kurie der Volkssprache einen bescheidenen Anteil am Gottesdienst, um mit desto größerer Entschiedenheit dem Latein die maßgebende Stellung zu sichern. Zwar die Predigt vor Laien fand in der Volkssprache statt, aber das heilige Meßamt durfte nur in lateinischer Sprache zelebriert werden. Wohl hatten Slaven von Rom aus das Zugeständnis erlangt, den ganzen Gottesdienst in der Volkssprache halten zu dürfen. Deutschland, dem römischen Stuhle

in das Jahr 1330. Im übrigen vgl. Wülcker in Paul u. Braunes Beiträgen IV 4 und Max Vancsa, Das erste Auftreten der deutschen Sprache in den Urkunden, Leipzig 1895, sowie Behaghel in seiner Geschichte der deutschen Sprache [4] S. 37 ff.

näher, konnte sich der fremdsprachlichen Herrschaft nicht erwehren, solange das Latein auch unsere amtliche Reichssprache war. Was den Slaven eine päpstliche Bulle gestattet hatte, darauf wollte die Kirche bei uns nicht eingehen, solange Kaiser und Reich mit ihr gemeinschaftlich nur das Latein als amtliche Sprache des Abendlands gelten ließen.

Die Kirche verweigerte der Volkssprache die Anerkennung. Es ist wahr, päpstliche Dekrete liegen nicht vor, die den ausschließlichen Gebrauch des Lateins für alle religiösen Zwecke verlangen. Aber der weit verbreitete Widerstand gegen deutsche Erbauungsbücher, zumal gegen deutsche Bibeltexte, zeugt für die Geringschätzung, mit der die angestammte Sprache unseres Volks zurückgedrängt wurde.

Kaiser Karl IV. erließ im Jahre 1369 ein Verbot gegen alle Bücher, welche in deutscher Sprache von den heiligen Schriften handelten. In den Jahren 1485 und 1486 verbot Erzbischof Berthold von Mainz bei Strafe des Kirchenbanns den Druck deutscher Bibelübersetzungen, und dieses Verbot scheint nicht ohne Wirkung gewesen zu sein[1]). Auch hat Geiler von Kaisersberg es für gefährlich erklärt, „daß man die Bibel zu teutsch druckt". Und Emser, der Luthers Neues Testament für katholische Kreise bearbeitete und als eigene Leistung in ein paar Ausgaben veröffentlichte, ist noch am Ende seines Lebens im Ungewissen, „ob es gut oder bös sei, daß man

[1]) Der Wortlaut der beiden Mandate im Archiv f. Geschichte des deutschen Buchhandels 9, 238 ff. und bei Gudenus Cod. Diplom. Anecdotorum IV 474, sowie bei Ludw. Keller, Die Waldenser und die deutschen Bibelübersetzungen S. 69; über den Erfolg des Mandats s. Oskar Hase' Die Koberger S. 244, wo darauf hingewiesen wird, daß weniger Bibelausgaben zwischen 1485—1522 erschienen als vorher. Auf den übereinstimmenden Wortlaut der beiden Mandate komme ich unten S. 50 zurück. — Zur Geschichte der vorlutherischen Bibel vgl. die kritische Ausgabe von Kurrelmeyer in der Bibliothek des Stuttgarter Literarischen Vereins und Wilh. Walther, Luthers deutsche Bibel 1917.

die Bibel verdeutschet und dem gemeinen ungelarten Mann fürlegt“ [1]).

In solchen Tatsachen spiegelt sich der Standpunkt der Kirche wider. Sie trat nicht nur nicht für das Ansehen der Muttersprache ein, die allein Trägerin wahrer Volksbildung sein kann, sondern verpönte sogar die deutschen Erbauungsschriften. Wie die Geistlichkeit von deutschen Missalien um das Jahr 1470 dachte, lehrt ein Konflikt zwischen einem Dominikanerprior von Zütphen und dem Klosterreformer Johann Busch: jener wandte sich gegen die deutsche religiöse Literatur, dieser trat für sie ein, ließ sich aber vom Dominikaner überreden, daß solche Bücher doch gefährlich seien.

Persönlichkeiten wie jener Zütphener Dominikaner waren nicht selten. Wir werden später einen Dominikaner in der Schweiz kennen lernen, der 1520 gegen alle deutschen religiösen Schriften predigte. Ein anderer, Augustin von Geteln, wütete im Winter 1525/6 in Hamburg gegen die Verbreitung des Neuen Testaments in der Volkssprache. Bei solchem Verhalten der Mönche und der Geistlichkeit kann es uns nicht wundernehmen, daß in allen Schichten unseres Volkes der Glaube herrschte, die Kirche verpöne alle deutschen Erbauungsschriften und verketzere damit die deutsche Sprache.

Schon um 1430 regt sich zu ihren Gunsten im Kreise der Brüder vom gemeinen Leben eine Stimme. Gerhard Zerbold beklagt es, daß den Laien das Lesen deutscher Bibeln verboten sei. Und 1514 tritt ein Plenarium für religiöse Bücher in der Volkssprache ein: „Hast du gute Bücher, lies sie an dem Sonntag nach der Predig, nach dem Nachtessen und unterweis dein Gesind; es solt kein Mensch sein, er solt haben das heilige Evangelium bei ihm in seinem Haus“. So hat am Vorabend der Reformation auch der große Erasmus von Rotterdam der Bibelübersetzung für die Laien das Wort ge-

[1]) Vgl. die 3. Auflage 1529 Blatt 210.

redet, wenn er 1516 in seiner Ausgabe des Neuen Testaments in der „Ermahnung" mit vollem Nachdruck für die Verbreitung der Bibel in der Volkssprache eintritt: die Weiber sollen so gut wie die Männer das Evangelium und die Paulinischen Briefe lesen, der Bauer auf dem Felde, der Arbeiter in der Werkstatt, der Wanderer auf der Landstraße sollen sich mit biblischen Worten und Liedern die Zeit verkürzen[1]). Das sind vereinzelte Stimmen, die mit so warmen eindringlichen Worten die deutsche Bibel und deutsche Erbauungsbücher empfehlen, wir werden ihnen aber erst dann Gewicht beimessen dürfen, wenn man uns zeigt, daß auch päpstliche Dekrete solche Anschauungen vertreten.

Innerhalb der Kirche war kein Umschwung zugunsten der Volkssprache zu erwarten. Nur der Bruch mit der Kirche machte einen Bruch mit der Herrschaft des Lateins möglich. Und unserm Reformator gelang beides. Mit Hilfe der Muttersprache besiegte er das Papsttum und wurde damit der größte Vorfechter des Deutschtums. Als er die entscheidende Bedeutung der Muttersprache für unsere Bildung und die Gefährdung des deutschen Lebens durch die Herrschaft des Lateins erkannt hatte, schuf er geistige Nahrung, die für alle bestimmt war, zumal für alle, denen die christlichen Seligpreisungen das Himmelreich versprechen. Fortan sind die Laien nicht mehr von den heiligen Schriften ausgeschlossen. Ihnen gilt des Reformators Tätigkeit ganz besonders. Ihnen wird die deutsche Bibel geschenkt; die deutschen Kirchenlieder und der kleine Katechismus sind für sie bestimmt; die lateinische Messe wird durch eine deutsche ersetzt, damit auch der Ungebildete den Handlungen des Gottesdienstes mit Verständnis folgen könne.

Seit dem November 1525 herrschte in Wittenberg die deutsche Messe, nachdem bereits seit dem Anfang des Jahres 1522 mit der Reform des Gottesdienstes daselbst begonnen war. Ein-

[1]) Bezold, Gesch. der Reformation S. 237.

geleitet hat sie Luther 1520 durch die Schrift vom heiligen Sakrament. „Wollt Gott", so rief er damals aus, „daß wir Deutschen Meß zu deutsch läsen und die heimlichsten Wort aufs aller höhest süngen! Warum sollten wir Deutschen nicht Meß lesen auf unsere Sprache, so die Lateinischen, Griechen und viel andre auf ihre Sprach Meß halten?"

Was Luther hiermit anregte, hat sich bald im Gottesdienst verwirklicht. Überall finden seine Vorschläge Anklang, überall werden Thesen im Sinne seiner Ansichten verhandelt. Im Spätjahr 1522 verlangt eine Flugschrift[1]): „Ettlich hoch verstendige halten es dafur, das es solt nutz unnd gut sein, das die Messen allenthalben ynn Teutschen Lannden teutsch gelesenn wurden." „Es ist vil besser, ein eynigen verß eins Psalmen nach eyns yeden Lands sprach dem volck zů vertolmetschen, dann funff gantz Psalmen in frembder sprach syngen und nit von der kyrchen verstanden werden. Hie verschwinden Mettin, Prim, Tertz, Sext, Non, Vesper, Completen und Vigilien" — so lautet eine These, die 1524 Dr. Balthasar Hubmeier aus Friedberg für ein Religionsgespräch zu Waldshut vorschlug[2]). Etwa gleichzeitig versuchten in Zwickau einige Prediger vergebens die dortigen Klosterbrüder zu einem Religionsgespräch zu bewegen, wozu u. a. die These aufgestellt war: „Dieweyl nů Lateynisch sprach unbekant, thůn die woll und recht, die inn der Tauff, Messe und Gesangk Deutscher sprach brauchen"[3]). Von der großartigsten Wirkung aber war es, als Bischof Georg

[1]) Ein bedencken des Agricola Boius wie der warhafftig Gottes dienst von Gott selbs geboten und auffgesetzt, möcht mit besserung gemeyner Christenhayt widerumb auffgericht werden (in Clemens Flugschriften aus den ersten Jahren der Reformation IV 254).

[2]) Achtzehen Schlußreden, so betreffende eyn gantz Christlich leben, waran es gelegen ist, disputiert zu Waldtshůt von Doctor Balthasser Fridberger 1524. Die obige These ist die zehnte.

[3]) Unterrichdt und warnung an die Kirch zů Zwickaw mit etzlichen Artickeln dem klostervolck doselbst angeboten unnd von inen unbillich abgeschlagen. Zwickaw (o. J.).

von Polenz Weihnachten 1523 in der Domkirche zu Königsberg über denselben, die Gemüter erregenden Gegenstand predigte: „Es ist ye ein seltzam ding, das wir Christen an die Lateinische sprache gebunden seind. Es ware nicht befolhen, allain Lateinisch zů reden und tauffen, ja es ist aus sunderlichem Rathe götlicher Majestet geschehen, das kain Ewangelist, auch kain Apostel noch Ewangelion noch Epistel zů latein geschriben hat". [1])

Oecolampadius hatte seit März 1522 auf der Ebernburg bei Franz von Sickingen als Burgkaplan Epistel und Evangelium im Meßamt der Gemeinde deutsch vorgelesen. Die Vorwürfe, die ihm dieser Anschluß an Luthers Ideen zugezogen — eine Flugschrift des Bruders Heinrich von Kettenbach „Gesprech mit aim frommen alten mütterlin von Ulm" behandelte 1523 die Streitfrage — entkräftete er in einem lateinischen Sendschreiben an Caspar Hedio, das sofort auch verdeutscht wurde [2]). Überhaupt förderte Oecolampadius die Stellung der Volkssprache im kirchlichen Leben auf alle mögliche Weise. Aufsehen scheint gemacht zu haben, daß er bei den Kranken eine deutsche Litanei las [3]). Er hatte bereits 1521 bei der Übersetzung der Schrift „Ein sonderliche Lehre und Bewehrung" die Bedeutung der deutschen Sprache hervorgehoben und die Papisten gestraft, welche das Wort Gottes den Laien vorenthielten, um die

---

[1]) Ein sermon des wirdigen in Got vaters Herren Georgen von Polentz, Bischoff zů Samland 1524. Nach Cyr. Spangenbergs Adelsspiegel II 94 b sendet Georg von Polenz am 28. Januar 1524 eine lat. Epistel an die Priester zu Fischhausen und ermahnt sie Luthers Bücher zu lesen, danach zu lehren und in deutscher Sprache zu taufen. Vgl. noch Tschackert in den Kirchengeschichtl. Studien Herm. Reuter zum 70. Geburtstag (Leipzig 1888).

[2]) Ain schöne Epistel Oecolampadii an Caspar Hedion. Ebernburg (übersetzt von Joh. Diepolt zu Ulm) 1522. Die Flugschrift des Bruders Heinrich von Kettenbach bei Clemen, Flugschriften aus d. ersten Jahren der Reformation II 65 ff. Vgl. Smend, Die evangelischen deutschen Messen bis zu Luthers deutscher Messe (Göttingen 1896) S. 51.

[3]) Joh. Büchstab, Eygentliche und Gründtliche Kuntschafft 1528 G iii.

Perlen nicht vor die Säue zu werfen. Später, als die Reformierten 1526 zu Basel in der St. Martinskirche deutsche Psalmen zu singen anfingen, gelang es seinem Einfluß, den ehrsamen Rat, der anfänglich die Neuerung verboten hatte, durch eine schriftliche Supplikation dafür zu gewinnen[1].

Wo immer sonst die Reformation festen Fuß faßt, übt die deutschsprachliche Bewegung auf die Gewinnung der Laien einen entscheidenden Einfluß, und die Stellung der Muttersprache im Gottesdienst muß überall da verteidigt werden, wo die neue Lehre verteidigt wird. In Nürnberg war 1524 mit der Reformation auch die deutsche Messe, deutsche Episteln und Evangelien, auch deutsche Kindertaufe eingeführt worden. Die beiden Pröpste, denen Nürnberg den Anschluß an die Reformation dankt, hatten sich noch im selben Jahre vor dem Bischof von Bamberg auch wegen ihrer Anwendung der Volkssprache im Kultus zu verantworten: in ihren gedruckten Rechtfertigungsschriften wird sie als Bedürfnis erklärt.

Dieses einmütige Vorgehen aller Nationalgesinnten stieß auf den heftigsten Widerstand bei der Geistlichkeit. Allerorten nahm sie die herkömmliche Meßsprache in Schutz, suchte mit Gründen zu halten, was der gesunde Menschenverstand eben als widersinnig erkannte und beseitigte. Die Gründe, die für die lateinische Messe angeführt wurden, waren denn auch so dürftig und armselig, daß sie in den reformatorischen Kreisen nur Spott und Hohn finden konnten. Im Jahre 1520, als Luther eben erst begann, dem Deutschen eine Stellung in der Messe zu schaffen, erschien in Straßburg eine zweifelsohne von Murner verfaßte „Christliche und briederliche ermanung zů dem hochgelerten Dr. M. Luter", die sich in einem besonderen Kapitel gegen die Verwendung des Deutschen in der Messe wandte. Dieses Kapitel — „In was sprachen oder welcher Massen mög die meß gelesen werden" — kann als schlagendes

---

[1]) So berichtet der Basler Chronist Wurstisen zum Jahre 1526.

Zeugnis dienen, wie bei Luthers Auftreten hervorragende Katholiken über das Verhältnis von Latein und Muttersprache dachten. Man höre die Begründung des lateinischen Meßopfers: „So nun drü Haupt- und geregulieret sprachen zů dem dienst gottes verordnet sein — Hebreisch Kriechisch Latinisch — und wir latiner seind, sollen wir billich die latinische sprach zů der messen bruchen . . . unnd nicht zů Tütsch sol meß gehaltten werden uß der ursachen, das sich die Barbarischen sprachen offt verendern unnd spöttlich oder verächtlich lautet, der sprachen zů den götlichen emptern sich gebruchen, die wir zů menschlichen und deglichen hendlen reden und üben". Der Verfasser veranschaulicht, was er hiermit meint [1]), verzichtet aber auf eine eingehende Darlegung seiner weiteren Gründe, „die dargethon mögen werden, wa es not thet", und bittet den Reformator „früntlich und brüderlichen von disem leichtfertigen fürnemen abzůston".

Murners Beweisführung mag einiges Aufsehen gemacht haben mit der Begründung, „daß wir Lateiner sind" [2]). Auf neue Weise muß fortan das Latein als Kirchensprache begründet werden; die Altgläubigen wenden allen Scharfsinn an, um weitere Beweisgründe aufzufinden. In den „Artickeln und bewerung derselbigen, so die Prelaten, Ebt, Stifft und Klöster haben eyngelegt in Lutherischen sachen am tag des gesprechs vor dem Durchleüchtigen Hochgebornen Fürsten und herrn Herrn Casimir Marggrafen rc. 1524" wird Latein als Sprache der Messe mit folgender Begründung verlangt: die Überschrift an des Heilands Kreuz sei hebräisch, griechisch und lateinisch ge-

---

[1]) Als Beleg dafür erwähnt Murner die damalige und die ältere Bedeutung von 'minnen' (D iii b).

[2]) Die Anschauung kehrt bei Murner wieder: Institutiones 1519 B iii b „by uns Latinischen". Aber auch sonst, z. B. Reißbuch des hlg. Landes 1584 S. 50 „Dargegen geschicht kürtzlich meldung der Lateinischen Nation, zu deren wir, die allein durch den Glauben selig zu werden verhoffen, uns bekennen".

wesen, und Pilatus habe gesagt: „was geschriben ist, ist geschriben"; die Deutschen seien zudem zuletzt bekehrt, und die Bekehrer hätten „sölche Latinisch form hinder jhn gelassen, darumb wir die billich behalten söllen. Wann vil ander Nation, die auch nicht Lateinisch sein, nicht dester mynder in Lateynischer sprach Mess haben". In betreff der Taufe wird zwar zugegeben, daß „es eben so vil krafft hat in Teutscher sprach zu taufen als in Lateynischer", aber das Lateinische sei notwendig, um die heilige Handlung nicht zum Spott werden zu lassen. Dieser Hinweis auf die drei Hauptsprachen, die durch des Pilatus Überschrift am heiligen Kreuz gleichsam geweiht seien, muß etwas mehr gewirkt haben als jene Entdeckung Murners: er kehrt in einer andern katholischen Schrift wieder, die sich gegen die Neuerung der deutschen Messe wendet, weil „Christus dies im Evangelio nirgend geordnet noch geboten hat, auch kein Apostel noch kein christlicher Priester solche Messe nie gehalten; sunder allein in hebräischer, gregischer und lateinischer Zunge ist sie in der wahren Christenheit stets gehalten nach Ordenunge der heiligen gemeinen apostolischen christlichen Kirche, nach Anweisunge des Titels Christi am Kreuze" [1]).

Erst jetzt, als der entscheidende Sieg dem Reformator die Bahn ebnete, als die Nation seine Schritte mit steigender Teilnahme begleitete und seine Schriften allerwärts begeisterte Aufnahme fanden — erst jetzt war die Bedeutung der Muttersprache für die Bildung der Nation entdeckt. Man pflegt die Geschichte der Neuzeit mit den großen weltbewegenden Entdeckungen zu beginnen, die der Menschheit ungeahnte Aufschlüsse und materielle Umwälzungen von weittragender Bedeutung gegeben haben. Aber eine Entdeckung, die für nationales Leben und nationale Entwicklung mächtiger hätte wirken können als

[1]) Ein wahrhaftige gruntliche Unterrichtung, in wilcher Gestalt die Leyen den Leychnam Christi können und sollen vor Got nutzlich und seliglich entfahen (Leipzig 1526) C iii.

damals die Entdeckung der Muttersprache, ist überhaupt undenkbar. Besser als alle Auseinandersetzungen sprechen die Zahlen, die P. Pietsch[1]) im Anschluß an Ranke auf Grund von Panzers Annalen und Wellers Repertorium ermittelt hat. Schon im Jahre 1500 wurden etwa 80 deutsche Bücher gedruckt; 1505 etwa 60; 1510: 135; 1511: 70; 1512: 140; 1513: 90; 1514: 110; 1515: 150; 1516: 110; 1517: 80; 1518: 150. Dann geht es mit gewaltiger Steigerung, die lediglich eine Folge von Luthers Auftreten ist, weiter: 1519: 260; 1520: 570; 1521: 620; 1522: 680; 1523: 935; 1524: 990.

Mit der Gewalt einer Naturkraft ergreift die deutschsprachliche Bewegung jetzt alle Gemüter. Wie die reformatorischen Theologen Luthers Beispiel folgen, so bleiben auch die Laien nicht zurück. Wer die Schäden der bestehenden sozialen und religiösen Verhältnisse unter der Herrschaft der Pfaffen und der Möncherei einsieht, wagt es auch, seine Anschauung durch den Druck zu vertreten und den Gesinnungsgenossen in Wittenberg zuzujubeln. Deutsche Flugschriften, zumeist in Gesprächsform, ziehen zu Hunderten durch die Lande; häufig entstammen sie der Feder von Laien, die nicht durch hohe Schulen gegangen waren. Es kann uns daher nicht wundernehmen, wenn in altgläubigen Kreisen großer Unmut über die zahllosen Druckschriften herrscht, die durch die Reformation ins Leben gerufen sind. Noch 1533 ruft Dr. Johann Cochläus[2]) mit verhaltenem Groll aus: „Wer kan eigentlich berechnen, wie vil gelts jerlich und teglich ist auffgangen fůr sovil und mancherley zanckbůcher pro et contra zu drucken und zu keuffen? Wie vil thausent gůlden hat allein Wittenberg in 15 jarn fůr druckpapir geben? wie vil Straßburg, Basel, Augspurg, Nůrmberg?"

[1]) M. Luther und die nhd. Schriftsprache S. 48.

[2]) Auf Luthers Trostbrief an etliche zu Leipzig A ii.

In der Tat arbeitete die Presse in jenen Hauptstätten des Buchdrucks fast ausschließlich für den Protestantismus. Andersdenkende kamen zuweilen jahrelang nicht zu Wort. Man höre ein katholisches Zeugnis aus der Schweiz. Johann Bůchstab, Schulmeister zu Freiburg im Üchtland, schreibt im Jahre 1528, „er habe wider solch new unwarhafftig leren vor fünff jaren underſtanden zů schreiben, dieselbigen geschrifften aber in keynen truck mögen underbringen, wan alle trucker in unser gegne bißhar all mit disen jrthumben verblendt gesin seind." Diesen Stand der Dinge bezeugt Erasmus 1523 für Basel, wenn er an König Heinrich VIII. von England schreibt: „Hier ist kein einziger Buchhändler, der es wagte, nur ein Wörtchen gegen Luther drucken zu lassen; aber gegen den Papst darf man schreiben, was man will" [1]). Da blieb denn auch eine offizielle Äußerung der Kurie nicht aus, die auf den Bücherdruck Rücksicht nahm. In einem vom 30. November 1527 gezeichneten, alsbald von Luther verdeutschten päpstlichen Sendbrief an den Rat zu Bamberg begegnet eine Stelle „gegen die verkerten Buchdrucker, welche, als zu glauben ist, mit Geld durch die Lutherischen verruckt seind (ists anders wahr, das wir gehört haben), uffs willigst der Lutherischen Bücher drucken und mit nichte drucken wollen die Bücher, die von den rechten Christen wider sie für die Wahrheit geschrieben werden". So beherrscht die Schriftstellerei der protestantischen Kreise das von Begeisterung mitgerissene Volk.

Aber die Katholiken mußten auch Schriften auf den Markt bringen, wenn sie sich das Zutrauen der Laien erhalten oder wiedergewinnnen wollten, sie durften hinter den Protestanten nicht ganz zurückbleiben. „Sie müssen auch etwas schreiben — sagt Urban Rhegius unter dem Decknamen Symon Hessus 1521 in einer feinen, geistvollen Flugschrift (vgl. S. 22) — nit so gar von unsers nutzs wegen, aber daß sie auch mit zier-

[1]) Karl Hagen, Der Geist der Reformation I 227.

lichen titeln vor den buchleden standen, mit sollichen Titeln: Fortalicium des wirdigen herren Jacobi Hochstrat von der hohen gassen, unwirdiger Gardian zu Kolbingen; item das sein nutzlich Sermon des hochgelerten vatters bruder Robert, Kelbermeister von den Mistlachen und dergleychen."

Die Buchläden, vor denen ein begieriges Publikum sich drängte, waren voll von reformatorischen Schriften. Auch nachdem sie durch das Wormser Edikt alle verpönt waren, konnte man unmittelbar neben dem päpstlichen und dem kaiserlichen Mandat Luthers Schriften sehen. Die Vollstreckung des kaiserlichen Befehls an den von Luther verfaßten Büchern, die verbrannt werden sollten[1]), war nicht durchzuführen. In Mainz z. B. verlief sie als schmachvolle Komödie, niemand lieferte Schriften Luthers zur Vollstreckung des Urteils aus: „O, was grosser schand und schmach ward do dem legaten bewissen! und wolt er nit mit schanden gar gestan, můst er den hencker lassen überreden mit listen unnd gaben uff den andern tag, das er by zwey oder fier bůchlin verbrant!" Anderwärts fanden statt Luthers Schriften die alten Scholastiker und theologischen Druckschriften den Weg ins Feuer. So brachten zu Löwen die Studenten „mangerlay bůcher, ainer Sermones discipuli, der annder den Tartaret, der drit die Sermones 'dormi secure' Parati und ander dergleichen, also das solcher bücher meer dann Dr. Luthers verprent worden seind"[2]).

Freilich blieben anfänglich auch einzelne Männer hinter den Wünschen und Hoffnungen der Zeitgenossen zurück. So war Ulrich von Hutten, der ritterliche Vorkämpfer der Reformation, auf dessen Schwert und Feder alle patriotischen Gemüter[3]) ihre Hoffnung setzten, bei lateinischer Schriftstellerei verharrt, als

[1]) Nach dem Karsthans 1522 (Clemen, Flugschriften IV 91).

[2]) Oecolampadii der hailigen schrifft Doctor Sant Brigiten ordens zů Alltenmünster urtayl und Majnung auch andere reden, antwurten und handlung Dr. M. Luther belangend (1521) A iii.

[3]) „Ulrich von hutten ůbt die fáder und das schwárt zů erwecken

bereits überall um ihn herum die nationale Bewegung, die ihn neben Luther als ihren Hauptvertreter ehrte, in zahllosen deutschen Druckschriften sich äußerte. Es hat nicht an Stimmen gefehlt, die dem von warmer Vaterlandsliebe beseelten Humanisten sein Verhalten verwiesen und den Versuch gemacht haben, ihn für deutsche Schriftstellerei zu gewinnen. In diesem Sinne erließ Jakob Köbel, Stadtschreiber und Buchdrucker zu Oppenheim, 1519 öffentlich einen ernsten Mahnruf an seinen ritterlichen Freund, „der nicht allein der Latinischen zungen allerhöchste erfarung, sunder auch uß dem brůnnen der Kriechischen reychlich getrůncken, er möge seine hohe kůnst und lere unserer teütschen zůngen durch seyn Translation auch yngyessen, da er von der gepůrt ein sunder gůt Hochteütsche d. i. Fránckische sprach habe". Dieser vor der Nation ergangene Mahnruf, der vielleicht nicht vereinzelt geblieben ist, dürfte auf den ritterlichen Humanisten Eindruck gemacht haben; er rechtfertigt[1]) alsbald seine lateinische Schriftstellerei, mit welcher er die „Kirchenhäupter gleichsam unter vier Augen habe warnen wollen":

Latein ich vor geschriben hab,
das was eim yeden nit bekandt.
Yetzt schrey ich an das vatterlandt,
Teütsch nation in irer sprach,
zů bringen dißen dingen rach.

So wurden Männer, die zu einer mehr friedlichen Ausgleichung der Gegensätze hinneigten, in die revolutionäre Bewegung gezogen, welche jedem unabhängigen, jedem national gesinnten Kopf Einfluß auf die Tagesfragen versprach. Unser

---

alte teütsche erberkeit in trew, glouben und warheit" Eberlin von Günzburg, Der erst Bundtsgnoß (Neudruck I 4 f.).

[1]) Strauß Werke VII 345; dazu das dort übersehene Vorwort Köbels zu seiner Schrift: „Eyen zyerliche Rede und Ermanung zů des Großmechtigsten Carolo rc." Szamatolski, Huttens deutsche Schriften S. 123 leugnet den Einfluß Köbels auf Hutten.

Volk konnte trotz des Übermaßes deutscher Druckschriften nicht befriedigt werden; ungestüm wird auf das Recht der Laien gepocht, an dem göttlichen Wort selbst Anteil zu haben. An Luther ergeht die Aufforderung, er möge die Nation mit einer deutschen Bibel beschenken: „Lieber her Luther, schriben in unser sprach zů dütsch die gotlich warheit, uff das wir einseltigen leyen ouch mögen lesen“ [1]) — solche Wünsche sind gewiß häufig in die Öffentlichkeit gedrungen.

Die Reformatoren hatten der lateinischen Schriftstellerei nicht ganz entsagt. Aber das große Publikum, das nun einmal warmes Interesse für alle kirchlichen und sozialen Streitfragen hatte, verzichtete keineswegs auf jene lateinischen Schriften. Um dem regen Wissensdrang der Laien zu dienen, veranlaßten Verfasser und Verleger häufig deutsche Übersetzungen — so sehr hatte der Erfolg der reformatorischen Literatur Publikum und Literaten begeistert. Jetzt werden lateinische Schriften von Luther, Hutten, Erasmus, Oecolampadius und anderen verdeutscht. Zuweilen äußern sich die Übersetzer auch über die Sprachbewegung. 1522 erscheint in Basel bei Adam Petri „Ein schön Epistel Erasmi von Roterdam, das die evangelisch ler von yederman sol gelesen und verstanden werden“, worin uns der Übersetzer versichert, daß die Gelehrten und Scheingelehrten diejenigen lästerten, welche den geistigen Bedürfnissen des Publikums mit Übersetzungen dienten. Der Augsburger Buchhändler Dr. Sigismund Grimm ließ eine Schrift des Oecolampadius 1521 ins Deutsche übersetzen und bat den Autor um eine Durchsicht und Genehmigung des deutschen Textes. Oecolampadius willigte ein; hätte — sagt er im Vorwort zur Übersetzung — bereits die lateinische Ausgabe den Zorn der Papisten erregt, so würde ihnen der Erfolg der deutschen Ausgabe noch größeres Ärgernis geben. So erhält auch das lateinische Schuldrama vielfach deutsche Bearbeitungen: man

[1]) Karsthans bei Clemen, Flugschriften IV 95.

verlernt es, sich der Muttersprache zu schämen, nachdem die Reformation das Deutsche aus der Erniedrigung befreit hatte. In seiner schweizerdeutschen Acolastus-Bearbeitung ermahnt Binder den Leser am Schluß des deutschen Vorworts: „ne pudeat te incomptae et agrestis dialecti, patria est!“ [1])

In demselben Verhältnis, in dem sich in den protestantischen Kreisen das Interesse für die deutschsprachliche Literatur steigert, wächst aber auch der Mißmut unter den Katholiken. Um sich des gefährlichsten Gegners, der Volkssprache, zu erwehren, suchen sie Luther als Aufhetzer des Volkes zu brandmarken, weil er sich der deutschen Sprache in seinen Schriften bediene. Deswegen greift Murner in drei anonymen Arbeiten von 1520 den Reformator an. Und doch war dieser schon von den Zeitgenossen bewunderte Volksschriftsteller ein Freund der Muttersprache, ja in jenem verhängnisvollen Jahre 1520 verteidigte er sich wirksam gegen Anfeindungen, die er wegen seiner Verdeutschung der Institutionen Justinians von Zunftgelehrten erfuhr. Jetzt aber trat Matthäus Gnidius [2]) in gleicher Sache gegen Murner für den Reformator auf: „agnoscimus quidem in te eloquentiam Germanicam“, so wird Murner angegriffen, „sed dolemus quod tam pessime illa abuteris. Cum enim ex latinis totum hoc pendeas negotium, eo utique idiomate agendum fuisset, non vulgato, maxime quoniam tu hoc tam acerbissime objurgas in Martino“. Und im folgenden Jahre weist Johann Eberlin [3]) alle die-

[1]) Vgl. Baechtold, Geschichte der deutschen Litteratur in der Schweiz S. 309.

[2]) Defensio Christianorum de Cruce 1520. Murner im Vorwort zu Utriusque Juris Tituli et Regulae 1520 sagt mit Rücksicht auf seine Institutionenverdeutschung: nostram germanicam interpretationem etsi quibusdam displicuisse cognoverimus, aientes nos nobilissimas juris utriusque margaritas porcis devorandas tradidisse potius quam interpretem exstitisse et prodidisse secreta quae propalanda non fuerant — ego quod feci infectum facere non possum nec facti poenituit.

[3]) Der achte Bundsgenoß Neudruck S. 80.

jenigen zurück, „die verargen und unnütz achten die grosse gob gots, das jetz so vyl heilsams ding in tütsche sprach verdolmetscht wirt". Die Übersetzung einiger Schriften des Erasmus nimmt er in Schutz, und daß Dr. Luther und Herr Ulrich von Hutten deutsch schreiben, billigt er mit Rücksicht auf den gemeinen Mann. Gegen diese Darlegung tritt dann im folgenden Jahre wieder Murner in seiner Schrift „Von dem grossen Lutherischen Narren" auf; im Hinblick auf Eberlins „Achten Bundsgenoß" parodiert er die Motive der deutschen Schriftstellerei:

Wan wir latinisch wolten leren,
So wißten wenig, das wir weren
Also groß narren in dem lant,
Und weren wenig lüten bkant.
Sunst so wir tütsch büchlin schreiben,
Die trucker das mit gewin vertreiben
Und füllen ire seckel damit:
Das selb unß dan kan schaden nit.
Auch künnen wir mit tütscher sprach
Unserm spot baß kumen nach.
So sein der tütschen wörter so vil,
Der sich keins latinischen lassen wil.
Das Wort ‘schmutzkolb’ und ‘hippenbüb’
Und auch darzů ein ‘beschorne råb’
Und andere wörter, der gleichen mer
Die tütschen sprachen bringen her,
Die lassen sich gar latinischen nit.
Darumb wir schreiben tütsch damit,
Und haben das darumb gethon,
Daß iede dorffmetz ein mög hon
Von unsern büchlin, die wir lon
Den nüwen cristen zů gůt uß gon,
Und uff den stuben bei dem wein
Unser auch gedencken sein.
Auch haben wir das mit hohen sinnen
Den frantzosen nit wöllen günnen:
Wer es latyn, sie würden es innen.
Darumb ich das zů tütsch beschreib,
Das es im tütschen land bleib!

Ja, wahrlich, wäre der Wunsch der Römlinge in Erfüllung gegangen, wir wären noch heute keine Nation von selbständiger Bildung! Männer wie Murner hätten allerdings nichts lieber gesehen, als daß der Reformationskampf ein internationales Mönchsgezänk geworden wäre, von dem das deutsche Volk nichts erfahren hätte. Für die Loslösung von Rom war darum keine entscheidendere Tat denkbar als die deutschsprachliche Bewegung, die von unserm Reformator ausging. Niemand anders als er hat unsere Sprache zum wahren Bildungsmittel erhoben; vorher galt nur der Lateinkundige für gebildet. Latein war bis dahin der Inbegriff aller ernsten Weisheit. Wer mit seinem Latein zu Ende war, war mit seiner Weisheit zu Ende. Die deutsche Sprache diente nur der leichten Unterhaltung, nicht echter Erziehung und Bildung. Murner sagt in der Narrenbeschwörung 1512, Kap. 97, Vers 118 f.:

Zů latyn far ich mit wysen,
Zů tütsch můß ich mit narren reysen.

Und noch in der Gäuchmatt 1519 V. 350 klagt er über den schlechten Absatz seiner lateinischen oder, was für ihn dasselbe sagt, „ernsten“ Schriften:

Kein dütsch bůch nie gedichtet was
Von mir in allem mynem leben:
Jch dichts latinisch ouch do neben!
Jch wil dirs zeigen, kum zů mir,
Und wil dir sy all tragen für.
Das sy so langsam uß hyn gan,
Do sindt die drucker schuldig dran!
Die drucken als die geucheryen
Und lond myn ernstlich bůcher lygen.

So treten jetzt zugleich auch die Freunde der Reformation mit aller Entschiedenheit für die deutsche Schriftstellerei ein: die Nation muß zu den großen Fragen der Zeit Stellung nehmen, muß in eigener Sache urteilen und entscheiden können. Wer lateinisch schreibt, macht ihr dieses Recht streitig. Daher

wird Murner in einer schweizerischen Flugschrift von 1526 angegriffen[1]):

Ein Respons schrybst du in latin.
die wär vil besser tütsch gsin:
So hett der gmein Mann ouch erkennt,
wie du doch habist den Esel gschendt.
Diewyl du aber das nit hast gthon,
so mag mencklich wohl verston,
Daß du schrybst allein den pfaffen.

Die Flugschriften jener bewegten Zeit sind voll froher Worte, daß der Widerspruch der katholischen Kreise gegen die deutsche Sprache erfolglos blieb. Sie legen damit Zeugnis ab, daß tatsächlich das Latein der gefährlichste Feind einer nationalen Bildung und eines gedeihlichen Fortschritts war. Eine Flugschrift von 1521 oder 1522 bekämpft die Herrschaft des Lateins und der lateinischen Kirche mit folgenden Worten: „Das sagen sie allein darumb, daß nyeman die Bäbst, Bischoffen, Rhomanisten, Vicarien (als sie vermeyn) ir geyzige, unrechte ordenung, gemächt und gebrauch also teutschlich solt beschreiben und an tag legen. Der hochgelert doctor Keiserßberger, ein Predicant in der loblichen statt Straßburg (dem gott gnedig sei) hat wol und teütsch geprediget — es hat nieman sich gebessert und wöllen die boesen beschwerden abthuon. Darumb so magst du doctor Luthern gar nit verkeren, so er es noch teutschlicher an tag prediget und beschreybet, dann den teutschen sol man teutsch predigen, den Juden jüdisch.“[2]) Daß Luther im Kampf gegen die Kirchensprache der Sieger ist, bezeugt auch die Flugschrift „Hupsche Argument, Red, fragen und antwurt Dreyer

[1]) Uß Ecksteins Rychstag in Scheibles Kloster VIII 879; vgl. auch Vögelin im Jahrb. f. schweiz. Gesch. VII 160.

[2]) Vgl. Birlinger, Alemannia III 129. Die beiden folgenden Zeugnisse hat mir Prof. W. Lucke in Hannover gütigst zur Verfügung gestellt (vgl. auch seinen Aufsatz über „Deutsche Flugschriften aus den ersten Jahren der Reformation“ in den Deutschen Geschichtsblättern IX (1907/8) 199 Anm. 7).

personen usw.": „Secht ir, lieber herr, das lert mich als der Luther und noch vil mer. Wann er macht sein ding als in teutsch, das hat man vorhin nit thon, unnd ich bin fro, das es dartzu kommen ist, das mann fast eyttel teutsche bucher ietz dichtet, wann wir bedürffen unsern kinden nimmer so vill gelts auff die hohen schulen geben, so hat Luther die geistlichen recht auch verprant unnd den Aristotelem vernichtet." Wertvoller sind die Darlegungen der Vorrede des Johannes Creß zu seiner Übersetzung von Ulrich Burkharts „Dialogus von dem rechten waren glauben": „Ich hab dises auß der lateyn inn der Christen gemayn sprach transzferiert. Dann wie vil unns Teutschen die sprach der lateyn (etwann vor zeytten von eben den selben zerstört, und widerumb zů jren unglück geeyffert) schaden hat gethon, ist nyemandt der es yetzund nit entpfinde. Das ja alles das in das lateyn ye ist kommen, und rechter grund des glaubens von den Hebraischen und kriechen, ist nachmals uns teutschen verspert blyben, und ist daß die schuld, daß wir unser aygne sprach veracht, und andre mer geliebt haben, unnd uns genůgen haben lassen am thon der wort und farbe, und nit geforscht was seyn inhalt sey. Also haben wir Urias brieff in henden biß her getragen, vermaynt das uns nutz, das uns yetz den schaden thůt. Damit aber das diß Berlin ainer gemayn der Christenhait nützte, hab ichs auffs aller schlechst in unnser kindtteutsche sprach bracht, bitt du wöllests also leesen, nit von wegen newer meer, als yetz fast die gewonhait ist, Sonder von nutz wegen und bessers glaubens."

Es wäre ein vergebliches Unterfangen, wenn ultramontane Geschichtschreiber die altgläubigen Kreise in der Reformationszeit als der deutschsprachlichen Bewegung freundlich gesinnt darstellen wollten. Die ganze Stimmung der Zeit von 1515 bis 1525 beweist das Gegenteil. Überall vernehmen wir, daß die Papisten der Volkssprache feindlich entgegen stehen [1]). Ein

---

[1]) „Ir gelerten, ir verkerten haben uns laien alle ding mit dem

wertvolles Zeugnis aus jener bewegten Zeit verdient in der deutschen Sprachgeschichte einen besonderen Platz. Es ist eine schweizerische Flugschrift von 1522, „Der gestryfft Schwitzer Bur“ betitelt. Sie erzählt, wie im vergangenen Jahr „ein Münch hat gepredigет in einer Stadt ein ganze Fasten und hat in allen sinen Predigen und Lehr sich erzöigt ein Hasser und Benider aller der, die tütsche Bůcher lesen, und hats gar ohn als Mittel für ein große Sünd und Irrsal und gar verworfen gehalten, als ob es Kätzery sy“. Die Unterredung dieses altgläubigen Predigermönchs mit einem Bauern, der selbst viele deutsche Bücher gelesen und sein Gesinde in ihnen unterwiesen hat, bildet den Inhalt dieser in unserer Sprachgeschichte bedeutsamen Schrift.

„So ihr Priester deutsche Sprache gar verachtet,“ sagt der Bauer, „als ob sie der Vernunft nicht gemäß sei und auch der göttliche Will vor den Laien soll beschlossen sein, frag ich euch: da Gott der Vater den ersten Menschen erschuf, ob er ihn nicht vollkommenlich hat erschaffen? Denn dann hat Gott ihm auch erlaubt, in seiner Sprache seine Vernunft zu gebrauchen.“ — Mönch: „Du kannst aber hohe und subtile Dinge nicht verstehen.“ — Bauer: „Petrus, Andreas und die anderen Apostel sind auch einfältige Fischer gewesen, und es ist zu fürchten, daß die Subtilität viel hochgelehrte Doctores in den Abgrund der Hölle geführt habe.“ — Mönch: „Macht man auch Doctores in der teutschen Sprach?“ — Bauer: „Es

latin verschlagen, wie die gaukler thunt: verschwind als der wind, daß keiner wider find! Darumb verdreußt die pfaffen und münch, daß man teutsche bůchlein truckt, darin ir hälung herfür bricht“. Der Hurenwirt C ii in Schades Satiren 3, 279. —

Darum wolten sy nit haben,
Das man den Latinischen bůchstaben
Brechte har zů Tütscher zungen.

Kegelspill gepractiziert aus dem jetzigen Zwytracht des Glaubens ꝛc. 1522 (nach A. Götzes Neudruck bei Clemen, Flugschriften aus den ersten Jahren der Reformation III 242).

ist wahr, in teutscher Sprach macht man kein Doctor, aber in lateinischer Sprach krönt man vil Esel aus der Täschen. Es ist die größte Irrung, daß sie den Laien verbieten, die helge Geschrift in teutsch zu lesen. Ich mein, min Sprach, die mit mir ufgewachsen ist, sy mir wäger dann ein andere, dann die angeborne Sprach ist allwegen beherziger." [1])

Mit diesem Siege der Reformation und der deutschen Sprache war ein großer Teil Deutschlands für immer aus den Netzen mittelalterlich-römischer Geistesknechtung befreit. Die alte Geistlichkeit, die früher den Laien die geistige Nahrung knapp zuzumessen gewöhnt war, ist jetzt sogar von der Bibelgelehrsamkeit protestantischer Laien überholt und in der eignen Geistesarmut bloßgestellt [2]). Eine neue Bildung bricht an. Beichtbücher und Dekretalien sind nicht länger die Hauptnahrung für die geistig armen Laien. Die Flugschriften der Zeit geben uns einen Einblick in den großen Kulturkampf. „Syben frumm aber trostloß pfaffen klagen ire not einer dem andern" — so lautet der Titel eines Gesprächbüchleins von Eberlin; da klagt (Neudr. II 69) ein alter Geistlicher: „Die welt würt táglich gelerter und eins besseren urteyls. Die kind in der schůl post fornacem lernen yetz besser ding dann zů unseren zeiten, die in primo loco saßen. Der teutschen bůcher werden vil, und in teutscher sprach findt man yetzt alle gótliche und menschliche weißheit. Vorzeiten was Dormi Secure, Thesaurus Novus, Postilla Guilhelmi, Discipulus, Pomerius etc., ja Gabriel, Oliverius, Summa Predicantium etc. gůte bůcher — yetzt acht man jr nit."

In ähnlicher Weise veranschaulicht uns Urban Rhegius unter dem Decknamen Symon Hessus 1521 in einer titellosen Streitschrift, die von Zähringen im Breisgau ausging, den

[1]) Vgl. Karl Hagen, Der Geist der Reformation I 223.

[2]) Dem Ärger über die Verbreitung deutscher Bücher gibt Cochläus Commentarius de actis et scriptis Lutheri 1549, S. 55 unumwunden Ausdruck (Creizenach, Geschichte des neueren Dramas III 257).

Umschwung, den die deutsche Bildung damals durch Luther erfuhr: „Es ist dem Romischen hoff nit fast nutzlich, daß die teütschen gesellen anfahen witzig und gelert werden und bey eynem pünctle ußrechnen, wie zugangen sey im anfang der Christlichen kirchen. Der Romisch hoff mocht wol leyden, daß die Teutschen gar nichs lesen dann das Decret, Decretal und was zu Rom gemacht wirt. Dann yetzund die truncken Teütschen den wein ußgeschlaffen haben unnd gelert werden unnd wöllen anfahen die sach zu grob versteen. Weren sie bliben beym Alexander in der Grammatick, bey dem Colnischen Copulat in der Logick, bey dem Thoma in der heyligen geschrifft, bey dem Carolo und Pontio Pilato in der Rhetorick und hetten sie der Kriechischen sprach, des heyligen Evangeliums, Pauli, Hieronymi und der alten herren sich nichts angenommen, so weren sie noch frumm, schlecht und gehorsam sün des Pabsts, und wen eyn brieff oder Mandat von Rom keme, so hielten sie hoher und mer darvon dann von dem Evangelio. Item wenn indulgentz kumpt, so suchen sie die alten Plappert herfür und schickens gen Rom. Da kan man dieselbige uß-ballieren und prauchen. Und so lebte Rom in fridsamer posseß der schaff. Wenn das schaff aber nit wollen geben wolt, er-schreckte man das selbig mit eynem greüßlichen harten donner-schlag eyner Bullen, so geb es aber etwa lang milch und wollen. Hettest du den kopff nit herfür gereckt uß Mitternacht und hettest die dollen unnd groben Teütschen lassen jre köpf zerbrechen über dem beichtbüchle und dem Decretal, so hetten sie nit so vil weyl unnd Zeyt gehabt, das heylig Evangelium zu ergründen unnd auch also eben erfaren, wie es zu Rom zu gatt. Das grob Teütsch volck hett sein stumpffe vernunfft noch nit also gespitzt unnd so ernstlich gebraucht, zu erfaren die speculatz der Romischen Freyheyt oder Kirchenfreyheyt unnd hett sollichen dingen noch lang nit nachgefraget. Aber yetzund sein die Teütschen also spitzig und gantz sinnreych geworden inn der heyligen geschrifft, daß zum dicker mal eyn leie meer rechter

grüntlicher geschrifft kann dann die leüt, die Infeln uff dem haupt tragen, als ob sie das alt und newe Testament konnen, das sie offt nit ansehen in dreyen moneten".

Es war zugleich ein Kampf um das Nationalitätsprinzip. Deutsche Pfründen, weltliche wie kirchliche, waren nicht selten von Ausländern besetzt, die der deutschen Rede nicht mächtig waren. Wir hören von katholischen Geistlichen, von Bischöfen, von Kaisern, die der deutschen Sprache unkundig waren. Die Freunde der Reformation verlangen Abhilfe. Da fordert eine in Straßburg 1521 ausgegebene Flugschrift, „das keyn frembder oder außlendischer, der mit der tütschen sprach dem folck nit volkomenlich kann predigen, lesen und versteen, hinfór nicht mer móge erlangen und außbringen gerechtikeit, gewor oder besitzung zů geistlichen wirden, ampten, lehen unnd pfrůnden teutscher nation und das sie billich für untóchtig darzů sollen geacht werden"[1]. Eine andere Flugschrift verlangt ebenso, „Teütsch pfründen den Teutschen allain zů leychen": sie sollten fortan nicht mehr übertragen werden „ungelerten, untüchtigen, ungeschickten leütten, die auch Teütscher sprach unwissend seind"[2]. Mit gleicher Erbitterung sehen unsere Patrioten, wie Rom Vorrechte an Römer austeilte, an deren Besitz uns Deutschen viel gelegen sein mußte. Ein römischer Drucker besaß ein zehnjähriges Privilegium des Papsts für Tacitusausgaben, und Hutten[3]) konnte keinen Drucker finden, der päpstlicher Bulle und römischen Legaten zum Trotz eine Ausgabe zu veranstalten gewagt hätte.

Aber gekämpft wurde auf allen Gebieten für Deutschtum und Muttersprache, und mit dem Siege des Prote-

---

[1]) Etlich Artickel gottes lob und des heiligen Rom. Reichs und der gantzen Teutschen Nation ere und gemeynen nutz belangend.

[2]) Die Beschwerungen des hlg. Rö. Rey. und besonderlich gantz Teütscher Nation vom Stål zů Rom u. s. w. B iiii.

[3]) Gesprächbüchlein G iii.

stantismus erhielt die Volkssprache eine früher nie geahnte Bedeutung.

Es ist nicht unsere Aufgabe, die späteren wechselvollen Schicksale des Deutschen im Gottesdienst darzustellen. Vom Standpunkt der deutschen Sprachgeschichte war es keine ernste Gefahr, als das Leipziger Interim von 1548 dem Latein in der Liturgie wieder den breitesten Raum zu sichern versuchte[1]). Mochte auch das Tridentiner Konzil von neuem wieder die alte Abneigung der römischen Kirche gegen die Volkssprachen kund tun — es konnte an der Tatsache nichts geändert werden, daß das Latein aus seiner fast tausendjährigen Herrschaft in Deutschland endgültig verdrängt war.

Der Vorwurf der Barbarei, mit dem noch Luthers Zeitgenossen die deutsche Sprache brandmarken, verstummt seit der Mitte des 16. Jahrhunderts. Waren bis dahin deutsch und barbarisch (barbare) als Gegensatz zum Latein gleichwertige Ausdrücke, so tritt fortan die stolze Benennung der deutschen 'Haupt- und Heldensprache' auf, die fast durch zwei Jahrhunderte den Freunden deutscher Sprache geläufig bleibt. Die Volkssprache, die durch den Protestantismus die religiöse Weihe erlangt hat, ist zum Rang einer Hauptsprache erhoben, seitdem „Gott, der in allen Sprachen gelobt sein will, auch in unserer Sprache Wunder wirkt". Gleichzeitig dringt das Wort 'Muttersprache' durch, das den Gefühlen der Nation für ihre Volkssprache den innigsten Ausdruck verleiht. Und es wird kein

---

[1]) Ich verweise nur auf das bezeichnendste Zeugnis dieser Jahre: 1550 und 1560 veröffentlichte der Hamburger Prediger Joachim Westphal in Magdeburg seine „Zwo Predigen gethan aus dem Evangelio Matth. 11, 1, daß man in der Kirchen alles in gemeiner bekannter Sprach lesen und singen soll; auch was für große Schäden aus der jetzigen Veränderung der deutschen Sprach in Lateinisch in den Kirchen erfolget." Nach Geffken, „Die Hamburgischen ndſ. Gesangbücher des 16. Jahrh." S. IX könnte es scheinen, als ob diese beiden zweimal gedruckten Predigten nie veröffentlicht worden seien.

Zufall sein, daß die frühesten hochdeutschen Belege dafür bei Luther begegnen: er hat das Wort aus dem Niederdeutschen, wo es schon 1424 bezeugt ist, ins Hochdeutsche verpflanzt[1]).

2. Maximilian und seine Kanzlei.

Von jeher hatten auf dem deutschen Sprachgebiet Lautbewegungen gewirkt, die der Einheit der festländischen Germanen so gefährlich waren wie die politische Zersplitterung in Stämme. Im 6. Jahrhundert war von dem langobardischen Oberitalien aus eine Bewegung bestimmter Konsonanten über die Alpen gedrungen und hatte die oberdeutschen Landschaften, dann auch Mitteldeutschland ergriffen, um schließlich die niederdeutsche Sprachgrenze zu schaffen. Ähnlich dieser Verschiebung der Konsonanten hatte auch der Vokalismus der Tonsilben eine Umgestaltung erlitten, welche um 400 von Norden her nach Süden vordrang und bedeutsame Scheidelinien schuf: die Erscheinung des Umlauts, die in der geschichtlichen Zeit bestimmte geographische Fortschritte von Norden nach Süden macht und zum Teil auch räumliche und zeitliche Marksteine von Bedeutung abgibt. Diesen gewaltigen Lautbewegungen, die zahlreiche charakteristische Lautunterschiede in unsern Mundarten erzeugt haben, vergleicht sich in späterer Zeit eine Erscheinung, die wir nach Wilhelm Braune[2]) als sprachliches Naturereignis aufzufassen gelernt haben. Es ist die Diphthongierung der alten î û iu (gesprochen als langes ü) zu ei, au, eu, die für

---

[1]) Beleg: Luther 1525 Wider die hymlischen Propheten 1 L II[b] „Es mus beyde text und notten, accent, weyse und geperde, aus rechter můttersprach komen“ — 2 D IV[b] „Es ist ye die rechte můttersprache, und so redet der gemeyne man ynn deutschen landen.“ Zur Geschichte des Wortes vgl. mein Etymol. Wb. unter ‘Muttersprache’ und über niederdeutsch Modersprake Ndd. Korrespondenzblatt 12, 4.

[2]) Vgl. Paul und Braunes Beiträge I 37.

die Entstehung unserer späteren Schriftsprache von der größten Bedeutung werden sollte.

Wie Umlaut und Lautverschiebung drohte dieser Lautwandel neue mundartliche Grenzen zu schaffen und damit die sprachlichen Unterschiede der Landschaften zu vermehren. Und so geschah es auch, bis schließlich die neuen Diphthonge den Grundzug der neuen Schriftsprache bildeten und die zahlreichen Dialektunterschiede, die durch lautgesetzliche Vorgänge erzeugt waren, durch eine höhere Einheit unschädlich gemacht wurden.

Derselbe Vorgang der Diphthongierung hatte sich in England vollzogen und mundartliche Gegensätze erzeugt. Auch die angelsächsische Spracheinheit war in Gefahr gewesen, einem bunten Sprachengetümmel zu weichen, wenn nicht hier wie allerwärts das alte Gefühl der Volkseinheit auch zu einer einheitlichen Sprache geführt hätte, die erst für den literarischen, dann auch für den mündlichen Verkehr unentbehrlich wurde. Die englische Sprachgeschichte deckt uns die Folgen jener Diphthongierung auf und beleuchtet die Erscheinungen des Festlands. Der ununterbrochene Zusammenhang des Schrifttums führte in England zu jener auffälligen Schreibweise, die dem Schriftenglischen eigen ist: man schreibt i, obwohl man ei spricht, auch in der modernen Zeit mit dem herkömmlichen Lautzeichen; ou ist im Neuenglischen als Lautzeichen geblieben, obwohl eben dieses Zeichen, das heute als au gesprochen wird, im Mittelenglischen für den Lautwert û üblich war. Die Rechtschreibung der modernen englischen Einheitssprache ist also nicht mit der Lautentwicklung vorangeschritten, sondern auf der Stufe der mittelalterlichen Sprache stehen geblieben.

Dieselbe Möglichkeit, die durch das ablehnende Verhalten der nicht diphthongierenden Mundarten noch begünstigt wurde, stand auch uns Deutschen offen. Weniger konservativ gesinnt und den Bruch mit der Vergangenheit nicht scheuend, entschieden wir uns für die zweite Möglichkeit, den jungen Diphthongierungen auch im Schriftbild gerecht zu werden. In den

ersten Zeiten der Durchführung des Lautwandels mochte allerwärts der Bruch mit der herkömmlichen Schreibweise schwer sein. Wirklich drohte uns, wenn auch nur vorübergehend, jene Art der Lautdarstellung, die im heutigen England herrscht. Dies wissen wir vom Gebiet der schwäbischen Mundart, wo um 1500 i geschrieben wurde, als man bereits ei sprach[1]). Und so wird allerwärts der rein lautliche Vorgang etwas früher anzusetzen sein als seine Widerspiegelung in der Schreibung.

Um 1200 hat dieser Lautwandel im Südosten Deutschlands begonnen; schon in der Blütezeit der mittelhochdeutschen Dichtung beginnen die neuen Diphthonge. Im 13. Jahrhundert werden sie in Niederösterreich heimisch, und im 14. Jahrhundert gewinnen sie ganz Österreich. Prager Rechtsdenkmäler von 1324 zeigen bereits ei, au, eu; zwischen 1330 und 1350 werden diese ganz durchgeführt. Um die Wende des 14. und 15. Jahrhunderts erobern die neuen Diphthonge Schlesien und Obersachsen; in Meißen werden sie etwa um 1400 häufig, aber erst in der zweiten Hälfte des Jahrhunderts sind sie schriftlich allgemein durchgeführt. Bayern und Ostfranken werden im 14. Jahrhundert von der Lautbewegung ergriffen; um 1400 dringt sie über den Lech nach Schwaben, wo der lautliche Vorgang bereits um 1490 abgeschlossen gewesen sein muß, wenn die alten Vokale in der Schreibung auch noch etwa 50 Jahre weiter leben. Von Bayern, Ostfranken und Schwaben aus zieht sich die Bewegung zum Untermain und Mittelrhein, wo sie in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts durchdringt.

Große Teile Deutschlands aber sind von diesem mächtig vordringenden Lautwandel nicht betroffen. Am Oberrhein bleiben bis heute in den Mundarten die alten î, û, iu; auch Hessen,

---

[1]) Vgl. den schönen Aufsatz Hermann Fischers über das „Hechinger Latein" in den Württembergischen Vierteljahrsheften 1885, S. 229 und 1887, S. 45. Es wird dort nachgewiesen, daß und warum einzelne Schwaben damals lateinisch dies, qui als deies, quei ausgesprochen haben.

Thüringen, das nördliche Mittelfranken sind von der Bewegung nicht erfaßt worden. Niederdeutschland ist wie im Konsonantismus so auch im Vokalismus der alten Weise treu geblieben. Auch im südlichen Teil des bayrischen Allgäu fehlen die neuen Diphthonge. In der Schweiz sind einige Ansätze zu der neuen Lautbewegung zu beobachten: nicht nur haben zwei weit auseinanderliegende Mundarten — die von Schanfigg[1]) in Graubünden und die von Engelberg in Unterwalden — nach neuhochdeutscher Weise diphthongiert, sondern es zeigen auch mehrere nordwestliche Mundarten der Schweiz ei statt î im Wortauslaut, z. B. drei, frei (neben verbreiteterem schweizerischen drî, frî). Denn in allen übrigen Landschaften, wo wir den modernen Diphthongen ei für mhd. î antreffen, fällt er in der Aussprache nie mit dem alten ei von Bein, Stein zusammen. In diesem Punkt unterscheidet sich das heutige Schriftdeutsch von unsern Mundarten: im heutigen Schriftdeutsch nämlich ist der Zusammenfall der beiden ei in der Schreibung auch für die Aussprache verhängnisvoll geworden, während unsere Mundarten noch immer den alten Unterschied widerspiegeln.

Im 15. Jahrhundert, als die mundartliche Aussprache noch uneingeschränkt herrschte, war somit Deutschland in zwei Teile geteilt. Norddeutschland und Südwestdeutschland halten an dem alten Vokalbestand fest. Das östliche Mitteldeutschland dagegen und der größte Teil von Süddeutschland haben durch jenes Sprachgesetz einen neuen Lautstand angenommen: da gelten mein und dein für die alten mîn und dîn, Haus und Maus für Hûs und Mûs, Leut(e) und heut(e) für Lǖt(e) und hǖt(e).

Die Donaulande beherrschte diese neue Sprachart mehr als zweihundert Jahre vor Luthers Auftreten. In den Kanzleien der bayrisch-österreichischen Städte blühte sie, von hier aus fand sie eine weitere Verbreitung über den Raum ihrer bodenständigen

---

[1]) Vgl. Staub in der Zeitschr. f. deutsche Mundarten 7, 199.

Geltung hinaus. Zumal unter Maximilian gewinnt die Sprache der kaiserlichen Kanzlei, der das neue Deutsch seine schnelle Ausbreitung verdankt, ein Ansehen, das auch unser Luther [1]) anerkannt hat; und bald verweist die aufblühende deutsche Grammatik auf den Kaiser und auf den Reformator als die Richtschnur deutscher Sprachart.

In der Tat, Kaiser Maximilian gebührt neben Luther eine hervorragende Stellung in unserer Sprachgeschichte. Als letzter Vertreter des Rittertums läßt er die deutschen Heldengedichte unseres Mittelalters sammeln; die überaus wertvolle Handschrift, die er niederschreiben läßt, ist das letzte Zeugnis für ein lebendiges Nachwirken der höfischen Zeit. Er setzt hohe Belohnungen aus für den Nachweis altdeutscher Sprachdenkmäler. Der Verfasser des Teuerdank und des Weiskunig ist auch ein Mittelpunkt der Literatur in der Volkssprache; zahlreiche Übersetzungen aus dem klassischen Altertum sind dem Kaiser gewidmet. 1507 erscheint eine Verdeutschung von Caesars Schriften, die der Elsässer Ringmann dem Kaiser zueignet. 1507 (1505) trägt die Livius-Übersetzung Bernhard Schöfferlins den Namen Maximilians. 1511 (1529) erscheint eine Vegetius-Übersetzung mit einer Widmung an Maximilian. Die erste Verdeutschung von Virgils Aeneis (1515), die Murner zum Verfasser hat, ist dem Kaiser gewidmet.

So steht Maximilian im Mittelpunkt einer deutschsprachlichen Literaturbewegung. Er regt Übersetzungen an; ja er sucht Verleger zur Übernahme solcher Werke zu vermögen. So bestimmt er den Nürnberger Drucker Koberger 1502, das „Půch der himmlischen Offenbarung der heiligen Wittiben Brigitte“ zu drucken, das Waldauff von Waldenstein für ihn aus dem Latein übersetzt hatte.

Angesichts solcher Tatsachen glauben wir die Berechtigung

---

[1]) In den Tischreden, wo es heißt: „Kaiser Maximilian und Kurfürst Friedrich, Herzog von Sachsen, haben im Römischen Reiche die deutschen Sprachen also in eine gewisse Sprach gezogen“.

zu haben, auch die Anfänge theoretischer Regelung der Sprache auf des Kaisers Anregung zurückzuführen. Eine alte Überlieferung, die bis in die Mitte des 16. Jahrhunderts zu verfolgen ist[1]), schreibt dem Kaiser große sprachliche Reformgedanken zu, an deren Verwirklichung ihn der Tod gehindert hätte. So soll auch sein Hofkaplan Ladislaus Suntheim an einer „Descriptio linguae vulgaris per superiorem Germaniam“ gearbeitet haben. Und der österreichische Protonotar und Landschreiber Hans Krachenberger (Gracchus Pierius) schrieb unter Maximilian ein „Opus grammaticale de lingua germanica certis adstricta legibus“, das freilich nicht vollendet und auch nicht veröffentlicht wurde. Das höchste Ansehen aber in sprachlichen Dingen genoß der kaiserliche Kanzler Niclas Ziegler, dessen Namen und Schreibart zahlreiche Urkunden weithin durch Deutschland verbreiteten[2]).

Bis auf Maximilian treffen wir unschöne Konsonantendoppelungen. Überall treten in Urkunden Schreibungen wie Hellffershellffer, Czeytten, weitter, Pottschafft usw. auf. Aber seit 1500 scheint eine strengere Regelung durchzudringen. Und besonders die von Niclas Ziegler gezeichneten Urkunden verraten ein erfolgreiches Bestreben, die unnötigen Konsonantenhäufungen, zumal cz, zu meiden. Er schreibt Zeiten, Helfer; nur die unvermeidlichen nn (unns) herrschen auch bei ihm. Sonst sehen wir in seiner Sprache die Merkmale der bayrisch-österreichischen Mundart: das häufige kh im An- und Inlaut; sl, sw, sn für schl, schw, schn (swebisch, Ratslag); anlautendes p (Pot 'Bote'); das Suffix -nuss; verkürzte Formen wie Glaub, Nam für Glaube, Name. Nur die bayrischen ai wendet Ziegler nicht so regelmäßig an wie die übrigen Kanzler des Kaisers.

[1]) Vgl. Theod. Bibliander, De ratione communi omnium linguarum (Zürich 1548) S. 27: „ferunt et Maximilianum imperatorem in animo versavisse emendationem sermonis Teutonici“.

[2]) Über Ziegler vgl. Aschbach, Geschichte der Universität Wien II 421.

Wenn bald in der Literatur allerwärts das Lob der Maximilianischen Kanzlei erschallt, so kann sich das kaum auf die Lautgebung beziehen, denn diese deckt sich im wesentlichen mit der Mundart der Donaulande. Vielmehr scheinen jene Reformen den Kanzleiräten Maximilians sprachliche Anerkennung verschafft zu haben. Denn auch in den gedruckten Denkmälern jener Zeit beginnt etwa mit 1500 eine größere Regelmäßigkeit der Schreibweise besonders in der Konsonantendoppelung. Haben früher die maßlosen cz, tt, ff, gk, gck den Drucken ein abstoßendes Äußere gegeben, so tritt noch unter Maximilian eine straffere Regelung auf, und wenn Luther und die Zeitgenossen seiner Schreibweise folgen und auf ihn als Vorbild weisen, so dürfte sich allerdings kein anderes Gebiet finden, worin sie das mit mehr Recht tun konnten.

Der Einfluß der kaiserlichen Kanzlei auf die übrigen Kanzleien und auf die Druckereien in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts ist zu wichtig, als daß wir auf eine eingehendere Darstellung des Literaturdialekts in den Donaulanden verzichten dürften. Sie schien bestimmt, jene Bedeutung für unsere Kulturentwicklung zu erlangen, die wir später der Sprache unseres Reformators beilegen werden. Aber durch die kirchlich-soziale Umwälzung der nächsten Jahrzehnte wurde der schnelle Lauf der Donausprache gehemmt: ihre Bedeutung war gebrochen, als Wittenberg Deutschlands geistiger Mittelpunkt wurde. An die Stelle jener mit Maximilians Kanzlei verwachsenen Sprache der Donaulande trat eine neue Autorität, die trotz der österreichischen Reichsregierung siegreich durchdrang. Aber gerade die Tatsache, daß die anerkannte Stellung der Kanzleisprache in der Literatur durch die Wirkungen der Reformation erschüttert wurde, macht hier einen Überblick über jene ältere Literatursprache notwendig: wir müssen ihre Eigenart darlegen, um ihr die verwandten, aber selbständigen Züge von Luthers Sprache gegenüberstellen zu können. Wer die Folgen der Reformation völlig ermessen will, muß die maß-

gebenden Grundzüge der voraufliegenden Zeit kennen. Das gilt auch von der Sprache.

Ein Denkmal vergegenwärtigt besonders schlagend die Bedeutung der Maximilianischen Kanzlei und ihre Normen. Es ist Ecks katholische Bibel (Ingolstadt 1537), der Luthers Übersetzung, teilweise in der Emserschen Überarbeitung, zugrunde liegt. Diesem Text, der eine Vergleichung mit der neuen mitteldeutschen Literatursprache herausfordert, legen wir darum besonderes Gewicht bei, weil er unter andern Umständen wohl berufen gewesen wäre, den steigenden Einfluß von Luthers Bibelsprache zu durchkreuzen und der durch die Reichsregierung vertretenen Sprache die gefährdete Vorherrschaft zu sichern. Eck beruft sich zudem für seine Sprache auf den kaiserlichen Kanzler Niclas Ziegler: „So auch etwas an rechter form zů schreiben und Ortographei gelegen im teütschen, hab ich mich deren geflissen und mich die gemain Cantzler schreiber nit jrren lassen, die lützel auffmerckens und Judici darauff haben, wie dann treffenlich Herr Niclas Ziegler bey Kaiserlicher Maiestat hochlóblicher und untódtlicher gedáchtnuß Kaiser Maximilian das teütsch nach rechter art und regulariter Ortographi her für bracht hat; wie sols Ewer Gnaden als do zůmal fürnembsten K. M. Rath[1]) am hoff baß bewißt, dann ich anzaigen kan. So ist doch im Truck die Ortographey, das ich für bestendig geacht, nit allweg gehalten worden, deßhalb ich nit vil dar von disputieren will." Auch für das Neue Testament, dem Emsers Bearbeitung zugrunde liegt, hält Eck jene Norm fest. „Ich hab sein tranßlation fur hand genummen und auff hoch teütsch mit worten und syllaben verstelt" — so kennzeichnet Eck sein Verhalten zu Emser.

Seine Überarbeitung erstreckt sich also auf Lautlehre und

[1]) Diese Worte stammen aus der Widmung an den Kardinal Mathäus Lang, Erzbischof von Salzburg (1519—1540), den Eck als die rechte Hand Kaiser Maximilians charakterisiert. Schon 1517 hatte ihm Eck zwei Schriften zugeeignet (Aristoteles' Dialektika u. Porphyrius' Isagoge).

Wortschatz. Für Eck ist der bayrisch-österreichische Vokalismus maßgebend; er schreibt nach gemein oberdeutscher Weise Brůder, gůt, thůn, wo das mitteldeutsche û in Luthers und Emsers Texten steht (Bruder, gut, thun); bayrisch-österreichisch sind seine ai in Worten wie Bain, Stain, hailig, rain, zaigen (Luther und Emser Bein, Stein, heilig, rein, zeigen). Eck unterscheidet üe ů (füeren, Füeß, Brůder, růren) von ü (über, verkünden), während Emser und Luther beide Laute nach mitteldeutscher Weise zusammenfallen lassen. Die oben besprochenen Diphthongierungen (Wein, Haus, Heuser usw.) sind natürlich bei Eck ebenso wie in der Sprache des östlichen Mitteldeutschlands durchgeführt.

Das allgemeine oberdeutsche Gesetz, das die auslautenden e vernichtet, hält Eck ein, wenn er in der Mehrzahl Schätz, Dieb, Wölf, Frücht, Wind oder in der Einzahl wie Aug, Speiß, Balk, Red sagt, wo Luther und Emser ihrer mitteldeutschen Mundart gemäß Schetze, Diebe, Wolfe, Früchte, Winde — Auge, Speise, Balke, Rede gebrauchen. In der Ingolstädter Bibel finden wir ir werdt (= ihr werdet), beklaidt (= bekleidet), verschit (= verschüttet), redt (= redet). Für Heupt, erleuben, gleuben, erbeiten bei Luther und Emser hat Eck umlautlos Haupt, erlauben, glauben, arbeiten; jene haben stehen, gehen — dieser stan, gan (Imperativ stand, gang); jene gelart, rufen — dieser gelert, rüefen. Für die mitteldeutschen o und ö vor Nasalen in König, Son, komen, konden, sonder, sonst — so bei Luther und Emser — hat Eck die alten u und ü: Künig, Sun, kumen, kunden, sunder, sunst. Sein versöhnen für das mitteldeutsche versühnen verdient besondere Beachtung. Sonst verzeichne ich aus Ecks Bibel Schüepe 'Schuppe', Saul 'Säule'.

Bei Zeitwörtern wie treiben, steigen hat der Bayer bereits die neuen Präterita stig, trib, schri, blib gegen

die alten steig, treib, schrei, bleib bei Emser und Luther; diese haben ich war — ich hatte, Eck hat ich was — ich het. In der Ingolstädter Bibel treffen wir die Endung -nuß gegen das mitteldeutsche -niß: bayr. Empfängnus, Gezeugnus, Verdammnus. Dazu kommen die großen Abweichungen im Wortschatz [1]). Eck hat alle Wörter beseitigt, die „den Oberländischen nit gemain" sind. Zeitwörter wie freien, vertrauen, gehorchen, ernten, die Emser und Luther gebrauchen, ersetzt er mit zur Ehe nehmen, vermählen, gehorsam sein, schneiden. Für die mitteldeutschen Hauptwörter Grenze, Seuche, Lappen, Scheffel, Motte, Scheune, Hubel, Schleuche, Splitter hat die Ingolstädter Bibel Gegend, Krankhait und Siechtum, Blätz, Metz, Schabe, Scheure, Bühel, Saumheut, Agen. An syntaktischen Eigentümlichkeiten beachte man, daß Eck ihn, ihm gegen das mitteldeutsche sich als Reflexivpronomen, mögen gegen Luthers können verwendet.

Sonst fällt uns eine leidlich einheitlich durchgeführte Orthographie auf, die sich besonders im maßvollen Gebrauch der Doppelkonsonanten äußert.

Unter Maximilian begann aber nicht nur die Regelung, sondern auch die Ausbreitung einer modernen Sprache. So hatte früher Augsburg in seiner Kanzlei wie in seinen Druckereien der örtlichen Mundart wichtige Züge entnommen, die uns in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts entgegentreten: da herrscht au für â z. B. in den Augsburger Reichstagsakten von 1474: Legaut, nauch, wolbedaucht für Legat, nach, wolbedacht. Mit dem Beginn des neuen Jahrhunderts gewinnt die Kanzleisprache der Donaulande dort Eingang. Der Augsburger Chronist Werlich verlegt 1595 die Neugestaltung der Sprache in das Jahr 1501 [2]): „Umb diese

---

[1]) Weiteres über Ecks Wortschatz s. unten Kap. 6.

[2]) Vgl. E. Wülcker Germ. 18, 198; Hansen in Fleckeisens Jahrb. 124, 18. Zu den Augsburger Sprachverhältnissen vgl. noch Socin Schriftsprache

Zeit begunden die Augsburger ihre Sprache zu ändern und etwas verständlicher zu reden und zu schreiben, also daß sie zu unserer Zeit bey Regierung Kaiser Ferdinandi ganz anderst reden denn die Alten. Dann dieselben vor diesem in Aussprechung des i und u das Maul weit auffsperrten, brauchen sie jetzunder dafür das ei und au im schreiben und reden und sagen mit halbem Mundt allein für allan, auch für ach." Ältere Augsburger Drucke zeigen Lautformen, die von denen der Maximilianischen Kanzlei völlig abweichen. In der Aurea Biblia, die etwa 1475 unter dem Titel „Die deutsch guldin Bibel nach Ordnung des ABC" in Augsburg gedruckt wurde[1]), wird gewechselt zwischen altem und neuem Vokalismus: Haus und Hus, Fleiß und Flyß, Teufel und Tüfel kommen nebeneinander vor. Aber vor allem herrschen die ou und au (selten ô) für echtes â: Strouff 'Strafe', strouffen 'strafen', frougen 'fragen', gouben 'sie gaben', Schouff 'Schaf', haut — haust 'hat — hast'. In den meisten Augsburger Drucken aus der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts kehrt dieses ou und au wieder, das erst mit der Blüte der

S. 177, wo das Zeugnis der Annales Augsburgenses des Achilles Pirminius († 1577) zum Jahre 1500 angeführt wird: „Sub hoc saeculum coepit vernaculus Sueviae hujus sermo apud Augstburgum a simplicium vocalium tum prolatione tum scriptione ad Bojaricas Austriacasque dyphthongos declinare primulum et inde paulatim magis ac magis ad exterorum sonos accedere, adeo ut nostra hac aetate, jam sub Ferdinando Caesare, plane alio idiomate cives hic loquantur, quam majores soliti fuerint. Nam cum hi olim populariter tum literis tum voce tam in nominibus quam in verbis i et u rotundo expresserint ore, hodie omnes diductiore rictu ei et au pronunciant scribuntque".

[1]) Über den Drucker der Aurea Biblia vgl. Butsch: Ludwig Hohenwang, kein Ulmer, sondern ein Augsburger Buchdrucker (München 1885). Über den Augsburger Bücherdruck vgl. Kauffmann, Geschichte der schwäbischen Mundart (Straßburg 1890) S. 289 ff., wo auch Nachweise über andere schwäbische Druckerstädte zu finden sind; außerdem Fried. Scholz, Geschichte der dtsch. Schriftsprache in Augsburg (Berlin Diss. 1895).

Maximilianischen Kanzlei, nach dem obigen Chronisten mit dem Jahr 1501, in Augsburg ausstirbt. So haben fortan die dort gedruckten Werke diese ou nicht mehr. Es stimmt z. B. der Lautcharakter der Augsburger Bibel von 1518 im ganzen mit den Gepflogenheiten der Kanzlei und Ecks überein: uo, üe, â (nicht ou), ö (für Umlauts-e), ai (für echtes ei). Auch in der Augsburger Psalmenübersetzung von 1523, die Dr. Caspar Amman zum Verfasser hat, kehren die alten Augsburgischen ou nicht mehr wieder: es heißt *hat*, *Straff*, *Gaben*; die aspirierten kh (*Khinder*, *erkhennen*, *kheren*, *khünden*) herrschen vor; ai in *rain*, *klain*, *Stain* ist selbstverständlich; ö für e (*sötzen*, *röden*, *Föls*, *Khöttin*, *gögen* für *setzen* usw.) ist sehr zahlreich. Das sw sm sn sl der bayrisch-österreichischen Kanzlei begegnet allerwärts, z. B. in einer gedruckten bayrischen Leichenpredigt von 1544 *Swalb*, *Smertz*, *sweigen*, *sließen* usw. Derselbe Text bietet *Begengnus*, *Bekenntnus*, *Begrebnus*, *Bekömmernus*; ebenso *Buech*, *Bluet*, *Beruef*. Aus zahlreichen Texten der Donaulande läßt sich *versöhnen* belegen; vereinzelt begegnen *khön*, *grön*, *berömt* — *berömen*[1]).

Überhaupt im ganzen Donaugebiet gewinnt in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts die durch Maximilians Kanzlei geregelte Sprachnorm Geltung. So gehört auch Augsburg, nachdem es sich an die Sprache der östlichen Donaulande angeschlossen hat, zu den Städten, die um ihrer Sprache willen gerühmt werden. Die Grammatiker nennen es durchweg als Vertreter der Donausprache, und ein Vers jener Zeit (Uhland, Volkslieder II 991) sagt: „man findt zu Augsburg die hübschste Sprach.“ [2])

---

[1]) Vgl. Weinhold, Bair. Gramm. § 59 Anm., wo freilich das in unsere Schriftsprache übernommene *versöhnen* fehlt. Zu dem § 111 wären aus Eck mehrfache *Fuir* ‘Feuer’, *huit* ‘heute’, *Zuigen* ‘Zeugen’, *erfluißt*, *gebuit*, *fluicht*, *zuicht* nachzutragen.

[2]) Fortan wird die Sprache Augsburgs von den Grammatikern oft

Diese Donausprache kennzeichnet sich dadurch, daß der Unterschied von ei und ai, von uo und u, von ue und ü, ie und i stets eingehalten wird und die am Schluß des 15. Jahrhunderts überwuchernde Fülle von bedeutungslosen, widersinnigen Konsonantendoppelungen allmählich aufhört. Die Roheit der Drucker und Schreiber ist einer strengeren Norm gewichen, und diese gilt in den Jahren der Reformation für alle deutschen Lande.

Denn auch Mitteldeutschland schließt sich schon im zweiten Jahrzehnt des 16. Jahrhunderts einigermaßen an das Vorbild der süddeutschen Kanzlei an. Erfurt z. B., das im Bereich der nicht diphthongierenden Landschaften liegt, weist in jener Zeit zahlreiche Drucke auf, die den modernen Lautstand (ei au eu), häufig sogar das bayrische ai haben. Straßburg und Basel aber, deren Landessprache nicht diphthongiert, kennen in ihren Druckereien die gleichen Lautverhältnisse schon vor dem Auftreten Luthers.

3. Luther und die Lutherbibel.

Ich glaube nicht, daß die Frage berechtigt ist, ob wir mit Luther unsere neuere Sprachgeschichte beginnen, seine Sprache wirklich als neuhochdeutsch bezeichnen dürfen. Aber diese Frage ist aufgeworfen worden und zwar von einem der hervorragendsten Vertreter deutscher Sprachwissenschaft, der sie mit nein beantwortet. Wilhelm Scherer hat die 300 jährigen Zeitabschnitte seiner Literaturgeschichte, seine männlichen und frauen-

---

gerühmt. Fr. Kauffmann, Geschichte der schwäbischen Mundart S. 291 erinnert noch an eine Augsburger Ausgabe von Taulers Predigten 1508: neulich corrigirt und gezogen seind zu den merern teil auf gůt verstentlich Augspurger sprach, die da unter andern teutschen zungen gemeiniglich für die verstentlichste genommen und gehalten wird. Über die Augsburger Drucksprache vgl. von Bahder, Grundlagen des nhd. Lautsystems S. 17 und Götze, Die hd. Drucke d. Reformationszeit S. 2.

haften Zeiten auch auf unsere Sprachgeschichte übertragen: an seine literarische Übergangszeit von 1350—1650 hat er eine sprachliche Übergangszeit geschlossen; die Neuzeit der Sprache und Literatur beginnt für ihn 1650. Luther ist ihm der Höhepunkt, das Kraftzentrum der Übergangszeit — Schottel eröffnet das Neuhochdeutsche.

Hiermit erhält, glaube ich, weder Luther noch Schottel eine richtigere Stellung in unserer Sprachgeschichte, als ihnen vor Scherer allgemein und widerspruchslos zuerkannt wurde. Wird man schon die Gründe vermissen, die dem Wolfenbüttler Sprachgelehrten, so groß auch seine Verdienste um die deutsche Sprachlehre sein mögen, einen so hervorragenden Platz im Beginn unserer neuen Kulturentwicklung zuweisen könnten, so fehlen anderseits überhaupt Tatsachen, die uns bestimmen müßten, Luther aus seiner kulturgeschichtlichen Stellung zu verdrängen. Schon die gewaltige, folgenreiche Tatkraft, mit der er die Herrschaft des mittelalterlichen Lateins der Kirche und die literarische Knechtung Deutschlands erschüttert hat, rückt ihn in den Beginn der Neuzeit. Der Reformator, der mit seiner Bibelübersetzung das gesamte geistige Leben seines Volkes umschuf, hat durch die Entdeckung der Muttersprache einen sprachgeschichtlichen Erfolg errungen, wie in Deutschland niemand vor oder nach ihm.

Wer die bewegte Stimmung jener stürmischen Zeit kennt und die allgemeinen Zustände vor und neben Luther im ganzen Leben des deutschen Volkes vorurteilsfrei würdigt, der kann sich bei einiger Umsicht nicht gegen die Tatsache verschließen, daß damals und zwar durch Luther die Entscheidung geschah, die unserer Muttersprache die gebührende Stellung eroberte. Aber es kommen noch weitere Gesichtspunkte in Betracht. Unsere jetzige Schriftsprache ist im wesentlichen eins mit der Sprache des Reformators, die früh zur Norm für Deutschland überhaupt geworden ist. Nicht die Sprache Niederdeutschlands oder der Schweiz erlangte die Vorherrschaft; die Zukunft ge-

hörte auch nicht der bayrisch-österreichischen Mundart, die durch das habsburgische Kaisertum zur Herrschaft über Deutschland berufen schien. Das Meißnische oder Obersächsische, das durch Luthers Bibel klassisch wurde, ist der Literaturdialekt, aus dem das Schriftdeutsch damals hervorging und sich in der Folgezeit stets erneute.

Zielbewußt ging Luther auch für die Muttersprache vor. Die Zeitgenossen schon bewunderten ihn, wie er bei hervorragenden Anlässen die Stellung der deutschen Sprache betonte. Nicht einmal auf dem Wormser Reichstag vergaß er seine sprachliche Mission. Am ersten Tage der Verhandlungen richtete der kaiserliche Beamte an ihn seine Fragen erst in lateinischer, dann in deutscher Sprache, aber Luther antwortete zuerst deutsch, dann lateinisch — eine Kühnheit, von der alsbald ein fliegendes Blatt [1]) dem deutschen Volke Kunde gab. So trat Luther im Beginn seiner weltbewegenden Tätigkeit auf. Längst hatte er die Notwendigkeit erkannt, die Muttersprache zur Hauptvermittlerin göttlicher Lehre zu machen. Schon in einer seiner ersten schriftstellerischen Leistungen äußert er sich in diesem Sinne. In seiner Ausgabe des Buches von der Deutschen Theologie 1518 [2]) ruft er freudig bewegt aus: „Ich danck Gott, das ich yn deutscher zungen meynen Gott alßo hóre und finde, als ich und sie mit myr alher nit funden haben, Widder yn lateynischer, krichscher noch hebreischer zungen.“ So war schon

[1]) Römischer Kaiserliche Majestät verhörung, Rede und widerrede Dr. M. Luthers: „der Official, so zu den Reden verordenth, gebrauchet alewege erstlichen den Befelch in Latein unnd darnach zů Teütscher sprach; aber M. Luther Redet die Antwurdt allwege im Ersten zů Teütsch und zů dem letzten in Latein“. Spalatin bezeugt in einem lateinischen Bericht über den Wormser Reichstag dieselbe Tatsache — ein Beweis, daß die Zeitgenossen dem Vorgehen Luthers Bedeutung beilegten. Vgl. Weimarer Lutherausgabe VII 857 Anm., wo auf die weiteren Quellen für den Wormser Reichstag (Wrede und Bernays, Deutsche Reichstagsakten unter Karl V Bd. 2) verwiesen wird.

[2]) Weimarer Lutherausgabe I 378.

1442 ein Augsburger Geistlicher, der „Die 24 guldin Harpfen" aus dem Lateinischen übersetzte, für deutsche Erbauungsbücher eingetreten: niemand solle sich durch ihre sprachliche Roheit (stili barbaries) abschrecken lassen, ihre stoffliche Wahrheit (sententiarum veritas) solle jeden zum Lesen reizen. Aber sein Wunsch „utinam multa latina sic barbara essent" sollte in irgendwelchem Umfang vor 1519 nicht in Erfüllung gehen. Ja, noch 1520 durften gleiche Wünsche und gleiche Hoffnungen geäußert werden. „Ich wil einem yeden" — so schrieb damals Luther in der Widmung zu seiner Schrift „Von den guten Werken" [1]) an den Herzog Johann — „die eere grosser dinge hertzlich gerne lassen und mich gar nichts schemenn, deutsch den ungeleretenn layen zupredigen und schreiben, wiewol ich auch des selben wenig kan. Duncket mich doch, ßo wir bißher und furt mehr uns desselben geflissen hetten und wolten, solte der Christenheit nit eins kleinen vorteils mehrer besserung erwachßen seyn den auß den hohen grossen buchern und question in den schulen under den gelereten allein gehandelt." Solche Wünsche, die in den Herzen einiger weniger Männer lebten, blieben in den Augen der Mehrzahl der gebildeten Theologen unberechtigt, bis die Reformation die natürlichen Rechte des Volks erfüllte.

Es gehörte die ganze Umsicht und Tatkraft unseres Reformators dazu, auch den Kampf um die Sprache gleichzeitig mit den geistigen Fragen zu entscheiden. Was Maximilians deutsche Gesinnung nicht hatte vollenden können, wurde jetzt durch Luther in ungeahnter Schnelle und ungeahntem Umfang weltgeschichtliche Tatsache. Auf dem Augsburger Reichstag 1530, wo die Gegensätze zum letztenmal einander schroff gegenüberstanden, zeigte sich, daß der Streit zugunsten der Volkssprache entschieden war. Als dort die katholischen Reichsstände zuerst die lateinische Fassung der Augsburgischen Konfession vorgelesen

[1]) Weimarer Lutherausg. VI 203.

wissen wollten, bestand der Kurfürst von Sachsen darauf, die deutsche Fassung zuerst zu hören, und der Kaiser entschied in seinem Sinne. So hatte die Muttersprache, die seit dem 14. Jahrhundert für weltliche Zwecke eine steigende Geltung gewonnen hatte, die kirchliche wie die staatliche Weihe errungen: als Sprache der Messe und des Gemeindegesangs war sie für alle Herzens- und Gewissensfragen hinfort mehr als ein unwürdiger Notbehelf.

Noch Größeres hat Luther zugleich erzielt. Die jahrhundertelange Verwahrlosung der Sprachformen hatte der Muttersprache jeden Lebensgeist genommen. Aber mit Luthers entscheidenden Erfolgen verklingen die Klagen über die Barbarei unseres Deutsch, die unter der Herrschaft des Lateins nie verstummten. Der Vorwurf der sprachlichen Regellosigkeit und Ungelenkigkeit veraltet und wird unberechtigt. Luther selbst wird die Sprachnorm, die so lange gefehlt hat.

Als sein rastloses Leben voll reichster Segnungen in Eisleben geendet war, da verkündigt Justus Jonas[1]) am Sarge des gottgesandten Mannes neben seinen sonstigen Verdiensten auch seine Bedeutung für die Muttersprache: „Er war ein trefflicher gewaltiger Redener" — so äußerte sich Justus Jonas — „ein uberaus gewaltiger Dolmetzscher der gantzen Bibel. Es haben auch die Cantzleien zum teil von im gelernet recht deudsch schreiben und reden, denn er hat die Deudsche sprach wider recht herfur gebracht, das man nu wider kan recht deudsch reden und schreiben, wie das viel hoher leut müssen zeugen und bekennen." Was Justus Jonas zu Eisleben und was bald darauf Melanchthon zu Wittenberg an Luthers Sarg als die sprachlichen Errungenschaften des tatkräftigsten Lebens hinstellten, war keineswegs die willkürliche Anschauung einiger Kampfgenossen des Reformators. Freunde und Feinde waren

[1]) Zwo tröstliche Predigt uber der Leich des Doctor Martin Luther durch Dr. Justum Jonam und Mich. Celium, Wittenberg 1546. — Melanchthons Leichenrede auf Luther verdeutscht von Casp. Dreutzer 1546.

darüber einig, daß der Umschwung in der Stellung und in der schriftlichen Handhabung der Muttersprache ihm allein zu danken war.

Allerorten bezeugen die Anhänger der nationalen Bewegung ihre Bewunderung der Sprache, die in Luthers Schriften waltet. Fabian Franck von Bunzlau verlangt in seiner „Orthographia“ 1531, daß „man gutter Exemplar warneme, unter welchen mir etwan des tewern Keiser Maximilianus Cantzley und dieser zeit Dr. M. Luters schreiben (neben des Joh. Schönsbergers von Augsburg druck) die reinsten und emendirtsten zuhanden kommen sein.“ Rebhuhn, Lehrer und Geistlicher in Mitteldeutschland, ein Freund Luthers, plante eine deutsche Grammatik, wie er 1544 in der zweiten Ausgabe seines Schauspiels „Susanna“ äußert, mit der ausgesprochenen Absicht, „mitzuwirken zur erhaltung des feinen, artigen und hochberedten der teutschen Zungen unsers lieben Vaters Dr. M. Lutheri ausgelassener teutscher schrifften“. 1536 sagt Erasmus Alberus: „Luther hat die teutsche Sprache reformiert und ist kein Schreiber auf Erden, der es ihm nachthun kann“ [1]). So bezeugt auch Burkhart Waldis in seiner Neubearbeitung des Teuerdank 1553 den Fortschritt der Sprache seit 1523: „Die teutsche Sprache — wie allen bewußt — hat sich in dreißig Jahren stattlich und wohl gebessert.“ Im Jahre 1561 gibt ein Lutherbiograph seiner Überzeugung Ausdruck: „Es ist unleugbar, das fur Luthers zeitten die Deutsche Sprache sehr corrupt, finster, tunckel und unverstendlich gewesen, wie beide

---

[1]) Alberus 1556 Wider die Carlstader Nn 4a: „Bald darnach kam Zwingel daher getrolt mit seiner newen Bibel, aber jr dolmetschen klingt nicht, vnd hat weder Hende noch Füsse. D. Martinus bleibt wol der rechte meister, so bleiben die Schwermer Sudeler vnd Hudeler. D. Martinus ist der rechte man, der wol verteüdschen kan. Er ist ein rechter Teütscher Cicero, Er hat vns nicht allein die ware Religion gezeigt, vnd alle stende mit Gottes wort gezieret, sondern auch die Teutsche sprache reformiert, vnd ist kein schreiber auff erden, der es jhm nachthun kan.“

alte Brieffe und Bücher noch ausweisen. Nu hat er uns erstlich widerumb die rechte art Deutscher sprache herwider bracht und uns die so rein und polirt wider zugerichtet, das er billich bey uns und allen unsern Nachkomen deshalben als ein Vater deutscher Sprache gerhümet und gelobt wird. Es kundte doch fürwar zuvor keiner recht und gut artlich deutsch reden und kündte es noch heutiges tages keiner, er hette es denn von Luther und aus seinen Schrifften gelernet." [1]) Nach Luthers Korrektor Christoffel Walther hat der Reformator „unser Muttersprache sehr schön polirt und geschmückt" (1563), „auch ist in deutscher Sprache seines Gleichen nie gewesen" (1571). Und im Jahre 1564 singt ein dem Leben und Wirken Luthers gewidmetes Preislied:

Die Deutsche Sprach nach rechter art
Hat Er auffs new poliret
So klar, verstendlich, rein und zart,
Wie Deutscher Sprach gebüret.
Was er durch Gottes Geist und Krafft
Geschrieben und gelehret,
Hat Mark und Safft, es trifft und hafft,
Wers lieset oder höret.

Nach der Basler Otfridausgabe 1571 hat „der man Gottes Dr. M. L. der Teutschen zungen erst recht geluppet, die Rhetoricam und alle zierligkeit darien gepflantzet und dermassen außgebutzet unnd paliert, daß sie zu unsern zeiten jetzunder mit eloquentz, wolreden und schönheit der wort, sententzen und clausulen anderen spraachen nicht viel mehr bevorgibt". Sleidan bezeugt im 16. Buch De Statu Religionis mit gleich anerkennenden Worten, was Luthers Teutsch vermocht hat: „Germanicam linguam et exornavit plurimum et locupletavit et primam in ea laudem obtinet et ea vertit e latino sermone quae verti non posse putabantur et significantissimis utitur verbis maximeque propriis et unica

[1]) Cyriacus Spangenberg 1561 Warhafftiger Bericht von D. Martin Luther C VI a, A VIII.

voce rem nonnumquam ob oculos ponit". Und 1578 erscheint des Claius „Grammatica Germanica ex bibliis Lutheri Germanicis et aliis ejus libris collecta", worin des Reformators Sprache als Vorbild, ja geradezu als Offenbarung des heiligen Geistes betrachtet wird [1]). Bedeutsam ist die Tatsache, daß 1595 eben diese Grammatik, die alle ihre Belege aus Schriften Luthers nimmt, im Münchener Jesuitenkollegium [2]) gebraucht worden ist, obwohl darin Stellen zu finden sind wie „Ein veste Burg ist unser Gott".

Daß in der Tat auch katholische Kreise die sprachliche Bedeutung Luthers tief empfanden, beweist der Ingrimm des katholischen Grammatikers Laurentius Albertus aus Augsburg 1573 gegen die Sprache des Protestantismus. Ein österreichischer Katholik bezeugt denselben Einfluß Luthers:

Er wolt ein gůter teútscher sein,
Sein zung jhr vilen dunckt gar fein.
Auch manch catholisch sich drauf gebn,
Das sie teútsch sprächten zierlich ebn [3]).

---

[1]) Quod videlicet praeter cognitionem rerum Sacrarum et ad salutem nostram pertinentium, quae in libris Lutheri planissime et plenissime explicantur, disci potest ex ijsdem libris etiam perfecta et absoluta linguae Germanicae cognitio, tam indigenis quam exteris nationibus utilis et necessaria. Quam quidem ego Grammaticis regulis hoc libro complexus sum, ex Biblijs alijsque scriptis Lutheri collectis, cuius ego libros non tam hominis, quam Spiritus Sancti per hominem locuti agnosco, et plane in hac sum sententia Spiritum Sanctum, qui per Mosem caeterosque Prophetas pure Ebraice et per Apostolos Graece locutus est, etiam bene Germanice locutum esse per electum suum organon Lutherum. Absque hoc enim esset, fieri non potuisset, ut unus homo tam pure, tam proprie, tam eleganter Germanice loqueretur, sine cuiusquam ductu atque adminiculo, cum praesertim lingua nostra Germanica habita sit semper difficillima et nullis Grammaticorum regulis comprehendenda Neudruck v. Weidling (Straßburg 1894) S. 3.

[2]) Pietsch 89. Germania 8, 465. Wackernagel, Kirchenlied III 196.

[3]) Vgl. Germania 8, 462 f.

Im Jahr 1550 erschien eine durchgesehene Ausgabe der Eckschen Bibel. Erasmus Wolf, der sie besorgte, warnte im Vorwort die Jugend und die Laien vor der zierlichen Sprache der Protestanten, vor den „glatten Honigworten von einer guldenen Zunge".

Was stillschweigend durch ein solches Verhalten der gegnerischen Übersetzungen für Luthers Sprache anerkannt wurde, mußte jeder unbefangene Katholik zugestehen. Besonders wertvoll ist das Urteil, das der erzkatholische Herzog Georg von Sachsen, der erbittertste Gegner Luthers, Lucas Cranach gegenüber äußerte. Dem Herzog war Luthers Büchlein „Ob Kriegsleute auch in seligem Stande sein können" in einem Exemplar ohne Titelblatt und ohne Nennung des Verfassers vorgelegt worden. Nachdem er es gelesen hatte, äußerte er seine volle Freude gegen den Maler: „Siehe, Lucas, Du rühmest immer deinen Mönch zu Wittenberg, den Luther, wie er allein gut teutsch reden und gute teutsche Bücher schreiben könne. Aber Du irrest hierin sowohl als auch in andern Stücken mehr. Siehe, da habe ich auch ein Büchlein, das ist ja so gut und besser, denn es der Luther nimmermehr machen könnte." Cranach belehrte ihn, daß Luther der Verfasser des Büchleins sei: Luther habe ihm selbst ein Exemplar mit Titelblatt und Verfassernamen zugeschickt. Wie er das dem Herzog vorlegt, ruft dieser ärgerlich und im Unmut aus: „Ist's doch schade, daß der heillose Mönch solch ein gutes Büchlein hat machen sollen" [1]).

So sehr aber auch Luthers Sprache von den Zeitgenossen bewundert wurde — über einen Punkt waren Freund und Feind einig, daß er das Maß des Erlaubten nicht einhielt. Die Sprache seiner Streitschriften war zu persönlich, hart und ungestüm, schonungslos und vernichtend. In den Schmäh-

[1]) Prof. Rudolf Hildebrand war so freundlich, mich auf dieses höchst wertvolle Zeugnis hinzuweisen, das M. B. Lindau in seinem Buch über Lucas Cranach (Leipzig 1883) S. 229 mitteilt. Vgl. Cyr. Spangenbergs Adelsspiegel (1591—1594) I 131, II 58.

worten und in Beleidigungen stand er hinter keinem Zeitgenossen zurück, und in jenem Jahrhundert war viel gestattet, ohne daß man deswegen gerügt wurde. Die Heftigkeit und Leidenschaftlichkeit von Luthers Sprache hängt natürlich mit seinem tiefsten Wesen zusammen. Als Melanchthon 1546 zu Wittenberg am Sarge des Reformators die Summe des reichsten Lebens zog, erwähnte er die Vorwürfe, die auch gutherzige Leute der Sprache Luthers gemacht hätten, aber er fand keine andere Entschuldigung dafür, als das Gesamtbild des großen Mannes. Luther selbst hatte mit biblischen Vorbildern die Leidenschaft seiner Sprache gerechtfertigt: „Ich bin wol beißig gewesen und ich werde so fortfahren, indem ich das Beispiel Christi vor mir sehe, der seine Widersacher 'Schlangenbrut', 'Teufelskinder' nennt. Was soll auch das Salz, wenn es nicht scharf beißt, die Schneide am Schwert, wenn sie nicht schneidet" (Bd. I d. Briefe ed. Joh. Aurifaber).

Von katholischer Seite wurde dem Reformator vorgeworfen, daß er überhaupt „freche und ärgerliche" Worte gebrauche, ohne auf „die Jungfrauen und unschüldigen Herzen" Rücksicht zu nehmen. Emser freilich hatte im Neuen Testament an ihnen keinen Anstoß genommen: sie stehen in seinem deutschen Text, wo sie bei Luther stehen. Als aber nach Emsers Tod eine neue Ausgabe erschien, wurden sie „in züchtigere verändert und zu Zeiten umbschrieben", wie der Herausgeber angibt [1]). Ganze drei Worte sind es, die diesem anstößig waren: der durchgesehene Text hat *Unkeuschheit*, *Bulin*, *unkeuschen*, wo Luther die Dinge mit ihren wahren Namen nennt. Das waren also ungerechte Vorwürfe.

Wenn etwas an Luthers Stellung zur damaligen Sprache unerfreulich ist, so ist es seine Unduldsamkeit gegen die Sprache anderer. Für Zwinglis Deutsch hat er nur harte Worte: seine unverständliche Mundart gefalle dem Schweizer besser als

---

[1]) 3. Aufl. (1529) Bl. 211.

dem Storch sein Klappern (s. unten S. 90). Die Sprache der Rottengeister und Wiedertäufer greift er im zweiten Teil seiner Schrift „Wider die hymlischen Propheten“ an und spottet über ihre „tölpischen“ Wörter wie *Entgröbung*, *Studierung*, *Verwunderung*, *Langweil*. Auch in den Tischreden äußert er – weniger wohl durch sprachliche als vielmehr durch sachliche Gründe geleitet — sein Mißfallen über *Verwunderung*, *Langweiligkeit*, *Besprengung*, *Gelassenheit*, *Entgröbung*, *Willigkeit*. Darin hat unsere Sprachgeschichte der schroffen Abneigung des Reformators ebensowenig recht gegeben, als sie seinen Widerwillen gegen Kanzleiwörter wie *beherzigen*, *behändigen*, *ersprießlich* bestätigt hat.

Mit Luthers Sprache und mit der Anerkennung seiner sprachlichen Autorität wurde das Ansehen der Kanzleien geschädigt, die für weite Kreise das sprachliche Vorbild abgaben. Luther selbst hatte der kaiserlichen und kurfürstlich sächsischen Kanzlei eine sprachliche Bedeutung zuerkannt, wenn er sie in den Tischreden als seine Vorbilder bezeichnete. Aber nur in beschränktem Umfang läßt sich dies zugeben. Die Pedanterie und Leblosigkeit, die Steifheit und Kälte des Kanzleideutschen sind ihm völlig fremd, und mehrfach hat er in offenem Widerspruch gegen die Kanzlei seine eigene sprachliche Selbständigkeit an den Tag gelegt.

Schon Niclas von Wyle hatte die Neuerungssucht der Kanzleibeamten empfunden und die Stadtschreiber ermahnt, bei ihren Untergebenen die Aufnahme beliebiger Kanzleiunarten nicht zu dulden. Und nun wirft Luther in der Vorrede zum Alten Testament den Kanzleibeamten Sprachverderberei vor: „Sie achten es nicht, deutsch zu reden und lassen sich dünken, sie haben Macht deutsche Sprache zu ändern und dichten uns täglich neue Wörter“.

Wenn Justus Jonas in seiner Eisleber Leichenpredigt der Sprache des Reformators einen Einfluß auf die Kanzleien zuschreibt, so hat er recht: Luther bricht das Ansehen der Kanzlei.

Auch der katholische Bibelübersetzer Eck, der auf dem Boden der kaiserlichen Kanzlei steht, ereifert sich gegen die gemeinen Kanzler, die „lützel Aufmerkens und judicii darauf haben", nach rechter Art und Kunst deutsch zu schreiben (oben S. 33). Aegidius Tschudi gab dann „den naswisen Kanzlern und consistorischen Schribern" die Schuld an der barbarischen Einmischung von lateinischen Wörtern in deutsche Texte. Und wie Fischart das „Tintendeutsch" der Kanzlisten verhöhnt, so sehen wir auch Schulbehörden gegen die Gespreiztheit der Aktensprache und ihres Satzbaus eifern. Eine Nürnberger Schulordnung von 1575 äußert sich über die Übungsstücke der Schüler: „Der Stylus sol nicht Cantzleyischer art sein, in welcher offtermals etzliche wörter als Nachdem und Demnach gantz weit von einander gesetzt werden, Also das die unerfarene Jugend im teutschen nicht kan vermercken, wie eines auff das ander folget".

Als die Zahl der Druckwerke in deutscher Sprache emporschnellte, mußte sich auch zeigen, wie sehr die Muttersprache unter einer jahrhundertelangen Vernachlässigung verkümmert war. Wo die besten Köpfe unseres Volkes dem Latein huldigten, konnte das Deutsch nicht heranreifen, um höheren Aufgaben gewachsen zu sein. Überall fehlten gleichwertige Ausdrücke für Wendungen, die das Latein in einer vielleicht gar durch Cicero geweihten Formel von selbst darbot. Wie reich ist Hutten, wo er Latein schreibt! Und wie ungelenk, wie gezwungen ist sein Deutsch! [1])

Diesen Abstand der beiden Sprachen konnte niemand schwerer empfinden als der Übersetzer. Jetzt, da man neue Quellen für geistige Anregung im Altertum aufdeckte, da das Verlangen nach der Erschließung dieser Quellen allgemein war, wären an der Ungelenkigkeit und Ungefügigkeit unserer Sprache die edelsten Bestrebungen beinahe gescheitert. Hatte doch Erzbischof Berthold

[1]) Vgl. Szamatolski, Ulrichs von Hutten Deutsche Schriften (Straßburg 1891) und Wernecke, Hutten als deutscher Schriftsteller (Deutsche Schulprogramme 1900 Nr. 735).

von Mainz (oben S. 3) gerade mit Rücksicht auf die Armut der deutschen Sprache bereits 1485 und 1486 Übersetzungen religiöser Schriften, besonders biblischer Texte verpönt: „Fateri oportet, idiomatis nostri inopiam minime sufficere necesseque fore, translatores ex suis cervicibus nomina rebus fingere incognita, aut si veteribus quibusdam utantur, veritatis sensum corrumpere, quod propter magnitudinem periculi in litteris sacris magis veremur!“

Diese Begründung ist nicht ganz unzutreffend; man würde sie in Schutz nehmen müssen, wenn sonst aus den altkirchlichen Kreisen etwas zur Förderung der deutschen Sprache und einer wirklich deutschen Bildung geschehen wäre. Als unser großer Reformator schließlich die gewaltige Aufgabe übernahm, von der Berthold von Mainz mit der Strafe des Kirchenbanns abgeschreckt hatte, drängte sich ihm jener Eindruck von der Unzulänglichkeit der Muttersprache in noch höherem Grad auf, als den Übersetzern weltlicher Texte des Altertums. Je höher er von seiner Aufgabe dachte, um so störender machte sich die Härte und Roheit des Stoffs, in dem er arbeiten mußte, immer von neuem fühlbar. „Ich hab myr auch fürgenommen — so schreibt er während der Arbeit an Hartmut von Cronberg[1]) — die Biblia tzuverteutschen. Das ist myr nott geweßen. Ich hette sunst wol sollen ynn dem yrthumb gestorben seyn, das ich wer gelert geweßen. Es sollten solichs werck thun, die sich lassen duncken gelert seyn.“ Und mit fast denselben Worten begleitet er 1523 die Übersetzung der fünf Bücher Mosis: „Ich meynet auch, ich were geleret, und weys mich auch gelerter denn aller hohen schulen sophisten von Gottis gnaden. Aber nu sehe ich, das ich auch noch nicht meyn angeporne deutsche sprach kan. Ich hab auch noch bis her keyn buch noch brieff gelesen, da rechte art deutscher sprach ynnen were. Es achtet

---

[1]) Eyn Missive allen den tzo von wegen des wort gottes verfolgung leyden. Wittenberg 1522 = Weimarer Ausg. X 2, 60.

auch niemant, recht deutsch zu reden, sonderlich der herrn Canceleyen und die lumpenprediger und puppenschreiber, die sich lassen duncken. sie haben macht deutsche sprach zu endern und tichten uns teglich newe wörtter: Beherzigen, behendigen, ersprieslich, erschieslich und der gleychen. Ja, lieber man, es ist wol bethoret und ernarret dazu." Während der Übersetzung der Propheten klagt 1528 unser Bibelübersetzer: „Ach Gott! wie ein groß und verdrießlich Werk ist es, die hebräischen Schreiber zu zwingen deutsch reden! Wie sträuben sie sich und wollen ihre hebräische Art gar nicht verlassen und dem groben Deutschen nachfolgen, gleich als wenn eine Nachtigall, so ihr der übereinlautende Kukuksgesang ganz entgegen, gleichwol solte ihre liebliche Melodei verlassen und dem Kukuk nachsingen!" Die Vorrede zum Jesaias (1528) weiß auch von der ungelenken deutschen Zunge. Und als der Eisleber Agricola die Andria des Terenz 1543 verdeutschte, äußerte Luther Freunden gegenüber, die deutsche Sprache sei zu schwerfällig für solche Versuche, nur das Französische sei geschmeidig genug, es der Vorlage gleich zu tun.

Überall ist das Latein das Hemmnis für echt deutschen Stil. Es hält alle in Fesseln, die sich dem mit dem Bücherdruck aufstrebenden deutschen Schrifttum widmen. Niclas von Wyle steht praktisch wie theoretisch auf dem Standpunkt, daß „ain jetklich Tütsch, daß uß gůtem zierlichen und wol gesatzten Latine gezogen und recht und wol getransferirt wär, ouch gůt zierlich tütsche und lobeswirdig haisen und sin müßte, und nit wol verbessert werden möcht". Auch ein Sprachlehrer wie Ickelsamer redet der Nachahmung lateinischer Partizipialfügungen das Wort.

Natürlich mag vielfach die Schuld auch an den Übersetzern gelegen haben, wenn die Verdeutschung zu weit hinter dem Urtext blieb. Aber man würde unrecht tun, wenn man die Fähigkeiten der damaligen Sprache so sehr überschätzen wollte, wie es Pirckheimer in einer Zuschrift an den Grafen Johann

von Schwarzenberg mit folgenden Worten tut, die immerhin viel Richtiges enthalten: „Es hat Ew. Gnaden zum öfftern mal von mir gehöret, daß meines beduncken s möglich sey, alle ding, so in einer Sprach geschriben sein, in ein andere verstendlicher weiß zu bringen, unangesehen, daß ihr etlich vermeinen unmöglich zu sein, das Latein vollkommen in das Teutsch zu verwandeln. Aber nach meinem Geduncken kompt solcher Irrsal auß derselben unverstand oder daß sie dem Lateinischen Buchstaben zu genau anhängig sind, mehr ihren fleiß auff zierliche wort dann den rechten verstand wenden. Auß dem folget offt, daß solche verteutscher selbst nicht vernemmen das, so sie andern zu verstehen geben sich unterstehen, unnd so solches beschicht, wöllen sie ihr ungeschickligkeit damit verdecken, als solt sich das Lateinisch mit dem Teutschen gar nicht vergleichen. Aber dem ist in warheit nicht also; thut aber noth einem jeglichen, der eine Sprach in die ander verkeren will, daß er allein den Sinn unangesehen der wort in die Sprach, die er vor ihm hat, clar, lauter und der maß verendere, daß ein jeglicher derselben Sprach verstendig das, so verkeret ist, leichtlich verstehen möge.“ [1])

Weit verbreiteter als diese auf nüchtern sprachphilosophischem Standpunkt beruhende Anschauung sind die Klagen über die Verwahrlosung der deutschen Sprache. In der Vorrede zu seinen deutschen Sprichwörtern (1529) sagt der patriotische Agricola voll Entrüstung: „Unsere Sprache achten wir Deutschen so gar für nichts, daß sie auch fast gefallen ist und niemand oder gar wenig Leut sind, die deutsch reden können. Alle Nationen haben ihre Zungen und Sprachen in Regeln gefasset, allein wir Deutschen haben solchs vergessen, das unser gering geachtet.“

Zumal die aufstrebende Übersetzungsliteratur bestätigt, wie mühsam unsere Schriftsteller zu ringen hatten, um den Wett-

[1]) Birckheimer, Tugendbüchlein (1606) S. 112.

kampf mit hervorragenden klassischen Werken aufnehmen zu können. Was Luther im Wetteifer mit dem Urtext der heiligen Schriften gelang, versuchten zahlreiche Köpfe mit den Werken des Altertums, und kaum einem wird die trübe Erfahrung von der Unzulänglichkeit der Muttersprache erspart geblieben sein. Als Leo Judä im Jahre 1521 ein Werk des berühmten Erasmus verdeutschte, entschuldigt er in der Vorrede seinen Literaturdialekt gegenüber der klassischen Sprache des bedeutenden Philologen: „Mines Vertütschens halb bekenn ich wol, das ich an vil Orten die Art und Manyr des Latins nit hab mögen erfolgen, doch wer mag das? besunder in der wolgezierten und geplümpten latinischen Red des hochgelerten Erasmi? dann uß gutem zierlichen Latin gut zierlich Tütsch zu machen, was Arbeit das bruche, und wie viel deren syen, denen sölichs glücklich gerat, mag nieman urteilen, dann der sölichs versucht hat. Deßhalb ich mich meer des gemeinen landlichen, dann des hohen und höfischen Tütsches in miner Tranßlation geflissen hab, das mins Beduncks wäger ist dem einfaltigen Leyen (dem dise min Arbeit fürnämlich gschehen ist) infaltiklich und kurz die Meinung zu verston geben, dann mit hoch geblümpter Red den Verstand zu verdüncklen"[1]). Man höre ferner z. B. die allgemeine Charakteristik unserer sprachlichen Zustände, die Valentin Boltz von Ruffach in seiner Terenzübersetzung[2]) entwirft: „Das ist das alt gifft unnd pestilentzisch übel, das wir Teütschen nie vil acht auff unser mûtterspraach gehabt haben, wie sie gepflantzt und auffbracht werd, die ja gleich ir facundiam unnd zier so wol hat als andere sprachen. Wer das erfaren wöll, der besehe und lese den verteütschten Josephum, Senecam, Officia Ambrosii unnd vil treffelicher authores, die der hochberedt man teütscher nation Doctor Caspar Hedio zû Straßburg verteütscht unnd in wunderbarlichen wolstandt teütscher zungen bracht

[1]) Leo Judä, Teutsche Paraphrases (Zürich 1521) Vorrede.
[2]) Druck von Tübingen 1544, Widmung von 1539.

hat. Darab werden auch vil stoltz gelerten murren unnd sagen, es sey nit loblich, das man alle ding also in teütsche spraach bring, das Latein werde dardurch verachtet. Ich sag 'nein' darzů. Es ist der Lateinischen spraach ein treffelicher rům und hoher preiß, das sie so hohe wunderparliche ding hinder ir verborgen hat gehan, und macht uns teütschen, das wir erst anfahen, unser eygen spraach regulieren und wolstellen".

Andre Stimmen bestätigen den Eindruck, den dieses Zeugnis macht. Selbet, der 1533 den Valerius Maximus verdeutschte, und Polychorius, der 1536 eine Suetonübersetzung veröffentlichte, beklagen die Unzulänglichkeit der Muttersprache fast mit den gleichen Worten: „Ich muß bekennen, das ichs offt besser im kopff, dann zu worten hab mögen bringen, vileicht zuzeiten durch schweche der Teutschen sprach" — „Ich muß ja vor allen dingen bekennen, das mir wol hierinn mag widerfahren, als der Poet sagt, das ich hett wöllen eyn hafen formiren, aber im lauff deß radts eyn krug darauß worden, besser im kopff gehabt, dann ich es inns teutsch mocht bringen!"

Auch der Übersetzer von Huttens Schrift Conquestiones ist von der Fähigkeit seiner deutschsprachlichen Arbeit nur unvollkommen überzeugt: „Umb gemeynes nutzs willen hab ich ettliche seiner schrifften, als mir die zu henden komen, aus dem latin ins teutsch transferiert, so vil das die zyer latinischer sprach (die in ettlichem nit zuverteutschen ist) hat leyden mögen" [1]).

Daneben hören wir Stimmen stolzer Freude über das Gelingen einer Übersetzung [2]). Es wird jedenfalls nicht buchhändlerische Reklame gewesen sein, wenn z. B. die meisterhafte Vitruvübersetzung Ryffs (1548) auf dem Titelblatt angibt: „Vormals in Teutsche Sprach zu transferiren noch von niemand sonst understanden, sunder für unmüglichen geachtet worden."

---

[1]) Böcking, Epist. I 371.

[2]) Degen, Übersetzungen der Römer (1794) II 414. 520. 636. Über Ryff als Übersetzer vgl. auch Goedeke II 320 Fußnote.

Unter allen Übersetzungen, die uns das Zeitalter der Reformation in so reichem Maße geschenkt hat, ragt Luthers deutsche Bibel als erstes Meisterwerk hervor. Sie ist zugleich die größte Großtat des ganzen Jahrhunderts und beansprucht damit in Luthers Schriftstellerei für Mit- und Nachwelt den Hauptplatz.

Als Augustiner hatte sich Luther anfänglich im mittelalterlichen Mönchsgewand des Lateins bewegt. Aber nach den lateinischen Thesen von 1517 folgte bald der Bruch mit dem Herkommen. Der Mönch wurde mit der deutschen Sprache Anwalt und Führer des deutschen Volkes. Der Sturm brach los, es wetterleuchtete bis nach Rom hin. Das Deutsch der Flugschriften „An den christlichen Adel deutscher Nation", „Von der babylonischen Gefangenschaft der Kirche", „Von der Freiheit eines Christenmenschen" 1520 erklang durch die Lande herausfordernd, wie eine Kriegserklärung. Aber das Deutsch des in den Wintermonaten zuvor auf der Wartburg entstandenen Septembertestaments von 1522 brachte die Siegesgewißheit.

In den zwei Jahren, die auf das Septembertestament von 1522 folgten, sind in Wittenberg 14 neue Auflagen, in andern deutschen Städten 66 Nachdrucke erschienen. War die Höhe der Durchschnittsauflagen, wie man annimmt, 3000 Exemplare, so kann man den Erfolg von Luthers Septembertestament als das größte Ereignis der gesamten Weltliteratur bezeichnen. Kein Werk der Neuzeit hat so in ein paar Jahren eine gleich große Massenverbreitung erfahren. Denn Luthers Erfolg war nicht so sehr eine literarische Tat, als vielmehr eine Kulturtat. Und diese vollzog sich in Zeiten, als die Kunst des Lesens noch nicht durch den Schulzwang Gemeinbesitz des ganzen Volkes war. Luther sprach nicht zum ganzen Volk, aber das ganze Volk hörte ihn. Wir haben eine zeitgenössische Schilderung seines Erfolges, die um so wichtiger ist, als sie von einem Gegner stammt. Luthers Gegner Cochläus schildert in einer

lateinischen Schrift[1]) die Wirkung des Septembertestaments mit folgenden Worten: „Antequam vero prodiret labor Emseri, mirum in modum multiplicabatur per Chalcographos novum Testamentum Lutheri, ut etiam sutores et mulieres et quilibet Idiotae, qui Teuthonicas literas utcunque didicerant, novum illud Testamentum, tanquam fontem omnis veritatis, avidissime legerent, quicunque Lutherani erant, illudque saepe legendo memoriae commendarent, in sinu secum portantes codicem. Ex quo tantam intra paucos menses sibi doctrinam arrogabant, ut non solum cum Laicis partis Catholicae, verum etiam cum sacerdotibus et Monachis atque adeo etiam cum Magistris et sacrae Theologiae Doctoribus disputare de fide et Evangelio non erubescerent. Quin immo repertae sunt mulierculae, quae propositis Thematis editisque libellis Teuthonicorum ausae fuerint ultro provocare, et quidem procacissime insultantes ignorantiamque improperantes et contemptui habentes viros, non modo Laicos atque privatos homines, verum etiam quoslibet Doctores et Licentiatos totius facultatis Theologicae ac totas etiam Universitates; id quod de Argula, Nobili quadam muliere, compertum habetur. Eoque audaciae abiecto muliebri pudore processerunt mulieres Lutheriscae, ut etiam ius officiumque publice in ecclesia docendi, tametsi Paulus aperte contradiceret ac prohiberet (1. Pet. 2), sibi usurparent. Nec deerant eis defensores viri Lutherisci, qui dicerent Paulum eatenus prohibuisse docendi munus mulieribus, quatenus adsint viri, qui docere sciant et valeant. Ubi vero cessent aut negligant nesciantve viri, ibi optime licere mulieribus, ut doceant. Et Lutherus ipse longe antea docuerat mulieres quoque Christianorum vere sacerdotes esse, atque

---

[1]) Commentaria Joh. Cochlaei de actis et scriptis Martini Lutheri. 1549, S. 55.

adeo quicquid e Baptismo repserit, vere Papam, Episcopum et sacerdotem esse. Iuxta illud Petri dictum: Vos autem genus electum, regale sacerdotum, gens sancta etc. Cum igitur mobile vulgus ubique magis intentum sit et avidum ad res novas late divulgandas quam ad res consuetas in suo statu conservandas, factum est, ut turba Lutheranorum longe plus operae impenderit discendis sacris literis ita translatis quam impendit populus Catholicorum, ubi Laici eam curam potissime in sacerdotes et Monachos reiciebant. Unde contigit nonnunquam a Laicis Lutheranis plures scripturae locos ex tempore citari in colloquiis quam citarentur a presbyteris et Monachis Catholicis. At iam dudum persuaserat Lutherus turbis suis nullis dictis habendam esse fidem, nisi quae ex sacris literis proferrentur. Idcirco reputabantur Catholici ab illis ignari scripturarum, etiam si eruditissimi essent Theologi. Quinetiam palam aliquando coram multitudine contradicebant eis Laici aliqui, tanquam mera pro concione dixerint mendacia aut figmenta hominum."

Unberechenbar wurde denn auch die Fernwirkung von Luthers Septembertestament. Norddeutschland erhielt schon 1523 zwei ndd. Bearbeitungen. Jetzt sollte auch England sein Neues Testament in der Volkssprache erhalten: ein Anhänger Luthers, der seines Glaubens wegen landesflüchtig gewordene Tyndall, hat im Jahr 1526 die ersten Ausgaben seines Neuen Testaments in Deutschland gedruckt; Köln und Worms waren die Druckorte. Aber deutsche Druckereien haben auch die Niederlande mit Bearbeitungen des Septembertestaments beschenkt: in Basel erschienen 1525 und 1526 Ausgaben in niederländischer Sprache. Im Jahre 1524 kam in Leipzig ein Testament in dänischer Sprache heraus, das sich großenteils an Luther anschließt. Aber der Segen von Luthers Vorbild wirkt noch weiter in die Ferne. Schweden erhält sein Neues Testament 1526, Island 1540, Finnland 1548. Im Wendenland entsteht in der

Volkssprache ein Neues Testament 1547, ohne gedruckt zu werden.

Für die Zeit nach dem Septembertestament von 1522 gab es noch ein zweites literarisches Ereignis von vielleicht noch nachhaltigerer Wirkung: das Erscheinen der Vollbibel im Jahre 1534 [1]). Mit diesem Werk in der Hand geht Luther durch alle kommenden Jahrhunderte. Damit beherrscht er fortan die deutsche Sprache und die sprachlichen Geschicke Deutschlands wie niemand vor oder nach ihm. In keiner romanischen Literatur hat es die Bibelübersetzung jemals zu einer so klassischen Sprachleistung gebracht. Die heute in England übliche Gesamtbibel in der Volkssprache, die mit Tyndalls Neuem Testament von 1526 begonnen hatte, fand erst im Jahre 1611 ihren Abschluß, und mehrere Hände sind an ihr tätig gewesen. Die dänische Bibelübersetzung von 1550, auf der sich die dänische Schriftsprache aufgebaut hat, ist das Werk verschiedener Gelehrter; aber sie beruht ganz auf Luthers Bibelübersetzung, wie auch die schwedische Vollbibel von 1540/41. Luthers Leistung war unübertrefflich und als vorbildlich schnell anerkannt, einzig in ihrer Art.

Fortan wurde Luthers Bibel das deutsche Hausbuch. Sie bot das Höchste an Poesie zur Verklärung auch der bescheidensten Hütte. Sie enthielt Weltgeschichte von den Anfängen des Menschengeschlechts bis zu der Fülle der Zeiten, da Gottes Sohn auf Erden wandelte und die Jünger seine Lehre ausbildeten und ausbreiteten. Sie bot Weltkunde, die von der Höhe Golgathas aus Umschau hält über die fernen Reiche des Morgenlandes und über das Mittelmeer hin nach Hellas und

---

[1]) Zwischen das Septembertestament von 1522 und die Vollbibel von 1534 fallen Teildrucke in Einzelausgaben: der Pentateuch 1523, Josua bis Esther 1524, Hiob bis Hohes Lied 1524, die Propheten 1532. Am häufigsten und liebsten hat sich Luther mit der Psalmenbearbeitung befaßt: die sieben Bußpsalmen 1517 (verbessert 1525), der ganze Psalter 1524, neue Bearbeitungen 1528 und 1531. Vgl. Walther, Luthers deutsche Bibel 1917.

Rom. Dieses Weltbuch voll Dichtung und voll Wahrheit war zugleich Gottes Wort. So beruht auf diesem Buch der Bücher in der Fassung, die ihm Luther gegeben hat, nicht nur die Einheit unserer Bildung, sondern auch die Einheit unserer Sprache.

So ist es für den Entwicklungsgang der deutschen Sprache von der entscheidendsten Bedeutung, daß Luther deutsch schrieb, und was er deutsch schrieb. Aber ebenso wichtig ist es für uns geworden, wie er deutsch schrieb. Wie niemand vor ihm, hat er Sprache und Stil in unermüdlicher Arbeit und zugleich mit dem feinsten Verständnis gepflegt. Er hat mit dem Ausdruck gekämpft, wie er mit seinen Gegnern kämpfte. Die Weihe seiner Sendung beseelte auch seine sprachliche Arbeit an der deutschen Bibel. Mit seinen Freunden berät er sich mündlich wie brieflich über Wörter und Wendungen. Aber noch lieber steigt er unmittelbar zu den echten Quellen des Sprachlebens, indem er die Mutter im Hause, die Kinder auf der Gasse und den gemeinen Mann auf dem Markte belauscht. Aus der Volkssprache hatte sein guter Genius ihm Sprachgefühl und Wortgewalt beschert, aus der Volkssprache schmiedet er sich immer von neuem wieder das sichere und starke Rüstzeug, dessen mächtiger Klang uns in dem Lied „Ein feste Burg ist unser Gott“ noch heute mit Siegesgewißheit und Siegesjubel erfüllt.

Das Gefühl der Verantwortlichkeit vor Gott und seinen lieben Deutschen gebot dem Bibelübersetzer Luther Treue gegen die Sprachen des Urtextes, aber zugleich auch Treue gegen den Geist der Muttersprache. Beiden Forderungen hätte kein Zeitgenosse so gerecht werden können wie Luther. Das sprachliche Verständnis der Muttersprache war weder vor noch neben ihm bei irgendeinem Schriftsteller gleich stark und sicher entwickelt. Es gab kein ideales Deutsch, solange die Literaturdialekte noch herrschten. So mußte er sich sein eigenes Deutsch erst schaffen, und er schuf es aus dem Sprachstoff seiner engeren Heimat,

aus der thüringisch-obersächsischen Mundart. Da gab es kein literarisches Vorbild, dem er hätte nacheifern können. Die gesunde Volkskraft seiner Familie war in dem Augustinermönch Martinus durch die Lateinschule und durch die gelehrte Bildung nicht gebrochen: als reifer Mann — er war 38 Jahre alt, als sein Neues Testament erschien — besitzt er soviel Überblick über die Sprachzustände neben ihm, daß er die Einseitigkeit seiner engeren Mundart durch Rücksichtnahme auf Niederdeutschland wie auf Oberdeutschland mildert, denn er hat nicht obersächsisch schreiben wollen, sondern deutsch. Und so bahnte sein Neues Testament sich schnell den Weg durch ganz Deutschland. Zum ersten Male hat hier ein Deutscher mit vollem Bewußtsein an seiner Sprache gearbeitet, und in den Protokollen der Bibelkonferenzen in Wittenberg, in denen der Wortlaut der Gesamtbibel durchgesprochen wurde, können wir noch heute Luther im Gespräch mit seinen treuen Helfern belauschen, wie ihnen die Muttersprache am Herzen lag. Tagelang konnte man über einzelne Stellen verhandeln, bis der endgültige Wortlaut gefunden war. Wortgebrauch und Wortstellung, Tonfall und Satzbau wurden mit sicherem Urteil erwogen und geprüft; und bei aller Klarheit und Sicherheit im einzelnen erwuchs doch ein Werk mit einheitlichem Gesamteindruck.

Den hilfreichen Kampfgenossen, deren jeder wissenschaftliche Bedeutung und Eigenart besaß, trat in den Bibelberatungen Luthers überragende Größe besonders klar vor die Seele; sein Genie umfaßte alle ihre Talente. Es war die übereinstimmende Anschauung der Wittenberger Kreise, die Melanchthon in die Worte kleidete: „Doctor Pomeranus ist ein Grammaticus, der legt sich auff die wort des texts. Ich bin ein Dialecticus, sehe drauff wie der text an einander hangt, und was sich Christlich und mit gutem grund drauß spinnen und folgern wil lassen. Doctor Jonas ist ein orator, der kan die wort des texts herrlich unnd deutlich außsprechen, erkleren, unnd zum marckt richten. D. Martinus est omnia in omnibus, des

wundermans und erwelten werckzeugs red und schrifft hat hend und füß, und dringt durch hertz und marck, und lest sein scherpff und trost hinder jm in viler leut hertzen.“ Der Lutherbiograph Mathesius[1]), dem wir diese Äußerung Melanchthons verdanken, hat uns auch die Wittenberger Bibelberatungen eingehend veranschaulicht: „Wenn nun Doctor zuvor die außgangen Bibel ubersehen, und darneben bey Juden unnd frembden sprachkündigen sich erlernet, und sich bey alten Deutschen von guten worten erfragt hatte, Wie er jhm etlich Schöps abstechen ließ, damit jn ein Deutscher Fleischer berichtet, wie man ein jedes am Schaf nennete, Kam Doctor inn das Consistorium mit seiner alten Lateinischen und newen Deutschen Biblien, darbey er auch stettigs den Hebreischen text hatte, Herr Philippus bracht mit sich den Greckischen text, Doctor Creutziger neben dem Hebreischen die Chaldeische Bibel, die Professores hatten bey sich jre Rabinen, D. Pommer hat auch ein Lateinischen text für sich, darinn er sehr wol bekant war. Zuvor hat sich ein jeder auff den text gerüst, davon man rathschlagen solte, Greckische unnd Lateinische neben den Jüdischen außlegern ubersehen. Darauff proponirt diser President ein text und ließ die stimm herumb gehen und höret, was ein jeder darzu zu reden hette, nach eygenschafft der sprache oder nach der alten Doctorn außlegung. Wunder schöne unnd lehrhafftige reden sollen bey diser arbeyt gefallen sein, welcher M. Georg etliche auffgezeichnet, und die hernach als kleine glößlein und außlegung auff den rand zum text gedruckt sein.“

Einen Blick in die Werkstatt unseres Bibelübersetzers gestattet uns Luther selbst im „Sendbrief vom Dolmetschen“ 1530. Wir sehen seinen heiligen Ernst und seine mühselige Arbeit, seinen klaren Sprachverstand und sein feines Empfinden; alles ist Nachdenken und Absicht. Er will nicht bloß übersetzen,

---

[1]) Mathesius 1566 Historien von des Ehrwirdigen in Gott Seligen theuren Manns Gottes, Doctoris Martini Luthers anfang usw. S. 216[a], 160[b] = Mathesius, Ausgewählte Werke, hrsg. von Loesche III 423. 316.

er will zugleich erklären und gewinnen: „Ich hab mich des geflissen ym dolmetzschen, das ich rein und klar teutsch geben möchte, Und ist uns wol offt begegnet, das wir viertzehen tage, drey, vier wochen haben ein einiges wort gesůcht und gefragt, habens dennoch zu weilen nicht funden. Im Hiob erbeiten wir also, M. Philips, Aurogallus und ich, das wir yn vier tagen zu weilen kaum drey zeilen kundten fertigen. Lieber, nu es verdeutscht und bereit ist, kans ein yeder lesen und meistern, Laufft einer ytzt mit den augen durch drey, vier bletter und stost nicht ein mal an, wird aber nicht gewar, welche wacken und klötze da gelegen sind, da er ytzt uber hin gehet wie uber ein gehoffelt bret, da wir haben můssen schwitzen und uns engsten, ehe den wir solche wacken und klotze aus dem wege reümeten, auff das man kůndte so fein daher gehen."

Dieser Erfolg von Luthers Übersetzungsarbeit gründet sich auf die klaren Grundsätze, die Luther geleitet haben: „Man mus nicht die buchstaben inn der lateinischen sprachen fragen, wie man sol Deutsch reden, wie diese esel thun, sondern man mus die mutter jhm hause, die kinder auff der gassen, den gemeinen man auff dem marckt drumb fragen und den selbigen auff das maul sehen, wie sie reden, und darnach dolmetzschen, so verstehen sie es den und mercken, das man Deutsch mit jn redet. Als wenn Christus spricht: 'Ex abundantia cordis os loquitur.' Wenn ich den Eseln sol folgen, die werden mir die buchstaben furlegen und also dolmetzschen: ‚Auß dem uberflus des hertzen redet der mund.' Sage mir, Ist das deutsch geredt? Welcher deutscher verstehet solchs? Was ist ‚uberflus des hertzen' fur ein ding? Das kan kein deutscher sagen, Er wolt denn sagen, es sey, das einer allzu ein gros hertz habe oder zu vil hertzes habe, wie wol das auch noch nicht recht ist, denn ‚uberflus des hertzen' ist kein deutsch, so wenig, als das deutsch ist: ‚Uberflus des hauses, uberflus des kacheloffens, uberflus der banck', sondern also redet die mutter ym haus und der gemeine man: ‚Wes das hertz vol ist, des

gehet der mund uber', das heist gut deutsch geredt, des ich mich geflissen und leider nicht all wege erreicht noch troffen habe, Denn die lateinischen buchstaben hindern aus der massen seer, gut deutsch zu reden. Da der Engel Mariam grússet und spricht: ‚Gegrússet seistu, Maria vol gnaden, der Herr mit dir.' Wolan, so ists bißher schlecht den lateinischen buchstaben nach verdeutschet; sage mir aber, ob solchs auch gut deutsch sey? Wo redet der deutsch man also: ‚du bist vol gnaden'? Und welcher Deutscher verstehet, was gesagt sey ‚vol gnaden'? Er mus dencken an ein vas vol bier oder beutel vol geldes, darumb hab ichs vordeutscht: ‚Du holdselige', da mit doch ein Deutscher dester meher hin zu kan dencken, was der engel meinet mit seinem grus. Aber hie wóllen die Papisten toll werden uber mich, das ich den Engelischen grus verderbet habe, Wie wol ich dennoch da mit nicht das beste deutsch habe troffen. Und hette ich das beste deutsch hie sollen nemen und den grus also verdeutschen: ‚Gott grusse dich, du liebe Maria' (denn so vil wil der Engel sagen, und so wurde er geredt haben, wan er hette wollen sie deutsch grussen). Wer Deutsch kan, der weis wol, welch ein hertzlich fein wort das ist: ‚die liebe Maria, der lieb Gott, der liebe Keiser, der liebe fúrst, der lieb man, das liebe kind.' Und ich weis nicht, ob man das wort ‚liebe' auch so hertzlich und gnugsam in Lateinischer oder andern sprachen reden múg, das also dringe und klinge ynns hertz durch alle sinne, wie es thut in unser sprache."

Durchdrungen von der Heiligkeit seines hohen Berufes als Bibelübersetzer, ist der Reformator demütig und selbstbewußt zugleich: „Es ist dolmetzschen ja nicht eines iglichen kunst, Es gehóret dazu ein recht frum, treu, vleissig, forchtsam, Christlich, geleret, erfarn, geúbet hertz." Aber noch etwas anderes braucht der Übersetzer wie jeder Schriftsteller: die Gunst des Augenblicks. Das wußte auch Luther, wenn er in der Schrift „Vom Anbeten des Sakraments vom heiligen Leichnam" (1523) aus reicher Erfahrung heraus bemerkt: „Es bedarff gluck, das mans

eben treffe, wens gleich auffs aller klerist unnd gewissest ist, wie ich teglich erfare in meynem verdeutschen."

Der Sieg der neuen Schriftsprache, die mit Luthers Bibeldeutsch zusammenfällt, gründet sich auf den Ruhm, den das Lebenswerk des Reformators im Anschluß erst an das Neue Testament von 1522 und dann an die Vollbibel von 1534 gefunden hat. So rühmt Dr. Joh. Brentz, Prediger zu Schwäbisch Hall, in seinem „Prediger Salomo" (1528) S. A Ia die neue deutsche Bibel: „Die Vertolmetschung Doctoris M. Lutheri reicht für sich selbst also hell den verstand dar, daß sie die Auslegung mit sich auf dem Rucken trägt." Und so hat auch Erasmus Alberus Worte reichster Anerkennung und Bewunderung für die Sprache der Lutherbibel (oben S. 43).

Sind die buchhändlerischen Erfolge des Septembertestaments und der Vollbibel der stärkste Beweis für die sprachliche Bedeutung von Luthers Bibelübersetzung (oben S. 55. 58), so fehlt auch die Anerkennung altkirchlicher Kreise nicht. Ein wichtiger Zeuge ist Georg Witzel. Dieser bedient sich in seinem „Betbüchlin beyde dem alter und der jugent nutzbar" (Leipzig 1536) nach dem Vorwort der Lutherischen Bibelübersetzung, „weyl dieselbige yetz yederman bekannt ist und on dise nymant bey unsern Layen glauben hat". In Wahrheit bewundert Witzel die Sprache des verhaßten Reformators: „Es kutzelt feyn seyn Deudsch, und helt (d. h. fesselt) den leser", so urteilt er 1533 über die neue Bibelübersetzung[1]); sie sei an sich selbst leicht und verständig, auch gut; ihr Autor sei darauf bedacht gewesen, „wie seine Arbeit den deutschen Ohren wol klinge".

[1]) Evangelium Martini Luthers (Leipzig 1536) F IIa. Vgl. ferner Witzels Annotationes ad sacras literas (Leipzig 1536) zu Genesis 24, Josua und Jeremia 4, wo es z. B. heißt: „Eitel ungewis ding bringt der mann aus, indem ehr mehr auff wol klingend gemein Deudtsch trachtet (welchs die oberlendischen Kaufleut und Metzler vil besser künden, wider ers seine tage lernet) denn auff der heiligen sprachen not"; ebenda Kap. 46: „Er deudtschts nach dem klange. Das mich sein eben gemanet, wie eins der sein lauten stimmet, also stimmet dieser seine dolmetschung. Wens nur lustig und frisch laut (wie itzt die welt wil), so ists alles recht".

Das Verhalten katholischer Übersetzer zur protestantischen Bibel ist denn auch ein schlagender Beweis für die Bedeutung von Luthers Bibelsprache. Hieronymus Emser hat Luthers Neues Testament leicht überarbeitet im Sinn der alten Kirche; 1527 war die erste Ausgabe erschienen, die Luther im „Sendbrief vom Dolmetschen" als Plagiat bezeichnen mußte. Eine zweite Ausgabe erschien 1528 nach Emsers Tod, andere folgten. Auch für Niederdeutschland wurde sie 1530 bearbeitet, und Eck legte 1537 Emsers Plagiat seiner bayrischen Bearbeitung zugrunde, nachdem zuvor (1534) Johann Dietenberger Luthers Text selbst wieder einer eigenen Bearbeitung für Katholiken unterzogen hatte.

Gewiß hat sich Luther keiner Selbsttäuschung hingegeben, wenn er schon im „Sendbrief vom Dolmetschen" stolzerfüllt von seinen Gegnern sagt: „Das merckt man aber wol, das sie aus meinem Dolmetschen und teutsch lernen teutsch reden und schreiben, und stelen mir also meine sprache, davon sie zuvor wenig gewist, dancken mir aber nicht dafur, sondern brauchen sie viel lieber wider mich. Aber ich gan es jn wol, den es thut mir doch sanfft, das ich auch meine undanckbare jünger, dazu meine feinde reden gelert habe." Die Sprache altgläubiger Schriftsteller ist ihm um so verhaßter, als sie ihn abschreiben, seine Sprache lernen und sein Deutsch meistern wollen. Aber „wenn ich sie hette sollen fragen, wie man die ersten zwey wort Matthei 1 Liber Generationis solte verdeutschen, so hette yhr keiner gewist, gack dazu zu sagen" [1]).

Hat sich Luther im Ernst der Arbeit für sein Bibeldeutsch bei Freund und Feind den größten Ruhm gesichert, so hat er es auch um unsere Sprache wohl verdient, daß wir in ihr auf Schritt und Tritt den Spuren der Bibelübersetzung begegnen. So konnte die Weisheit des göttlichen Worts in der vom

[1]) Das Wort Geschlechtsregister, dessen Bildung Luther hiermit für sich in Anspruch nimmt, ist allerdings in der Folgezeit zurückgetreten hinter Stammbaum, das seinerseits dem 16. Jahrhundert noch fremd ist.

Reformator geprägten deutschen Formel zu unserer eigenen Volksweisheit werden, wenn mancher kerndeutsche Spruch aus Luthers Bibel stammt. Wer Sprichwörter verwendet wie: „Bleibe im Lande und nähre dich redlich" (Psalm 37), „Recht muß doch Recht bleiben" (Ps. 94), „Wer andern eine Grube gräbt, fällt selbst hinein" (Spr. 26), „Unrecht Gut gedeiht nicht" (Spr. 10), „Hochmut kommt vor dem Fall" (Spr. 16), „Wer sich in Gefahr begibt, kommt darin um" (Sirach 3), „Das Werk lobt den Meister" (Sir. 9), „Wer Pech angreift, besudelt sich" (Sir. 13), „Gewalt geht vor Recht" (Hab. 1), „Ehre dem Ehre gebührt" (Röm. 13), „Den Reinen ist alles rein" (Tit. 1) — wer solche Sprichwörter verwendet, der weiß oft nicht einmal mehr, daß es Kernsprüche Lutherscher Prägung sind. Manche sprichwörtliche Redensart ist ein Bibelwort Luthers: „Bis hierher und nicht weiter" (Hiob 38), „Mit fremdem Kalbe pflügen" (Richt. 14), „Im Schweiße seines Angesichts sein Brot essen" (1. Mos. 3), „Seinen Mut an jemandem kühlen" (2. Mos. 15), „Ein Dorn im Auge" (4. Mos. 33), „Sein Herz ausschütten" (1. Sam. 1), „Ein Kind des Todes" (1. Sam. 26), „Wider den Strom schwimmen" (Sir. 4), „Jemands guter Engel sein" (Tob. 5), „Sein Licht unter den Scheffel stellen" (Matth. 5)[1].

Luther ist nicht nur der Begründer und Schöpfer der neuhochdeutschen Schriftsprache durch sein Bibeldeutsch geworden. Auch manche Wortschöpfung trägt seinen Namen und seinen Geist: das Wort Feuereifer im Septembertestament von 1522 ist für Luther charakteristisch. Wörter wie Bubenstück, Lästermaul und Mördergrube sind mit Luther aufgekommen. Wörter wie Linsengericht und Sündenbock herrschen mit Luthers Bibel in unserm Sprachgebrauch. Und können wir es da noch für Zufall erklären, daß das Wort Muttersprache (oben S. 25) durch Luthers deutsches Schrifttum hochdeutsch geworden ist?

[1]) Vgl. Walther, Luthers deutsche Bibel S. 206 f.

Tausend Fäden verknüpfen unsere Schriftsprache mit Luthers Bibeldeutsch. Es kann darum auch nie völlig veralten. Es bewahrt nun durch bald vier Jahrhunderte die Unmittelbarkeit seiner Wirkungskraft; denn es haftet in jedem Herzen, das mit der Lutherbibel Leben und Bildung erhalten hat. Und wenn Luthers Deutsch uns heute auch nicht mehr in allen Dingen modern erscheint, so fühlen wir noch immer darin den Herzschlag der großen Zeit, in der die Geister erwachten und es eine Lust war zu leben, und den Herzschlag des großen Mannes, der die gesunde Volkskraft des Deutschtums durch Gottes Wort zu einer Wiedergeburt des deutschen Geistes und Lebens steigerte.

4. Schriftsteller und Buchdrucker.

Das Latein hatte auf dem deutschen Boden eine um so festere Stellung, als es keine überall anerkannte und überall verstandene Gemeinsprache gab, die dem schriftlichen wie dem mündlichen Verkehr hätte dienen können. Konnte z. B. ein Züricher erwarten, sein Deutsch werde in Obersachsen verstanden werden? Bebel[1]) erzählt von drei Bayern, die nach Niederdeutschland kamen und dort nicht verstanden wurden. Überall bot sich die mittelalterliche Weltsprache als bequemste und geläufigste Verkehrssprache gleichsam von selbst.

Als Zwingli von dem Landgrafen Philipp von Hessen ein deutsches Schreiben in moderner Lautform erhielt, worin er zu dem Marburger Religionsgespräch eingeladen wurde, antwortete er dem Landgrafen am 7. Mai 1529 in einem lateinischen Brief mit der ausgesprochenen Befürchtung, sein Schweizerdeutsch würde vom Fürsten kaum verstanden werden. Und von der Reise aus bat Zwingli den Züricher Rat, man möge ihm einen des Lateins kundigen Ratsboten nachsenden: „ich besorge sehr, sie verstehen (in Marburg) unsere Sprache nicht". Bei

[1]) Facetien III 104.

dem Religionsgespräch selbst beantragte dann Zwingli, „der sich mit seiner Schweizer Mundart im Nachteil fühlen mochte“, es solle in lateinischer Sprache verhandelt werden[1]). Ein solcher Abstand innerhalb der lebendigen Mundarten hat sich damals überall fühlbar gemacht.

Und was von dem gesprochenen Deutsch gilt, trifft mindestens in gleichem Maß den schriftlichen Gebrauch der Muttersprache. 1511 entschuldigt ein Schriftsteller sein Deutsch mit der Bemerkung, daß „ein Deutsch nit in allen Landen genůg und jedermann verständlich ist oder angenehm“[2]).

Auch die Sprachlehrer sind bei der Mannigfaltigkeit unserer Mundarten völlig ratlos, wie man ein Lehrgebäude des Deutschen aufzubauen habe. Meister Hans Fabritius, der in Erfurt 1531 ein Büchlein über gleichlautende Wörter erscheinen ließ[3]), ruft verzweifelt aus: „Ich wais schier nicht, wie ich meine schulers leren sol der ursachen halben, das yetzunder, wo unser drey oder vier deutsche schreibers zusamen koment, hat yeder ein sonderlichen gebrauch. Wolte Gott, das es darhyn komen móchte, das die kunst des schreibens ein mal wider in ein rechten prauch komen móch t! es mus doch zu letzt dahin komen“. Solche Stoßseufzer und Wünsche mußten allerwärts laut werden, denn nirgends konnte von einer zwingenden, allgemeingültigen Sprachnorm die Rede sein. Diese Zustände veranschaulicht uns auch die Klage, die Luthers Korrektor Christoffel Walther[4]) über den Wirrwarr der damaligen Rechtschreibung ausstößt: „Wenn hundert Briefe und gleich mehr

[1]) Übrigens wurde bei dem Religionsgespräch doch auch deutsch verhandelt. Vgl. Mörikofer, Zwingli II 225, 229, 233.

[2]) Birlinger in Herrigs Archiv 43, 124.

[3]) Ein nutzlich Buchlein etlicher gleichstymender Worther, aber ungleichs Verstandes, den angenden deutschen Schreybschülern zu gut mitgeteylt durch Meister Hanssen Fabritium, Rechenmeister und deutschen Schreyber zu Erffurth 1531 (Neudruck von John Meier 1895 S. 7).

[4]) Bericht von Unterscheid der Biblien und anderer des Ehrwirdigen und seligen Herrn Dr. M. Lutheri Bücher. Wittenberg 1563.

mit einerlei Wörter geschrieben wörden, so wörde doch keiner mit dem Buchstaben übereinstimmen, daß einer mit Buchstaben geschrieben wörde wie der ander. Derhalb ist die Sprache auch so unverständlich, dunkel und verworren, ja ganz verdrießlich und unlustig zu lesen. Und sonderlich komet sie den fremden undeutschen Leuten sehr schwer und sauer an zu verstehen und unmüglich recht zu erlernen."

Und in der Tat, was im Inland unangenehm empfunden wurde, mußte den Ausländern besonders lästig sein. Jede Mundart nannte sich deutsch. Sollten nun fremde Kaufleute, Gelehrte, Gesandte niederdeutsch oder alemannisch, bayrisch oder mitteldeutsch lernen? Die Welschen, die besonders mit den oberrheinischen Landschaften Verkehr hatten, konnten sich mit der alemannischen Mundart sonst nirgends verständlich machen. Ein französischer Gelehrter, Carolus Bovillus (De Bouelles) Samarobrinus, hat im Jahre 1533[1]) einen Besuch geschildert, den er dem Abt Trithemius gemacht hat. Der deutsche Gelehrte äußerte seinen Wunsch und Vorsatz, das Deutsche dem Lateinischen ganz ebenbürtig zu machen und unsern Schriftstellern ein brauchbares Werkzeug zu schaffen. Der Franzose aber verwies auf die großen Dialektunterschiede in Deutschland, die jede Einigung unmöglich machten, und fragte, wer entscheiden wolle, was richtig sei: „dag oder tag, wattre oder wasser, wite win oder wisse win, brot oder brott?" Der Franzose hatte so unrecht nicht. Es gab keine Mundart, die sich eines verbreiteten Ansehens erfreute. Nur der Name 'deutsch' galt überall, und in dem Namen 'hochdeutsch' waren damals bereits die Hoffnungen und Wünsche ausgesprochen, die erst nach und nach in Erfüllung gehen sollten.

Friedrich Zarncke ist den ältesten Belegen für das Wort hochdeutsch nachgegangen und findet es zuerst 1493 in dem „Briefformulari des hochdeutschen Stilums", um 1510 in einer

[1]) Liber de differentia vulgarium linguarum et Gallici sermonis varietate etc. (Paris 1533) Cap. 50.

zu Straßburg gedruckten Schrift Geilers und 1519 in der zu Rostock erschienenen niederdeutschen Übersetzung von Brants Narrenschiff. Daß das neue Schlagwort aber schon den letzten Jahrzehnten des 15. Jahrhunderts geläufig war, hat das Wörterbuch der Brüder Grimm gelehrt, und somit stammt es ungefähr aus der Mitte des 15. Jahrhunderts. Schon 1481 treffen wir in einer schweizerischen Schrift „Ein Bürdlin der Zit“ (Fasciculus temporum) 'Hochdütschland' als Gegensatz zu 'Niederdütschland'. Und so ist hochdeutsch zunächst bloß als Gegensatz zu niederdeutsch aufgekommen und besagt genau dasselbe wie „oberländisch“ neben „niederländisch“. Freilich hochdeutsch oder oberländisch waren Wörter, unter denen ganz verschiedene Mundarten verstanden werden konnten. Schweizer, Elsässer, Schwaben, Bayern, Thüringer, Obersachsen, Schlesier — alle bezeichnen ihre Mundarten als hochdeutsch, jeder die seinige als unser Hochdeutsch. Wer kein Mißverständnis zulassen will, macht einen beschränkenden Zusatz; so spricht man von fränkischem Hochdeutsch.[1])

Dabei hören wir nur selten von einer Sprache der Gebildeten, die sich von der Mundart entfernt. Von Reuchlin erzählt Trithemius[2]), er sei in lingua vernacula politiori wohl bewandert. Der schwäbische Humanist Altenstaig kannte auch ein feineres Deutsch, war darin aber nicht sonderlich geschickt. In einer 1522 erschienenen Auflage seines lateinisch-deutschen Schulwörterbuchs entschuldigt er als geborener Schwabe seine schwäbische Mundart: Si teutonicum addidi quod tibi

[1]) Hochdeutsch und Oberländisch begegnen gleichbedeutend in Geilers Irrig Schaf A a VI: „hab ich underſtanden das in oberlendisch oder hochdeutsch zu bringen“. Diesen Nachweis danke ich der Freundschaft des Herrn Dr. M. Spirgatis, der mich auch auf eine merkwürdige Benennung der neuen Reichssprache aufmerksam machte: in einem Psalterium latinum cum apparatu vulgari (Straßburg, Joh. Knobloch 1508) schließt das Register mit der Bemerkung, der Psalm sei „mit geheimischen Teutsch neben dem Latein von Wort zu Wort nach den Buchstaben ausgelegt“

[2]) Opera historica I 171 Freher.

lectori vel praeceptori non placuerit — melius adjungito et secundum tuam linguam addito et adolescentibus interpretato. Nec propter doctos adjunxi, sed propter adhuc rudes. Ego enim vernaculam admovi ut a puero didici, non rhetoricum vel oratorium ut habent et scribunt cancellarii et scribae principum — quod multo minus didici quam latine loqui[1]).

Von Wien im besonderen berichtet uns ein so gediegener Beobachter wie Lazius, daß die Stadtmundart sich durch schwäbische Einflüsse verfeinere, während der ländliche Dialekt sich verschlechtere. Denselben Gegensatz von städtischer und ländlicher Aussprache beobachtet auch Aventin für das Donautal. Und wenn auch die Grammatiker Wolf 1558 und Ölinger 1574 die Aussprache der Gebildeten von der unverfälschten Mundart, wie sie auf dem Lande herrscht, richtig sondern, so kann kein Zweifel darüber bestehen, daß in Oberdeutschland unabhängig von der Reformation, wie auch bereits vor der Reformation, die Gebildeten das Ideal einer von der heimischen Mundart verschiedenen Kultursprache ahnten.[2]) Aber dieses Ideal war zweifellos überall in Oberdeutschland verschieden.

Nirgends erkennt man das Deutsch anderer Landschaften als gleichberechtigt an; was an ihm fremd ist, hält man für ausländisch. So gelten die zu Basel unbekannten Wörter Luthers als ausländische dem Basler Drucker Adam Petri, der seinem

[1]) Ob sich diese Bemerkungen Altenstaigs auf die Aussprache beziehen, muß dahin gestellt bleiben. Reuchlins Vokalismus bewahrte die alten î û iu ů ie üe und kannte die altbayrischen ai (mhd. ei) und au (mhd. â). Über Altenstaigs Wörterbuch vgl. Blaufus, Verm. Beitr. (1756) II 201; die in Frage kommende Ausgabe des Vocabularius habe ich trotz verschiedener Bemühungen nicht auftreiben können. Wie Altenstaig, so gesteht auch Wimpheling „hoflichs und verblüemten Dütschens ungeübt" zu sein (vgl. Hartfelder, Deutsche Übersetzungen klassischer Schriftsteller, Heidelberg 1884, S. 33).

[2]) Über Aventin, Wolf und Ölinger s. Burdach, Die Einigung der nhd. Schriftsprache S. 13, 14, 22.

Nachdruck von Luthers Neuem Testament ein kleines Wortregister beifügte (s. unten Kap. 6).

Ja, man spottete auch gern über die Sprache einer andern Landschaft. Einer schweizerischen Bibel sagte man nach, sie gebe die Psalmenstelle „du salbest mein Haupt mit Öl“ durch die Worte wieder: „du schmierest min Grind mit Schmeer“[1]). Und in einer niederdeutschen Bibelübersetzung sollen die Worte „und seine Jünger klabasterten ihm nach“ gestanden haben. So pflegt man die plattdeutsche Mundart in niederhessischen Gegenden mit der komischen Übersetzung „Ut düsser deipen kaulen krajoele ek tau deck“ (de profundis clamavi ad te, Psalm 130) zu verspotten[2]). Solche ungehörige Scherze, durch die der Volkswitz Nachbarmundarten höhnte, waren in jener Zeit sprachlicher Gärung nur zu natürlich. Luther ist über Zwinglis Deutsch entrüstet und verhöhnt Karlstadts Aussprache. Emser verurteilt den Gebrauch von Otter an Stelle von Natter bei Luther. Der deutsche Ausdruck der Prophetenübersetzung, welche Hätzer und Denkh in Worms herausgegeben haben, ist für Luther „dunkel“ (forte natura illius regionis), und genau so urteilt er 1525 über das Deutsch in einem Katechismus der böhmischen Brüder.

Vor allem war die Sprache der Schwaben in Verruf; überall galten sie als crassilingues, als duriloqui. Ihr Vokalismus fand in andern Landschaften nur Spott und Hohn. Auch im Satzbau hatten sie Eigentümlichkeiten, für die man z. B. auf dem linken Rheinufer kein Verständnis hatte. Im Beginn des 16. Jahrhunderts waren im Elsaß zahlreiche schwäbische Geistliche tätig, deren Sprache teils mißfiel, teils auch nachgeäfft wurde, bis Wimpheling 1503 durch eine öffentliche Anklage eine literarische Fehde gegen die schwäbische Mundart einleitete. Wimpheling war ungehalten, von den Kanzeln aus dem Munde

[1]) J. J. Mezger, Geschichte der deutschen Bibelübersetzung in der schweiz.-reform. Kirche (1876) S. 72.

[2]) Vilmar, Idiotikon von Kurhessen S. 222.

schwäbischer Geistlicher Wendungen zu hören wie der Herre was sprechen, er was gon, er was wandelen für der Herr sprach, ging, wandelte. Ein Freund Wimphelings kleidete die Wünsche und Forderungen der gebildeten Elsässer in die Worte:

> Advena Sueve, solo cupiens hic vivere nostro,
> Alsatici dulcis captus amore meri,
> quaeso tua nostram noli corrumpere terram
> lingua, sed patrio desine more loqui!

In Tübingen herrscht Mißstimmung gegen Wimpheling, auch in Freiburg findet er einen Gegner. Bis 1506 dauert der Federkrieg, aus dem wir lernen, daß das deutsche Sprachgefühl zu erstarken beginnt, indem gebildete Humanisten wie Bebel und Wimpheling an den wichtigen Fragen teilnehmen [1]).

Bei diesen Gegensätzen zwischen den verschiedenen Mundarten ist die Aufgabe schwer, die den Buchdruckern zufällt. Sie wollen über einen möglichst großen Teil Deutschlands wirken, obwohl es an einer gemeindeutschen Schriftsprache fehlt. Sollen sie ihre Ortsmundart für die Drucke verwenden? Und wie haben sie sich etwa zu der Sprache der Verfasser zu verhalten, um sich gegründete Hoffnung zu machen, in Meißen, am Rheinstrom und im Oberland [2]) Absatz zu finden?

---

[1]) Auch auf die Aussprache bezog sich der Spott über das Schwäbische. Ich verweise auf die bekannte Flugschrift vom Anfang der zwanziger Jahre „Ein schöner Dialogus. Cunz und der Fritz, die brauchen wenig Witz“ (A ii), worin der Tübinger Professor Lemp verspottet wird mit den Worten: „Lebt er noch, der alte Sophist mit den Wirtenbergischen Vokalen au, ai, ei, ao, aw?“ Im übrigen s. Alemannia 12, 14. — Über das Schwäbeln auf elsässischem Sprachgebiet vgl. Paulis Schimpf und Ernst: „Überkumt einer ein Amt, so redet er nicht mer sine Sprach, er hebt an Swäbisch zu reden“.

[2]) Sigismund Feyerabend, Wahrhaftiger Gegenbericht auf das ungegründt Verschreien usw. (Frankfurt am Main 1570) D I b: „Es zweifelt uns keineswegs, man werde uns in Meißen sowohl als am Rheinstram und im Oberland verstehen“.

So viel ist sicher, daß auf die Rechtschreibung und die gesamte sprachliche Gewandung der Druckschriften im 16. Jahrhundert nicht die gleiche Sorgfalt verwandt worden ist wie heute. Schon die große Hast, mit der man im Sturm und Drang der reformatorischen Zeiten schrieb und druckte, ließ zum Glätten und Feilen der Form keine ausreichende Muße, solange ein ausschließlich sachliches Interesse obwaltete. „Ich hab vor Unmůß das Büchlein nit mögen wider lesen; lůg jeder allweg eigenlich uff den Sinn" — solche Worte der Entschuldigung für sprachliche Versehen, wie sie Zwingli am Schluß seiner Schrift „Von dem Predigamt" und sonst mehrfach vorbringt, kennzeichnen das Verhalten der Verfasser zu der sprachlichen Seite ihrer Werke.

So sind häufig die Verfasser um die saubere Wiedergabe ihrer Schriften wenig bemüht[1]). Es kann daher nicht befremden, daß auch den Druckern die äußere Form der Werke gleichgültig ist. Vielleicht noch eilfertiger als die Schriftsteller, die häufig vom Druckort entfernt leben, und auf schleunige Ausgabe der stets Erfolg versprechenden deutschen Bücher bedacht, machen sie sich nicht selten die Nachlässigkeit zu Nutz, mit der die Schriftsteller die Sprachform ihrer Arbeiten behandeln. Aber auch gewissenhafteren Schriftstellern wie den Wittenbergern konnte durch die Drucker übel mitgespielt werden. Fast unglaublich klingt die sicherlich wahrheitsgemäße Klarlegung des Verhältnisses, wie sich zuweilen die Drucker dem geistigen Eigentum auch eines Luther gegenüber verhielten. Er schreibt 1525: „Ich habe die Postillen angefangen von der heiligen drei Könige Tage an bis auf Ostern, so fähret zu ein Bube, der Setzer, der von unserm Schweiß sich nähret, stiehlet meine Handschrift, ehe ichs gar ausmache, und trägts hinaus und läßt es draußen im Lande drucken, unser Kost und Ar-

[1]) Von Caspar Hedio wissen wir, daß er die Rechtschreibung seiner Josephusübersetzung 1531 völlig dem Drucker anheim gegeben hat.

beit zu verdrucken . . Nu wäre der Schaden dennoch zu leiden, wenn sie doch meine Bücher nicht so falsch und schändlich zurichten. Nu aber drucken sie dieselbigen und eilen also, daß, wenn sie zu mir wiederkommen, ich meine eigene Bücher nicht kenne. Da ist etwas außen, da ists versetzt, da gefälscht, da nicht corrigiert. Haben auch die Kunst gelernt, daß sie Wittemberg oben auf etliche Bücher drucken, die zu Wittemberg nie gemacht noch gewesen sind. Das sind ja Bubenstuck, den gemeinen Mann zu betrügen [1])." Ähnliche Klagen wiederholt im gleichen Jahr auch Melanchthon: „Ich konnt diese mein Auslegung für den Buchdruckern nicht übersehen um des willen, daß sie's ehr an den Tag zu geben eileten, denn ich's widerumb zu überlesen mocht. Eben das Glück haben auch andere etliche meiner Auslegung gehabt, welche ausgegangen sind erstlich ganz roh und unzeitig, zum andern nicht ganz und darzu an vielen Örtern von den Druckern also gefälscht, daß ich ihr selb nicht erkennen mag [2])."

Ähnlich entschuldigte Hieronymus Emser 1525 am Ende seiner Annotationes die kleineren Druckversehen: „Es ist im winter bey dem liechte, ßo die stuben warm und die trucker fawl und schlefferig seyn, bald was ubersehen." Und Eck hat bei der Ausgabe seiner Bibel ähnlich geklagt.

Durch das ganze Jahrhundert wiederholen sich Beschwerden, mit denen sich Schriftsteller wegen der regellosen Schreibung ihrer Werke entschuldigen. Da beklagt sich gegen 1511 der Übersetzer einer Lebensbeschreibung des heiligen Franciscus von Assisi, daß Schreiber und Drucker getrübt und verbittert hätten, was aus seinem Brunnen lauter und süß geflossen sei. Und noch am Ende des 16. Jahrhunderts jammert ein gewisser Hoff-

[1]) Fr. Haubold, Untersuchung über das Verhältnis der Originaldrucke der Wittenberger Hauptdrucker Lutherscher Schriften, Grunenberg, Lother, Döring-Cranach und Lufft zu Luthers Druckmanuskripten (Dissert. Jena 1914) S. 2 = Luthers Sämtl. Werke (Erlanger Ausg.) 7², 13.

[2]) Die Sprüche Salomo aus Ebräischer Sprach (Erfurt 1525).

meister darüber, daß an der regellosen Schreibung seines Werks „auch etwas an dem Setzer in der Truckerei gelegen, der nach seiner Art Sprach unterweilen handelt: ich sag fleisch, ein anderer spricht flaisch — er gaist, da ich sag geist“ [1]).

Mit diesen letzten Worten ist ein Verfahren gekennzeichnet, das im 16. Jahrhundert allerorten im Schwange war. Wie häufig sind Schriften des Reformators in Oberdeutschland nachgedruckt! Es würde einen großen Raum kosten, die sprachlichen Abweichungen solcher Nachdrucke von den Originaldrucken darzustellen. Da zeigen die Augsburgischen und Nürnbergischen Nachdrucke durchgängig z. B. das von Luther nicht gebrauchte ai (in waiß, ain, wainen), das dem bayrischen Schriftdeutsch entspricht. Basler und Zürcher Nachdrucke haben die schweizerischen î û und ü̅ (schriben, Hus, Lüte). Und nicht selten fanden solche landschaftliche Nachdrucke eine weite Verbreitung, die unserm Reformator gewiß nicht willkommen war. Denn zweifelsohne dürfen wir Luthers Stimmung in den folgenden Worten seines Korrektors [2]) erkennen: „Es sind die Nachdrucker nicht gesättiget, daß sie ihre nachgedruckte Bücher bei ihren Landsleuten, da solche Gewohnheit ihrer Sprache ist, ließen bleiben und bei ihnen verkauften, sondern führen sie in ander Länder, da Lutheri Sprache lieb und wert gehalten ist, ihre Gewohnheit aber zu reden seltsam, lächerlich und unverständlich.“ Um so begreiflicher ist daher die freudige Stimmung der Wittenberger, als 1535 Luthers Bibel durch Wendel Rihel in Straßburg einen Nachdruck erfuhr, der sich bis auf die Rechtschreibung genau an Luther anschließen wollte; dieser habe nämlich den Preis in teutscher Wolredung und Dolmetschung und werde ihn bei den Nachkommen haben; drum habe sich der Verleger und Drucker beflissen, Luthers besunder Wörter und Orthographei, so mehr auf Meißnisch denn auf „unser“

---

[1]) Birlinger in Herrigs Archiv 43, 124.

[2]) Christoffel Walther 1563 Bericht von der Biblien S. 57.

Hochteutsch gebräuchlich, überall zu belassen; denn „die Übung wird solchs auch wol verständig und gepreuchlicher machen, denen, so zur heiligen Schrift Anmůt haben". Allem redlichen Bemühen zum Trotz hat aber auch dieser Drucker zahlreiche ů, von denen Luthers Original ganz frei ist, in seinen Nachdruck gebracht.

Gerade wegen dieses Verhaltens der Drucker hat sich Luther gegen den Nachdruck seines Neuen Testaments verwahrt: „Dies Testament soll des Luthers deutsch Testament sein." Er besteht auf seiner Sprache, und nach seinem Tode tritt sein Korrektor Christoffel Walther[1]) dafür ein. Hatten Nachdrucke glitschen, scharpf, anderer für Luthers gleiten, scharf, zweiter — Walther verwirft die Rücksicht auf andre Mundarten und verlangt, daß Luthers Sprache und Arbeit in seinen Büchern „ungeändert, ungetadelt und ungemeistert" bleibe, gleichviel ob in andern Landschaften andere Normen „zu reden, schreiben und drucken" herrschen.

Für das Verhalten der Druckereien, die des Verfassers Sprache zurückdrängen und der eigenen Heimatmundart folgen, sei hier als besonders lehrreicher und wertvoller Beleg das erste Sendschreiben Zwinglis an die Eßlinger vom Jahre 1526 erwähnt. Der Abdruck desselben in der alten Gesamtausgabe der Schriften des schweizerischen Reformators ist für sprachliche Zwecke unzulänglich, weil die Herausgeber Zwinglis Sprache, die im Originaldruck gänzlich verwischt ist, hergestellt haben. Dieser Urdruck ist völlig unabhängig von Zwingli, dessen Sprachweise so sehr verdunkelt war, daß Zweifel auftauchen konnten, ob denn wirklich Zwingli das Schriftchen verfaßt habe. Ein zweites Sendschreiben an die Eßlinger gab Zwingli Ge-

---

[1]) Christ. Walther, Bericht von Unterscheid der Biblien und anderer des Ehrwirdigen und seligen Herrn Dr. M. Lutheri Bücher (Wittenberg 1563) B ii b. — Antwort auf Sigism. Feyerabends u. s. w. Angeben (Witrenberg 1571) B i.

legenheit, seine Verfasserschaft anzuerkennen[1]): „Als ich in vergangenem Julio einen Sendbrief überschickt und der im Druck ausgangen, habent etlich — als ich vernim — offentlich dörffen sagen, ich habe ihn nie gesehen, den ich aber mit der Hand wie auch jetz diesen geschriben hab. Darumb ich üwer Lieb widerum zů versichren gereizt wird, daß die Epistel zů üch von mir komen ist. Ich hab sy getruckt verlesen und erkenn sy min sein. Wol ist min Sprach in üwer verwandlet, dann sy och in üwer Ardt getruckt ist. Es verfahrend auch etwan die Trucker eintweders mit Versomnus oder mit Unverstand; doch ist hierin nichts versumpt, das den Sinn übel verändere.“

Abgesehen von der allgemeinen Beschwerde über die Drucker hat der vorliegende Fall für uns einen ganz besonderen Wert. Die Sprache von Zwinglis Niederschrift ist beim Druck in die Ortsmundart übertragen; zweifelsohne ist Eßlingen selbst der nicht genannte Druckort. Wir dürfen freilich keine strenge Übertragung in die Eßlinger Mundart erwarten. In buntem Wechsel zeigt der Druck von 1526 schweizerische und schwäbische Lauterscheinungen: Kilche und Kirche, staan und steen, gan und gen, wüssen und wissen, üch und euch wechseln miteinander; die schwäbisch-bayrischen ai in kain, ain, hailig, Gaist überwiegen; einige schweizerische î in glich, syn laufen unter. Von Blatt A iii b an überwiegt das schwäbische gen, sten, er fellt über die anfangs vorherrschenden schweizerischen gon, ston, er fallt. Zwinglis Sprache schimmert überall durch: wir treffen sein hütbitag ‘heute’, zemen ‘zusammen’; daneben aber schwäbisch-bayrisches versönen für schweizerisches versüenen.

Das Verfahren des ersten Sendschreibens Zwinglis an die

[1]) Ain christenliche fast nutzliche und tröstliche Epistel Ulrich Zwinglis an die frommen Ersamen Glaubigen zů Eßlingen 1526. Der andere Sendbrief Huldrich Zwinglis an die Christen zů Eßlingen 1527. Die kritische Neuausgabe von Zwinglis sämtlichen Werken ist noch nicht bis zum Jahre 1526 vorgedrungen.

Eßlinger wurde gewiß allerwärts geübt; seinem zweiten Sendschreiben z. B. wird gerade so mitgespielt worden sein, wenigstens zeigt der mir vorliegende Druck ähnliche Mischungen. Wir könnten hier z. B. auch an Klagen Osianders erinnern[1]). Aber kaum wieder treffen wir eine so glaubwürdige Darlegung des Verfahrens, die sich mit der sprachlichen Form der Überlieferung deckte, wie im ersten Sendschreiben Zwinglis an die Eßlinger.

So hatte die Zersplitterung Deutschlands in zahlreiche Mundarten eine Gefahr heraufbeschworen, die nicht gering anzuschlagen ist. Die Stimmung der Zeitgenossen war geteilt. Neben den Klagerufen über die sprachliche Zerrissenheit Deutschlands vernehmen wir Äußerungen, die in Luthers Sprache den Anfang und die Grundlage einer gemeindeutschen Schriftsprache erkennen. Aber überall sehen wir freudig erregte Stimmung, daß eine göttliche Schickung uns die Segnungen des Bücherdrucks in einer Zeit beschert hat, wo die Not am höchsten war.

5. Schriftsprache und Mundart in der Schweiz.

Die Schweiz gehört im allgemeinen zu den nicht diphthongierenden Landschaften, wie sie überhaupt sprachlich am altertümlichsten geblieben ist. Die wenigen Diphthonge in offner Silbe oder im Hiat wie in frei, drei, bauen, treu, die in nördlichen Landschaften der Schweiz begegnen, sind weniger bezeichnend für das Schweizerdeutsch als die î, û und ǖ in byssen, lyden, schryben, Hus, Fust, Hut, hüt, Fründ, Hüser, die dem ganzen Gebiet[2]) zukommen. Die

[1]) Osiander, Ein Sendbrief an ein christlich Gemain (Nürnberg 1523). Unterricht an ein sterbenden Menschen (Nürnberg 1538).

[2]) Die Angaben dieses Kapitels über schweiz. Kanzleien beruhen auf Durchmusterung des Züricher Staatsarchivs, dessen Schätze mir der Staats-

älteren Druckwerke der Schweiz stellen in diesen wie in allen übrigen Punkten den konservativen Sprachcharakter der heimischen Mundart dar. Der Kenner des Althochdeutschen findet in Zwinglischen Drucken häufiger uralte Formen wie die Ordnungszahlen zwenzigost, dryßgost, viertzigost, die gesteigerten Eigenschaftswörter einvaltigost, unschuldigost, Partizipia wie verwilligot, entledigot, verwildot als gleichzeitig auf schwäbisch-bayrischem Gebiet. In noch viel höherem Maße gilt das von y-Abstraktbildungen wie Mengy, Wüesty, Schnelly, Gähy, Lämy, Müedy, Ghorsamy, Lieby, Nüwy, Dünkly, Höhy, Lugy, Urstendy, Müy, Burdy, Gegny, Hüly, Grundvesty, Kilchhöry, Predgy mit den alten Pluralen auf -innen. So begegnen auch der Mundart gemäß Verkleinerungsformen auf y wie Ätty und Heiny und Lehnwörter wie Bilgery 'Pilgrim', Kemy 'Kamin', Müly 'Mühle', Küssy 'Kissen'. Ähnliches gilt von dem i der Konjunktive wurdy, läbty, sähy.

Bezüglich des Vokalismus der Tonsilben ist uo ů üe ů herrschend; ů ů wird streng von u ü geschieden: gůt, bůch, Rům — Büechlin, rüemen, versüenen — über, Schüssel. Es begegnen umlautslose Formen wie Ruggen 'Rücken', Bruggen 'Brücken', bucken 'biegen', Kuche-Kuchy 'Küche', Stuck 'Stück', Guldin 'Gulden', Burdy 'Bürde', Lugy 'Lüge', ebenso Houpt, glouben gegen Luthers Heupt, gleuben, dagegen zemen 'zusammen' und rüeffen 'rufen'. Auch in Lautformen wie zwüschen, wüssen, entwüschen, schwümmen und Schwöster, wöllen, frömbd, tröschen, sowie wäschen 'waschen', Täsch 'Tasche' sehen wir Übereinstimmung der alten Drucke mit der heutigen Mundart.

---

archivar Prof. P. Schweizer 1886 erschloß. Vgl. dazu Mezger, Gesch. d. deutsch. Bibelübers. der schweiz.-reform. Kirche 1876.

Der schweizerische Konsonantismus spiegelt sich in den mundartlichen Schriften besonders mit Zügen der Lautverschiebung: liggen 'liegen', leggen 'legen', vertilcken-vertilggen gegen Luthers 'vertilgen', Rappen 'Raben', Tracke gegen Luthers 'Drache', Ratten 'Unkraut', auch Mackel, töden 'töten', Ard 'Art', vermechlen 'vermählen' (aber Gemahel), Zechner 'Zehner', zechnen obliqu. 'zehn', Büchlen 'Hügel' Plur. zu Bühel, unfürsächne 'unvorhergesehene' (Plur. zum Partizip unfürsähen). Dagegen zeigen welich, sölich bei Zwingli nicht jene alten Nebenformen, die wir bei Notker und noch heute in der Mundart treffen. Die alten Affrikaten pf und tz begegnen in Weitzen, büetzen, grüetzen, schleitzen, Geitze 'Pflugsterz', entblötzen 'entblößen', seipfen 'einseifen', Seipfe 'Seife'. Außerdem sind anerkannte Eigentümlichkeiten der Schweiz wie Kilche sehr zahlreich.

Ich beschränke mich hier auf diese Lautmerkmale, obwohl eine Fülle von Erscheinungen auch der Formenlehre, des Satzbaus und des Wortschatzes zu Gebote stehen, um zu erweisen, daß die ältere gedruckte Literatur der Schweiz — unsere Beispiele stammen nur aus Schriften Zwinglis — sich mit der heimischen Volkssprache deckt [1]. Nur in einem, allerdings höchst bedeutsamen Punkt weichen diese Drucke von der Mundart merkwürdig ab. Wir vermissen gerade das hervorstechendste Merkmal, wodurch wir das Hochalemannische seit dem 8. Jahrhundert gekennzeichnet finden, die anlautenden ch gegenüber dem gemeinhochdeutschen k (hochalem. χind = Chind gegenüber Kind). Es ist ganz unzweifelhaft, daß im Zeitalter der schweizerischen Reformation chind, chalt, chumen usw. gesprochen wurde, gerade wie in der althochdeutschen Zeit und auch noch heute. Zudem beweist uns Geßners ausdrückliches Zeugnis im Mithridates, daß chranck, chrut, chechsilber,

[1] Vgl. A. Bachmann 1907 im Geographischen Lexikon der Schweiz Bd. V.

chilch, chrie für krank, Kraut, Quecksilber, Kirche, mhd. krēne auch damals der schweizerischen Volksmundart zukam. Aber Zwingli und seine Landsleute schreiben im Anlaut stets bloßes k (Kind, krank, Krut) mit Ausnahme des einzigen chütt 'Herde', das nicht sowohl dem ahd. chutti, als vielmehr einem ursprünglichen Gehütt entspricht. Geßners Bemerkungen, die sich auf diese Gutturale beziehen, sind nicht durchweg klar, lassen aber in bezug auf einen Punkt gar keinen Zweifel übrig: „Vulgus nostrum saepe *ch* profert, ubi alii plerique omnes *k* ab initio praesertim dictionum ut *chranck* pro *kranck*, *chrut* pro *krut*; scribendo tamen ut et alia quaedam linguae nostrae vitia emendamus, ut in omnibus linguis fieri solet." Geßner bezeugt also, daß der schweizerische Literaturdialekt seiner Zeit in diesem Punkt und sonst über der Volksmundart stehe, indem sie deren schlimmste Härten meide. Diese Tatsache läßt keinen Zweifel zu. Es ist uns hier gleichgültig, wann sich dieser Anschluß der Schweiz an das übrige Deutschland vollzogen hat. Mit dem Beginn der Buchdruckerkunst kennen wir auf schweizerischem Gebiet nur anlautendes k.

Geßner hat nach seinen eben angeführten Worten noch weitere Erscheinungen gekannt, in denen sich das Schriftbild von der mundartlichen Aussprache entfernte. Vielleicht schwebte ihm dabei wesentlich die oberdeutsche Aussprache der an- und inlautenden st sp sk vor, wofür gemeinoberdeutsch schon längst št šk šp (scht schk schp) gesprochen wurde. Auch die bayrische Kanzlei hat hierin der Volksmundart nicht Rechnung getragen; der Bruch mit der älteren Schreibweise des Mittelalters ist hier nirgends vollzogen. So schreibt Zwingli ston, springen, Geist, Gast, während er wie seine Landsleute šton, špringen, Geišt, Gašt usw. sprach. In solchen Dingen erkennen wir die ersten Züge, die einen sprachlichen Anschluß der oberrheinischen Lande an die sonst auf deutschem Boden herrschenden Normen zunächst in der Schreibung anbahnen.

In einem Punkt war freilich der Anschluß der Schweiz an die aufkommende moderne Sprache, die wir mit dem Namen 'Neuhochdeutsch' bezeichnen, zunächst kaum schon möglich. Während die Sprache des innern Deutschlands mit den neuen Diphthongierungen ein modernes Gepräge erhalten hatte, war die Volksmundart am Oberrhein auf der mittelhochdeutschen Vokalstufe stehen geblieben. Erfolgte in diesem Punkt Anschluß an das übrige Deutschland, so war unsere Spracheinheit endgültig gesichert. Der Versuch ist gemacht worden. Auf dem gleichen Boden, bei denselben Schriftstellern und in denselben Druckereien treffen wir eine Sprachform, welche mehr an unser heutiges Deutsch erinnert: an Stelle der mundartlichen î û ǖ gebrauchen sie die neuen ei au eu wie wir jetzt. Da lesen wir Zeit (schweiz. Zit), Kraut (schweiz. χrut), Haus (schweiz. Hus), Leute (schweiz. Lüt), Heuser (schweiz. Hüser). Solche Lautgebung treffen wir, unter dem Einfluß der kaiserlichen Kanzlei, schon vor der Reformation, in Straßburger und Basler Drucken. In Straßburg beginnt die Neuerung etwa 1485, sie ergreift seit 1490 auch Basler Druckereien. — In diesem gemeinen Deutsch erschien 1485 in Straßburg die zehnte deutsche Bibel, 1488 ein Plenarium, 1507 ein deutsch-lateinischer Psalter. Die wahrscheinlich älteste deutsche Leichenrede im Elsaß, gehalten 1475, gedruckt zu Anfang des 16. Jahrhunderts, ist ebenfalls im gemeinen Deutsch. In Basel ist Heinrich Steinhöwels Äsop, bei Lienhart Yssenhuot um 1490 erschienen, der früheste sicher gemeindeutsche Druck. In der gleichen Sprache erschienen 1514, 1516 und 1518 das Plenarium oder Evangelybuch [1]). Hiermit wäre der

[1]) Im wörtlichen Anschluß an Socin, Schriftsprache S. 182 und 184 nach Stöbers Alsatia 1858 S. 275 ff. Vgl. auch Raumer in Frommanns Deutschen Mundarten 6, 40 nach Stockmeyer und Reber, Beiträge zur Basler Buchdruckergeschichte (Basel 1840) S. 144 ff. — Über Freiburg i. B. vgl. O. Haffner, Die Anfänge der nhd. Schriftsprache in Freiburg i. B. (Diss. Freiburg 1904), wonach der Buchdruck das gemeine Deutsch um

Anschluß der schweizerischen Schriftsteller an die allgemeine hochdeutsche Schreibart endgültig angebahnt gewesen, und die schweizerische Schriftsprache, die sich auszubilden begann, war im Begriff, einem Gemeindeutsch Platz zu machen. Zwar laufen überall vereinzelte mundartliche Formen wie uff oder us für auf, aus oder ouch, Ouge, Zit, üch usw. unter, aber im wesentlichen ist die Diphthongierung hier durchgeführt. Damit ist nun keineswegs das Schweizerdeutsch unter den Einfluß der Lutherischen Schriften zu stellen; denn der Vokalismus dieser schweizerischen Schriftsprache folgt überhaupt in keinem Punkte der meißnischen Lautregel.

Unzweifelhaft ergibt sich dies besonders aus den beibehaltenen ů in Bůch, schůf, gůt, wo Luther ū hat. Die Basler Nachdrucke von Luthers Neuem Testament, die Adam Petri seit 1522 veranstaltete, zeigen, wie die darauf beruhenden Straßburgischen Nachdrucke Johann Knoblochs (1524), an Stelle des mitteldeutschen ū, obzwar nicht durchgängig, das oberdeutsche ů.

In diesem Punkt wie in der Durchführung der neuen Diphthonge stimmt die helvetische Schriftsprache der Reformationszeit zur bayrischen Kanzlei. Zudem entscheidet sich die Schweiz für das neue au gegen einheimisches ou, das gelegentlich auch in Texten begegnet, die im Literaturdialekt der Schweiz abgefaßt sind: auch, glauben, kaufen, Baum usw. herrschen bei Zwingli wie sonst, obwohl allerorten gelegentlich ouch, Glouben usw. einfließt. Deutlicher auf bayrisch-schwäbischen Einfluß weisen zahlreiche Schweizerdrucke, die das alte ei durch ai ersetzen, abweichend von der dort wie in Mitteldeutschland herrschenden Gewohnheit; denn immerhin zieht die Mehrzahl der Drucke das ei vor und meidet ai völlig.

Durch solches Entgegenkommen in der Schreibung — die

1520 entschieden bevorzugt, während in den Kanzleien die neue Lautreihe zwischen 1500 und 1550 langsam durchdringt.

gesprochene Sprache blieb dem alten Lautcharakter auch fernerhin treu — versuchen die Verleger — denn diese werden wir dafür verantwortlich zu machen haben — einen Anschluß nach außen, ein Zugeständnis an das Gemeindeutsch, um auch im Reich Aufnahme ihrer Verlagswerke zu erzielen.

Einen schlagenden Beweis für das Aufkommen dieser Sprache liefert Zwinglis erste reformatorische Schrift „Von Erkiesen und Fryheit der Spysen" (1522)[1]. Sie liegt in mehreren Auflagen vor, von denen freilich nur die erste Zürich als Druckort nennt. Ein Exemplar, auf das mich vor Jahren Rudolf Hildebrand hingewiesen hat, ist wohl ein Basler Nachdruck; er bietet nacheinander die Seitenüberschriften: Von freyheit der speisen, Von fryheit der speisen, Von freyheit der spysen, Von fryheit der spysen, Von freyheit der spysen, Von fryheit der speisen, Von freyheit der speisen, Von freyheit der spysen, Von freyheit der speisen, Von freyheit der spysen usw. Andere Neuauflagen bieten in den Seitenüberschriften Freiheit und Speise regelmäßig mit Diphthongen. Daneben weist der Züricher Urdruck nur die schweizerischen Formen Von fryheit der spysen auf. Jene Neuauflage aber neigt ihrerseits wiederum in weit größerem Umfang zur Mundart als eine spätere, die mit einigem Erfolg bemüht ist, für die mundartlichen Wortformen des ersten Druckes (üch, Trüw, Hüser, Zyt, by, rych, myn, fry, uß, uff, Buch) die Schriftformen einzuführen: so wird ouch durch auch, Kemy durch Kamyn ersetzt. Aber auch diese spätere Ausgabe ist in ihrem Vokalismus nicht streng, allerorten schimmert die Mundart durch. Und das gleiche gilt von allen Drucken schweizerischer Schriftsteller, die in diesem neuen Lautgewand erschienen sind.

---

[1]) Ausgaben von Zwinglis Schrift in O. Walthers Neudruck (Halle 1900 in Braunes Neudrucken) und in Zwinglis sämtlichen Werken (hrsg. von Egli und Finsler) I 81.

Überall nehmen wir wahr, daß der Druck hinter dem Ideal einer Schriftsprache zurückbleibt. Überall schweizerdeutscher Wortschatz, Stammbildung, Formgebrauch — nur das Vokalgepräge ist dem Gemeindeutschen genähert.

Ob Druckereien oder Schriftsteller den Drucken diese Gewandung gegeben haben, läßt sich kaum immer feststellen. Zwingli, von dessen Schriften mehrere in dieser Gestalt erschienen sind, konnte selbst nur seinen angestammten Literaturdialekt schreiben, kein Hochdeutsch, wie es etwa in Mitteldeutschland üblich war. Und so wird es allen Schweizern ergangen sein. Eingewanderte wie Stumpf hatten zweifellos Übung im Hochdeutschen wie im Schweizerdeutschen. Aber wenn Stumpf sein Geschichtswerk auch mit neuhochdeutschem Vokalismus schreibt, so werden unsere späteren Darlegungen ergeben, daß sein Verhalten auf die Schweizer mit einziger Ausnahme des Historikers Vadian zunächst keinen Eindruck gemacht hat.

So blieb die Schriftsprache, die auf schwäbisch-bayrischem und mitteldeutschem Boden, also in den diphthongierenden Landschaften ihre natürlichen Wurzeln hatte, in der Schweiz etwas Fremdartiges. Die Mundart war hier zugleich Literaturdialekt, der in Basel, sofern nicht in die Drucke der ersten Jahrzehnte des 16. Jahrhunderts das gemeine Deutsch hineinragt, bis um 1550 herrschte. Die Kosmographie Seb. Münsters, der allerdings kein Basler war, ist in vollständig durchgebildetem Gemeindeutsch verfaßt. Holzwarths „Saul" 1571 ist wesentlich schriftsprachlich. Aber erst das „Heldenbuch deutscher Nation" von dem Basler Professor H. Pantaleon 1577 und Christian Wurstisens „Bassler Chronik" vertreten die damals in ganz Oberdeutschland übliche Schriftsprache[1]).

Später als in Basel vollzieht sich der Umschwung in Zürich: der Literaturdialekt hält sich hier bis etwa 1580 uneingeschränkt im Volksschauspiel und in anderen Literaturwerken. Freilich

[1]) Vgl. Geßler, Schriftsprache in Basel 1888.

in allen Drucken, die für die Masse bestimmt sind, bleiben die alten î û ü ů sogar noch länger vorherrschend: während des ganzen 17. Jahrhunderts gehen aus Züricher und Berner Druckereien Katechismen mit schweizerdeutschem Vokalismus hervor. Daneben kommen zwar auch hochdeutsche Katechismen vor, sie finden aber wenig Anklang, wie sich z. B. die Klettgauer Geistlichkeit 1569 gegen das meißnische Deutsch einer neuen Katechismusausgabe sträubt [1]).

Auffällig früh ist dagegen der moderne Vokalismus in den Züricher Bibeldrucken heimisch: seit 1530 sind die alten schweizerischen Vokale aus den schweizerischen Bibeln völlig verdrängt. Für Basel ist dies wenig befremdlich, weil sich seine Druckereien auch sonst früh der neuen Norm gefügt hatten, desto mehr jedoch für Zürich, das im übrigen noch ein halbes Jahrhundert dem alten Lautbestand treu bleibt.

Friedrich Zarncke [2]) hat annähernd das Richtige getroffen, wenn er um 1575 den Wendepunkt für Züricher Schriftwerke ansetzt. Zwar zeigen Ludwig Lavaters Werke (Von Gespänsten und Unghüren 1578, Nabal 1584) noch länger den Schweizervokalismus; doch auch er huldigt 1582 in seiner Hiobübersetzung der neuen Weise, obwohl ihm seine „Landspraach geheimer (vertrauter) ist dann die ausländisch, drumb ich mich derselben lieber gebrauchen". Nach Lavaters Tode erschien seine Schrift „Der Eid" 1592 mit den hochdeutschen Vokalen. Auch Heinrich Bullinger hält am schweizerischen Lautstand fest (Bekanntnus des wahren Glaubens 1575, Summa christlicher Religion 1576, Verfolgung 1578, Der christlich Ehestand 1579); aber nach seinem Tode erscheinen Schriften von ihm in hochdeutscher

[1]) Vgl. Ernst Götzinger, Literaturbeitr. aus St. Gallen S. 50. Zahlreiche andere Ermittelungen desselben Gelehrten, die teilweise im Text benutzt worden sind, s. in der wertvollen Einleitung seiner Hebelausgabe 1873. Ein weiteres Zeugnis vgl. in seiner Vadianausgabe II Einleitung S. 85.

[2]) Ausgabe von Sebastian Brants Narrenschiff (Leipzig 1854) S. 275.

Umarbeitung. Rudolf Gwalther hat bis etwa 1575 am schweizerischen Vokalbestand festgehalten; zwischen 1575 und 1585 dringen die neuen Vokale auch in seine Schriften ein, und 1593 erklärt er die Genesis hochdeutsch.

So zäh war das Leben der Mundart. Man würde obendrein fehlgehen, wollte man die scheinbar moderne Sprache, die seit 1590 in Züricher Drucken überwiegt, für gutes Neuhochdeutsch halten. Nur ganz äußerlich hatte sich die Mundart der neuen Weise angeschlossen. Wortschatz und Wortgebrauch, Stammbildung und Satzbau behalten noch die alte Eigenart, nur die äußere Gewandung ist modern.

Solche Tatsachen muß man stets gegenwärtig haben, will man nicht in den Fehler Heinrich Rückerts[1]) verfallen, der gerade Zwingli partikularistische Bestrebungen unterschiebt. Wie Luther, so schrieb Zwingli eine von der Mundart sich entfernende Schriftsprache. Was für ihn das Schweizerdeutsch, das war für jenen das Meißnische. Dadurch, daß Luther auf dem Boden organischer Diphthongierung lebte, war ihm ein breiterer Wirkungskreis und Erfolg bestimmt. Aber noch fehlte seiner Sprache die Anerkenntnis, die ihr etwa nach einem Menschenalter zuteil wurde. Und was hätte die Schweiz bestimmen sollen, sich dem Vorbild der kaiserlichen Kanzlei anzuschließen, nachdem sie sich politisch eben erst vom Reich losgelöst hatte!

Das konnte ja allerdings niemand zweifelhaft sein, daß die Schweiz ein großes Hemmnis in den sprachlichen Einheitsbestrebungen der Zeit war. Ein wenig schneller schloß sich Niederdeutschland der fremden Norm an. Kein Grammatiker des niederdeutschen Sprachgebiets setzt die Mundart seiner Landschaft als Norm für Schriftdeutsch. Aber wie früh war auch der sprachliche Anschluß Niederdeutschlands an Mitteldeutschland angebahnt worden! Wenn hier eine ruhige Ent-

[1]) Geschichte der neuhochdeutschen Schriftsprache II 186 ff.

wicklung von der Mundart zur neuhochdeutschen Schriftsprache führt, so kann man in der Schweiz keinen gewaltsamen Umsturz erwarten, der mit Luthers Auftreten die eigene Mundart beseitigt und die fremde zur Schriftsprache erhoben hätte. Und um so weniger ist ein solcher sprachlicher Umschwung zu erwarten, als eben auf allen deutschen Gebieten, auch in der Schweiz[1]), erst das Latein als der gemeinsame Feind zu überwinden war. Zunächst mußte diese Fehde entschieden sein, ehe die sprachliche Vorherrschaft einer einzelnen Landschaft in Frage kommen konnte.

So viel war allerdings ohne weiteres unzweifelhaft, daß sich die Schweiz in einen Kampf um die sprachliche Führerschaft überhaupt nicht einlassen konnte.

Der gewaltige Abstand des gedruckten Schweizerdeutsch von der Sprache der diphthongierenden Landschaften, zumal von dem mit der Reformation emporblühenden Meißnischen, wird überall empfindlich fühlbar geworden sein. Gerade die Verwandtschaft der geistigen Bestrebungen, die Luther und Zwingli vertraten, hätte unter anderen Verhältnissen religiös wie sprachlich vielleicht den unheilvollen Zwiespalt unmöglich gemacht, der durch das Verharren ganzer Landschaften bei der Kirche des Mittelalters geschaffen ist. In dieser gewaltigen Zeit, wo alles auf weite Wirkungen und rasch um sich greifende Erfolge zielte, konnte nichts hemmender sein als die ausgeprägte Mundart, der wegen ihrer Laute und Endungen, vor allem aber wegen ihres mannigfaltigen und eigenartigen Wortschatzes jede weiter reichende Wirkung versagt sein mußte.

„Einer möcht schwitzen, ehe ers verstehet", sagt Luther von Zwinglis Deutsch und bezeichnet es — wohl von einer anderen als rein sprachlichen Abneigung geleitet — als „filzicht, feindselig". Diese Anklage richtet sich nicht sowohl gegen die

---

[1]) Vgl. oben S. 7. 15 und 21 über Oecolampadius und über den Gestryfften Schwitzer Bur.

schweizerische Vokalgewandung von Zwinglis Schriften, als vielmehr gegen seinen Wortschatz. Das Schlimmste war: es gab keinen gemeinschweizerischen Wortschatz, nicht einmal der Züricher und der Basler Wortschatz deckten sich. Man vergleiche z. B. die Züricher Bibelausgabe von 1530 mit dem Basler Glossar Adam Petris, das S. 106 besprochen wird. Mit diesem stimmt kaum etwas in der Züricher Bibel: Marchen Luther Grenzen, feist Luth. fett, Wundmasen Luth. Beule, Tag Luth. Frist, losen Luth. horchen, verschweinen Luth. verschmachten haben in Petris Glossar andere Vertreter. Auch kann es nicht weiter befremden, daß das unzulängliche Glossar zu den meisten Wörtern der Züricher Bibel überhaupt keine entsprechende Glosse hat[1]); so zu Luth. Feste Zürich. Underschlacht, Luth. Butter Zürich. Ancke, Luth. Schwegerin Zürich. Gschwei = Brůders Frau, Luth. Antlitz Zürich. Angesicht. Wer hätte auch in Meißen von „Gott und Göttinen" geredet, die bei der Taufe zugegen sein müssen![2])

Wer die Eigenart der schweizerischen Mundart kennt und den gewaltigen Abstand ermißt, der sie von der Sprache der übrigen maßgebenden Landschaften scheidet, den wird es nicht wundern, daß Zwingli treu an der heimischen Mundart festhielt oder, wie Luther sich einmal äußert, daß sie ihm „vil baß gefiel als dem Storke sein Klappern". Das Verhalten der folgenden Geschlechter gibt dem Züricher Reformator Recht. Auch wenn guter Wille dem Geiste der Zeit nachzugeben bereit gewesen wäre — der sprachliche Charakter von Versuchen wie die oben besprochene Ausgabe von Zwinglis „Von Fryheit der Spysen" und zahlreicher ähnlicher Drucke, einerlei ob solche Versuche dem Drucker oder dem Verfasser anzurechnen sind, war zu zwitterhaft und zu wenig ermutigend, gleich an-

[1]) Mezger a. a. O. S. 424.

[2]) Zwingli „Von dem Touff" (Zürich bei Hager) S. ii: „jetz fragt man Gott und die Göttinen" (d. i. Paten und Patin).

stößig für Deutsche wie für Schweizer. Vielleicht, daß Zwingli und andere Schriftsteller gerade durch den Mißerfolg solcher Versuche bestimmt wurden, an der heimischen Mundart festzuhalten und mit Rücksicht auf die übrige deutsche Lesewelt das Lateinschreiben vorzuziehen.

Um 1585 werden in der Basler Kanzlei [1]), um 1600 in der von Schaffhausen die modernen Diphthonge herrschend. In der Luzerner Kanzlei beginnen die neuen Lautreihen um 1596 bis 1620 [2]). Die Züricher Ratsprotokolle vollziehen langsam zwischen 1650 und 1675 denselben Übergang; in Bern beginnt der Umschwung früher als in Zürich, ohne jedoch früher zum Abschluß zu kommen. Die gedruckten Verordnungen des Züricher Rats haben im September 1664 unser schriftsprachliches Lautgepräge angenommen. Bis 1620 liefern die Züricher Druckereien für den Schulunterricht Katechismen mit schweizerdeutschem Lautcharakter; in St. Gallen druckt man noch 1598 den alten Katechismus von 1528 Buchstabe um Buchstabe nach. Und noch am Ende des Jahrhunderts gibt es in der Schweiz Schulausgaben lateinischer Schriftsteller mit Anmerkungen, die schwierige Stellen oder Wörter in Schweizerdeutsch übersetzen, wie die Virgilausgabe von Johann Frisius.

Dieses langsame Zurückweichen des Literaturdialekts macht auch das Verhalten der Sprachgelehrten begreiflich. Noch am Ende des 16. Jahrhunderts erwähnen Grammatiker aus dem Inneren Deutschlands das Bestehen einer schweizerischen Schriftsprache.

---

[1]) Nach den Rechtsquellen von Basel Stadt und Land 1 I 465 und II 94 sind ein Verbot von 1600 wegen des Bezugs der Windfälle und eine Erkenntnis von 1601 wegen Einreißens alter Häuser die letzten Zeugnisse für die altalemannische Aussprache; vgl. Socin, Schriftsprache S. 248. Geßler, Schriftsprache in Basel 1888 S. 61 führt vom Jahre 1603 (Rechtsquellen II 95) eine schriftsprachliche Verordnung an, die noch sehr viele Formen der Mundart einmischt. Dort auch weitere Ausführungen über die Basler Kanzleisprache.

[2]) Über Luzern vgl. Brandstetter, Die Rezeption der nhd. Schriftsprache in Stadt und Landschaft Luzern (Einsiedeln 1891).

1593 bezeichnet sie der Freiburger Schulmeister Sebastian Helber als die „höchstrheinische“ [1]).

So verstehen wir auch die auffällige Tatsache, daß ein so hervorragender Sprachforscher wie der Verfasser des Mithridates für seine Heimat nur das echte Schweizerdeutsch mit einigen idealisierenden Zügen kennt und jenes Zwitterding zwischen Schweizerdeutsch und Hochdeutsch völlig übergeht: hätte dieses Zwitterdeutsch einigen Raum eingenommen oder irgendwelche Hoffnungen erweckt, so wäre es Geßner am wenigsten entgangen. Mit Recht läßt ihn das Verhalten eines Ausländers wie Stumpf (oben S. 86) in seiner Auffassung der schweizerischen Sprachverhältnisse ungestört. Für ihn gibt es nur dyn, schryben, by, wyt, hüt, Fründschaft usw. mit ihren rein schweizerischen ı und ü statt nhd. ei und eu.

1530 erschien die älteste deutsche Sprachlehre der Schweiz, ein „Enchiridion, das ist Handbüchlin tütscher Orthography“ des Basler Schullehrers Kolroß. Sein Schweizerdeutsch ist ihm die einzige Richtschnur, obwohl ihm der Lautstand anderer Landschaften, zumal der schwäbische, nicht unbekannt ist [2]).

Erst nach dem Anschluß einzelner Kanzleien und der Schriftsteller an die moderne Lautgebung (um 1585) tritt ein Gelehrter auf, der in bewußtem Gegensatz zu der heimischen Mundart die Schriftsprache mit ihrem heutigen Lautstand darstellt und zur Norm erhebt. Überall sehen wir in der „Teutschen Orthographey“ des Basler Notars und Gerichtsschreibers Joh. Rud. Sattler (1607) den Kampf gegen das

[1]) Vgl. Burdach, Einigung der nhd. Schriftsprache S. 19.

[2]) Eine 1540 verfaßte deutsche Grammatik, die der Schwyzer Landschreiber Balthasar Stapfer zu Nutz und Frommen der Jugend verfaßte, scheint nicht gedruckt worden zu sein; vgl. Anz. f. schweiz. Gesch. II 80. Auch von Theod. Biblianders deutschsprachlichen Studien (De ratione communi omnium linguarum Zürich 1548 S. 18) ist nichts erschienen. Es ist nicht zu bezweifeln, daß Stapfer und Bibliander den schweizerdeutschen Sprachstand dargestellt haben.

Schweizerdeutsch; er warnt davor, sehen, leihen, anfahen, schlahen usw. mit ch zu schreiben, und erklärt es für fehlerhaft, mein, sein, preisen, reiben usw., Faust, Haus, Haut, Maul, trauern usw. mit einfachem i und u zu schreiben oder Bein und Biene, Speiß und Spieß, Brauch und Bruch, Beutel und Büttel zu verwechseln. Er bittet, man möge ihn nicht voreilig tadeln, daß er solche Regeln über ei und i, au und u gebe: mit Rücksicht auf seine Landsleute, „die im Reden und Schreiben gar viel das i für ei und u für au brauchen", seien seine Regeln aufgesetzt.

In Zürich dagegen, dessen Kanzlei mehr als ein halbes Jahrhundert später den Anschluß an die moderne Lautgebung vollzieht, treffen wir noch 1656, also 50 Jahre nach dem Basler Sattler, mehr als 100 Jahre nach Kolroß, einen Grammatiker, der sein Schweizerdeutsch als Richtschnur aufstellt. H. Jak. Redinger[1]) war als Mensch und als Sprachgelehrter keine normale Erscheinung, vielmehr ein Sonderling im Leben wie in seiner Rechtschreibung. Sprachwissenschaftliche Erwägungen, zumal etymologische Einfälle, die zum großen Teil das Richtige treffen, bestimmen ihn, den schweizerdeutschen Vokalismus für altertümlicher als den gemeindeutschen zu halten, und aus dieser Erwägung schöpft er den Mut, die moderne Bewegung, die sich gerade damals in Zürich vollzieht, von seinem „heldsfeterischen" Standpunkt aus zu beleuchten.

In der Tat, der innere Anschluß Zürichs an die neue Lautform vollzog sich erst um diese Zeit. 1655—1661 wurden zwischen dem Züricher Rat und dem Züricher Professor Joh. Heinr. Hottinger einerseits und dem Kurfürsten Karl Ludwig von der Pfalz anderseits Briefe gewechselt, wobei der Züricher Rat schweizerdeutsch, Hottinger hochdeutsch schrieb.

Als im Jahre 1660 der Züricher Rat eine Durchsicht der

---

[1]) Vgl. Jakob Bächtold, Die Verdienste der Züricher um die deutsche Philologie S. 7.

Bibelübersetzung anregte und vielfach die Frage verhandelt wurde, ob die Bibel retentis vocabulis, sed mutata tantum dialecto zu bearbeiten sei, da wurde von einigen Seiten ein enger Anschluß an das Hochdeutsche empfohlen. Doch fehlte es auch nicht an Stimmen, die wieder für die schweizerische Mundart eintraten. Der Schaffhauser Gymnasialdirektor Stephan Spleiß befürwortete in einem ausführlichen sprachlichen Gutachten möglichst engen Anschluß an das jüngste Deutsch unter Hinweis darauf, daß auch in Zürich „die hochteutsche Spraach je mer und mer schon bekannt und auch von unstudirten und ungeraisten leichtlich verstanden werde" [1]. Dem gegenüber gibt sich ein anderes Gutachten mit Rücksicht auf die Landbevölkerung der Hoffnung hin, man werde „bei einer unserem Landvolk bekannten und annehmlichen Phraseologey verbleiben und keine demselben unbekannte Wörter einmischen; sonsten bedunkt, daß man an etlichen Orten wol umb etwas näher könnte schreiten ad idioma unserer teutschen Sprach".

Diese Äußerungen der beiden Gutachten schließen sich nicht aus. Immerhin haben die höheren Gesellschaftsklassen der Städte bereits Fühlung mit der Schriftsprache gehabt, während die Landbevölkerung und die ungeschulten Stadtbewohner nichts als ihr Schweizerdeutsch kannten. In diesem Sinne verstehen wir auch die Verordnung des Berner Rats für die Geistlichen vom Jahre 1671 [2], „man solle sich beim Predigen eines ungewöhnlichen neuen Deutsch enthalten, als welches den Verständigen nur ärgere und das gemeine Volk in ihrem Christentum nicht unterweisen thue". Das blieb für die Schweiz noch lange berechtigt, nachdem bereits die gebildeten Kreise, zumal die Schriftsteller und Gelehrten, das Ideal der gemeindeutschen Schriftsprache anerkannt hatten. Und die Bibelausgabe von 1667 zeigt, in welchem Umfang man damals diesem Ziele zustrebte.

[1] Züricher Bibelrevisionsakten 427, 429.

[2] Behaghel, Die d. Sprache 5. Aufl. S. 57. Tholuck, Gesch. d. kirchl. Lebens I 280 mit ungenauer Angabe der Quelle.

Es handelte sich, wie eine Vergleichung mit den Bibelausgaben von 1530 lehrt, hier nicht mehr um die bloße Einführung der modernen Lautformen — diese waren nahezu ein Jahrhundert früher angenommen — sondern um einen mehr oder weniger engen Anschluß an Formengebung und Wortschatz des Neuhochdeutschen. Das Gleiche gilt fortan von Neubearbeitungen älterer Druckwerke. So war 1578 zu Zürich Ludw. Lavaters Schrift „Von Gespänsten, Unghüren, Fälen und anderen wunderbaren Dingen" erschienen als eines der letzten Schriftwerke in echtem Schweizerdeutsch, und 1670 erschien eine Neubearbeitung, die sich nicht etwa retentis vocabulis, sed mutata tantum dialecto gibt, sondern große Änderungen auch im Satzbau, Form- und Wortgebrauch vornimmt.

Es ist hier nicht unsere Aufgabe, den endgültigen Anschluß der Schweiz an die deutsche Schriftsprache bis zu den letzten Regungen und Lebensäußerungen der Mundart zu verfolgen. Zunächst kam es bloß darauf an, zu zeigen, wie trotz dem verhängnisvollen Riß, den der lautliche Vorgang der Diphthongierung in Deutschland schuf, die allmähliche Aufnahme von Lautformen oder Lautzeichen fremder Mundarten einer sprachlichen Sonderstellung der Schweiz entgegenarbeitete und den Begriff einer gemeindeutschen Schriftsprache förderte.

6. Ober- und mitteldeutscher Wortschatz.

Zahlreiche Abweichungen im Wortgebrauch haben uns bei der Darlegung der landschaftlichen Schriftsprachen beschäftigt. Die Wichtigkeit des Gegenstands erheischt hier einen Rückblick über jene mannigfaltigen Züge, die für den Charakter der Sprache im 16. Jahrhundert so wesentlich sind.

Was wir nur mühsam durch vielseitige Beobachtung ermitteln können, hat sich den Zeitgenossen sehr deutlich aufgedrängt. Freilich bestehen die großen landschaftlichen Ab-

weichungen im Wortgebrauch noch heute. Aber unter der Herrschaft der Schriftsprache sind die Gegensätze weniger fühlbar als in den reformatorischen Zeiten, wo der Wortschatz fast immer für die Heimat der Schriftsteller Zeugnis ablegen kann. Noch heute bestehen die altehrwürdigen Ätti, Ähnt, Eidam in ihren alten Gebieten. Aber damals durfte sich auch der Schriftsteller ihrer bedienen. Noch heute kennen die Mundarten Oberdeutschlands das Zeitwort fühlen nicht und sprechen nach uralter Weise von empfinden oder spüren. Aber während der gebildete Oberdeutsche heute auch das Zeitwort fühlen kennt, war damals jedem zunächst nur der Wortschatz seiner landschaftlichen Mundart geläufig.

Diese Gegensätze mußten sich den Beobachtern besonders stark in der Zeit aufdrängen, da sich die Zahl der deutschen Bücher Jahr um Jahr vervielfältigte. Auch unsern Schriftstellern machte sich damals überall der Mangel eines gemeindeutschen Wortschatzes unliebsam bemerklich; er hemmte die erwünschte Wirkung über möglichst große Gebiete. „Absynthium zu Latein wird zu Freiburg genannt Wermuot, zu Frankfurt Wygenkraut, zu Trier Alsen“ — so äußert ein Beobachter[1]). Wegen Otter (für Natter) greift Emser unsern Bibelübersetzer an. Das sächsische Wort der Katholiken tirmen 'consecrare' wird mehrfach behandelt. Das westfälische Run 'Wallach' zieht Luthers Aufmerksamkeit auf sich.

Infolge des großen Verkehrs, den die reformatorischen Bewegungen anregten, durch Religionsgespräche, durch die Berufung von hochdeutschen Predigern in niederdeutsche Lande und von niederdeutschen Predigern in hochdeutsche Lande erhielten häufig derartige Schwierigkeiten des Ausdrucks eine gewisse Bedeutung. Bei der Züricher Disputation 1523 entstand z. B. eine längere sprachliche Auseinandersetzung zwischen Zwingli und seinem Anhang einerseits und dem Konstanzer

---

[1]) Der Frauen Rosengarten 1528: Birlinger in Herrigs Archiv 43, 123.

Generalvikar Johann Faber anderseits über das Wort Magd, das Zwingli in einer gedruckten Predigt von der Mutter des Heilands gebraucht hatte, wo der Konstanzer Jungfrau erwartete[1]).

Schriftstellern von sprachlicher Erfahrung und Umsicht legte der Zwiespalt im Wortgebrauch leicht den Gedanken nahe, auf fremde Landschaften Rücksicht zu nehmen, und so findet man im 16. Jahrhundert häufig gleichbedeutende Wörter verbunden, wo die Entscheidung zugunsten eines bestimmten Wortes noch nicht erzielt war. So trifft man in den Geschichten von Kirchhofs Wendunmuth 1565 charakteristische Fälle wie: „Lange zeit hat ein knab ein vöglein, distelfinck oder stiglitz genennet, in ein vogelbaw oder häußlein gefangen gehalten, und seiner sehr wol gewartet" (IV 275) — „Zu solchem soll das könígle oder zaunkönig usw." (IV 283) — „Auff einem baum hett ein rapp oder rab sein nest" (IV 312) — „ein aglaster, oder wie mans heßisch elster, sie aber der landart nach eine hetzen nenneten" (IV 377).

Außer solchen Zeugnissen aus dem 16. Jahrhundert liefern uns alle Sprachdenkmäler jener Zeit Belege für die Tatsache, daß es einen gemeindeutschen Wortschatz damals nicht gegeben hat. Wer mit den Hilfsmitteln der Sprachwissenschaft ausgerüstet den Unterschied der Schriftsteller im Wortschatz feststellt, dem wird sich vor allem der große Abstand des oberdeutschen Sprachguts von dem mitteldeutschen aufdrängen. So

[1]) Das Gyrenrupfen (Zürich bei Froschauer o. J.) Fb: „Dir gebrist, daß du nit eidgenossische Sprach kanst. Im Schwytzerland heißet ein Jungfrou ein ‚Dienstmagd', aber ein Tochter oder Maget heißet ein ‚unversehrte Meid'. Dergstalt hat Zwingli geredt, der ist ein Schwitzer und prediget in ihren Landen und hat die Predige in ihren Landen geschrieben. Bi üch heißt ein Magt einen Dienst; die nennend wir ein Jungfrouen. Ein Magt heißt by uns ein reine unbefleckte, die nennend ihr ein Jungfrouen". — Bei dem Religionsgespräch in Lindau 1575 begegnet die Frage, ob Kinder machen oder Kinder bringen richtig sei. Zugunsten der ersten Wendung werden die anwesenden Straßburger Theologen als Zeugen angerufen, die zweite Wendung war lindauisch.

groß auch die lautlichen Abweichungen sein mögen, die die oberdeutschen Mundarten voneinander trennen — im Wortschatz zeigen sie feste Übereinstimmung den fränkisch-mitteldeutschen gegenüber. Anderseits stimmen die mitteldeutschen und niederdeutschen Lande — von der Pfalz bis nach Schlesien, vom Main bis zur Nord- und Ostsee — so häufig zusammen, daß wir fast von einem fränkisch-sächsischen Wortschatz reden können, der eher in England als in Oberdeutschland Entsprechungen hat.

Bei diesen großen Unterschieden der Mundarten im Wortgebrauch haben wir länger zu verweilen; wir müssen sie an einem hervorragenden Beispiel veranschaulichen, um Tatsachen reden zu lassen. Welche Sprachverwirrung Luther — der Mittelpunkt für alle Beobachtungen — vorgefunden und neben sich herrschen gesehen hat, dafür mögen oberdeutsche Bibelübersetzungen als Beweis dienen. Sie sind um so bedeutsamer, weil sie den Einfluß von Luthers Sprache zu hemmen, ja zu vernichten imstande gewesen wären, wenn das Schicksal dieser tatenreichen Zeit in der Persönlichkeit Luthers nicht einen Geisteshelden von unwiderstehlicher Gewalt geschaffen hätte. Sie vertreten also für uns eine wichtige Sprachart, der man nach der Bedeutung der kaiserlichen Kanzlei eine große Zukunft hätte voraussagen sollen.

Auch hier ist die Ingolstädter Bibel, die auf Luther und Emser fußt, von ganz besonderer Wichtigkeit: durch absichtliche Sprachänderungen, die durch die Mundart der Donaulande bedingt sind, hat sie Eck nach den Angaben seiner Vorrede von der mitteldeutschen Bibel entfernt. Daneben verweisen wir auf die Züricher Bibel von 1530, die auch vielfach von Luther abhängig ist. Eine Mittelstellung nimmt die Sprache der Wormser Prophetenübersetzung von Hätzer und Denkh 1527 ein, die auf Luther wie auf die Züricher Theologen eingewirkt hat[1]). Eine Vergleichung dieser Bibeltexte liefert uns zahl-

[1]) Die Abhängigkeit Luthers von den Wormser Propheten kennzeichnet Witzel in den Annotationes zu Ezechiel Kap. 23: „er andert hie und do ein wörtlein, als wenn einer traben für lauffen, odder Deschen für Wetscher spreche".

reiche Belege, die uns zeigen können, wie starke Gegner dem Wortschatz Luthers im Wege standen.

Wenn wir hier den Versuch einer Wortkonkordanz in bescheidenem Umfang wagen, dürfen wir bei der Schwierigkeit eines solchen Unternehmens wohl besonders die Nachsicht des Lesers erbitten. Nur veranschaulichen wollen wir unsere obigen Darlegungen; niemand wird hier eine erschöpfende Vergleichung jener Bibeltexte erwarten[1]).

Luther.	Eck.	Wormſ. Proph.	Zür. Bibel (1537).
Acker Lands	Juchart	Juchart	Jauchert
alber	einfältig, unschuldig		unweis
Antlitz	Angesicht	Angesicht	Angsicht
bang	trang, angst, betrübt	bekümmert	angst, bekümmert
beben	bidmen (er-)	bidmen (er-)	bidmen (er-)
bersten	brechen		brechen
Blachfeld	Flachfeld, ebenes Feld	Flachfeld, flaches Feld	Flachfeld
Blitze Plur.	Blitzger	Blitzgen	Plitzgen
Blüte	Blůme	Blůst	Blůst
brausen	schallen, sausen	rauschen	rauschen
Buben (böse)	teuflisch Mann, Kinder Belials		Kinder Belials
bunt	gespräckelt, gesprengt, von vieler Farb, gescheckt, gescheckelt, tüpflet (tupflot) usw.	gespreckelt	gespräckelt, geringlet, geteilet, von mancherlei Farb
Eckel	Greuel, Grauen, Abscheu	Unlust	Unwillen, Greuel, Unlust, Verdruß

[1]) Bei der Ausarbeitung der vergleichenden Wortlisten hat mich Herr Dr. Heilborn als junger Jenaer Student im Sommer 1886 kräftig unterstützt. Weitere Ausführungen zu obigen Wortlisten seitdem bei Lindmeyr, Der Wortschatz in Luthers, Emsers und Ecks Übersetzung des Neuen Testaments und bei H. Byland 1903 Der Wortschatz des Zürcher Alten Testaments von 1525 und 1531 verglichen mit dem Wortschatz Luthers.

Luther.	Eck.	Worms. Proph.	Zür. Bibel (1537).
einträchtig	ainerlei Sinns, mit ainhelligem Munde, ainmútigklich		einerlei Sinns
Erdbeben	Erdbidem	Erdbidem	Erdbidem
Erdenkloß	Laim der Erden		Erdenklotz
ernten	schneiden	schneiden	ernden
erretten	erlösen, erledigen	erretten	erretten (erlösen)
fett	faißt	fett, feist	feist
Flamme die	Flamm der	Flamm der	Flamm der
Flasche	Lägel		ein Fläschen oder Lägel
Fliegen Plur.	Mucken	Mucken	Mucken
freien	zur Ehe nehmen, heiraten		zu Ehe nehmen
fülen	empfinden, greifen, wissen	verstehen	verston
Gedächtnis das	Gedächtnus die	Gedächtnüs die	Gedachtnus die
Gefäß	Geschirr	Geschirr	Geschirr
gehorchen	hören, gehorsam sein	gehorchen, folgen, gehorsamen, hören	gehorsam sein, losen, hören
Gesang der	Gesang das		Gesang das
Gesetz	Gsatz, Gesatz	Gsatzt	Gsatz
Gewalt die	Gewalt (Gwalt) der	Gewalt der	Gwalt (Gewalt) der
Grentze	Grenitze, Gegend, Landmarck	Grentz	Landmarch
Grundvest	Pfulmet, Fundament	Grundvest, Fundament	Pfimmend, Pfimmet
Halle	Vorschopf, Kapelle	Vorschupf (Vorschopf)	Vorschopf
harren	warten	warten, verziehen	warten, Vertrauen haben
haschen (er-)	ergreifen, fahen, halten		erwütschen, ergreifen
Heuchler	Gleißner	Gleißner	Gleißner
Heupt	Haupt	Haupt, Kopf	Haupt
Heuschreck	der Heuschreck	der Heuschreck	Höuwstöffel
Hügel (Emser Hubel)	Bühel	Bühel	Bühel

Luther.	Eck.	Worms. Proph.	Zür. Bibel (1537).
Kahn	Nachen		Barche
Kasten	Arch	Kasten	Arch
Kelter	Kelter	Trott, Torckel	Trott
Kleinot	Gezier, kostlichs Ding	Kleinot, Kleinet	Gezierde
Kloß	Schollen		Kloß
klug	weise züchtig, verständig, witzig	klug	weise
Kot	Kat	Kodt	Kaat
Küchlein	Hůnle		Hůnly
Lappen	Blätz		Fleck
Last die	Last der	Last der	die Burde, der Last
Leuchter	Ampel	Leuchter	Ampel
Lippe	Leftze	Leftze	Leftze
Luft die	Luft der	Luft der	Luft der
Maulwurf	Moltwerf	Schär, Maulwerff	Schär, Mulwerf
mieten	dingen, bestellen	dingen	dingen
Mond, Monat	Monat	Monat	Monat
Motten (Emser Matten)	Schaben	Schaben	Schaben
Neffe	Kindskind, Enklin	Kindskind	Kindskind
Ort der	die Stat, Ort das	Ort das	Ort das
Otter	Schlange, Nater	Schlange, Schlang	Schlange, Nater, Fipper
Ottergezicht	Natterngeschlächt		Natergezücht
Perle	das Perlen		das Pärlin
Pflaster	Esterich	Estrich	Esterich
Pful	Teich		Teich
Pfül, Pföle	Pfulbe	Pfulwe	Pfulwe
plötzlich, blotzling	in einem Nu, in einem Augenblick	urblützling(=en)	schnell
Pöbel	gemain Volk, Pöfel	gemeines Volk	gemeines Volk
prüfen	probiren, bewären	brüfen, probiren, versuchen	bewären, erkunden, leutern
Qual	Pein, der Qual		Pein
quälen	peinigen		peinigen

Luther.	Eck.	Worms. Proph.	Zür. Bibel (1537).
Rabe	Rapp	Rapp	Rapp
Rätsel	Rätersch	Rätersch	Rätersch
Reichtum der	Reichtum die, der	Reichtumb (Reichtum) die	Reichtům die, Reichtům der
Riebe	Rippe		Rippe
Sand der	Sand das	Sand der	Sand der
Scheffel	Metz(en), Malter		Vierteil
schenken	begaben	schenken	geben, schenken
Scherf, Scherflin	Haller, Ortlin		Scherpflin, Örtly
Scheune	Scheur	Scheur	Scheur, Speicher
in Schichten	in Rotten		
Schleuche	(Saum)heut		Schleuch
schlummern	schläfrig sein	naffzen	schläfrig sein
schmecken	versuchen		versůchen schmecken
schmücken	zieren, herrlich machen	aufmutzen, herrlich machen, zieren	aufmutzen, zieren, köstlich kleiden
Schöps	männliches Schaf		männliches Schaf
Schuppe	Schůpe, Schůppe	Schůpe	Schůpe
Schwägerin	Frau des Brůders		Brůders Frau, Gschwei
Schwager	Brůder des Manns		Schwager
Schwefel	Schwäbel	Schwäbel	Schwäbel
seer Adv.	vast		vast
sich sehnen	begehren, verlangen		Begierd haben, verlangen
Seuche	Krankhait, Siechtům		Sucht, Krankheit
sichten	reitern	reitern	reitern
Sindflut	Sindfluß, Sündfluß		Sündfluß
Sperling	Spatz		Spar
Spitze die	Spitz der		Spitz der
Splitter	Agen		Spreiß
spotten	pfeisen	pfeisen	pfeisen
steupen	schlagen, schelten	züchtigen	strafen, schlahen
Stoppel	Stupfel	Stoppel	Stupfel
Stufe	Staffel, Stapfel, Eerstaffel	Staffel	Staffel

Luther.	Eck.	Worms. Proph.	Zür. Bibel (1537).
tauchen	tunken		tunken
Taufe die	Tauf die und der		Tauf der
täuschen	triegen (be-)	triegen (be-), vorteilen	betriegen, vervorteilen
Tenne die	Tenn der		Tenn der (die, das)
Thon	Laim	Leim, Lett	Leim
Thräne	Zäher (Träher)	Träher	Trähen
Thurm	Thurn	Thurn	Thurn
Topf	Hafen	Hafen	Hafen
Töpfer	Hafner	Hafner	Hafner
Ufer	Gestad	Gestad	Gstad
verschlingen	verschlinden, verschlucken, verschlücken	verschlinden	verschlinden, verschlucken
versünen	versönen	versůnen	versůnen
vertrauen	vermählen		vermächlen
Wandel	Tadel, Bresten	Wandel	Mackel, Prästen
Weinberg	Weingarten	Weingarten, Rebberg	Weingarten, Weinberg
Weinerndte	das Weinleset	das Weinlesen	Wümmet, Herbst
Weise	Waiß	Weißle (-in)	Weißle (-y)
weissagen	prophetisiren	weissagen	prophetiren
welk, verwelken	abreisend; verschwelken, schwelck werden, verderben, abnehmen, abfallen	welck, abreisend; abfallen	abreisend, hinfällig, welk; verderben, erdorren, hinfallen, abfallen
Wolke die	Wolck der		Wolk der
zerschmeißen	zerschlagen	zerschmeißen	zerstören
zerschmettern	zerbrechen, zerknitschen	zerknütschen	zermürsen, zerscheitern, zerbrechen
Ziegenbock	Gaißbock	Ziegenbock	Geißbock

Diese Zusammenstellungen lehren, wie sehr die Wirkung von Luthers Deutsch durch die allgemeinen Sprachverhältnisse der Zeit gehemmt war. Oberdeutschland war eine Spracheinheit für sich. Mitteldeutschland, durch die Reformation zum Mittelpunkt unseres Vaterlands geworden, erhob sich mit der Per-

sönlichkeit Luthers gegen das Übergewicht jener Landschaften, denen mit der staatlichen auch die sprachliche Vorherrschaft zukam. Daß unseres Reformators Deutsch in diesem Gegensatz schließlich den Sieg davon getragen, dafür gibt unsere vergleichende Wortliste einen schlagenden Beweis. Diesen Sieg des mitteldeutschen Wortbestands danken wir zweifellos der Bibelübersetzung Luthers.

Es ist kein Zufall, daß zahllose Nachdrucke des Neuen Testaments, die aus oberdeutschen Druckereien hervorgingen, Luthers Wortschatz im allgemeinen unangetastet lassen. Die Basler, Straßburger, Nürnberger, Augsburger Ausgaben binden sich an Luthers Lautstand wenig, aber seinen Wortgebrauch ändern sie selten[1]), und wo eine Wortänderung vorliegt, ist deutlich öfters die Nachlässigkeit und Unaufmerksamkeit des Setzers als eine Absicht des Verlegers zu erkennen[2]). 1535 konnte Wendel Rihel zu Straßburg (s. S. 76) der Hoffnung Ausdruck geben, man werde sich leicht an den fremdartigen Sprachgebrauch Luthers gewöhnen.

Eine solche Anschauung mag mehrfach für die Verleger maß-

[1]) Daneben bestand freilich in Oberdeutschland auch die Möglichkeit der Überarbeitung, so in den Züricher Ausgaben 1524–25.

[2]) Reifferscheid hat in seiner Ausgabe des Marcusevangeliums S. 118 ff. „Abweichungen des Wortschatzes in den vier Evangelien" zusammengestellt und damit 12 Spalten gefüllt. Er glaubt dadurch zu beweisen, daß die obige Darstellung „unberechtigt und irrtümlich" wäre (Einl. V). Wer diese lange Liste von sogenannten „Abweichungen des Wortschatzes" durchmustert, findet darunter folgende Lautvarianten: kot: kat, tocht: tacht, woge: wage, kellter: kalter, auffer: auffher, auſſer: auſſert, auſzher, gegend: gegne, grentze: grenitz, flicken: flecken, ersticken: erstecken. Auch Druckfehler der Nachdrucke, wie erdbeben: erbeben, zählt Reifferscheid zu solchen „Abweichungen". Wenn Luthers getumel, gezeug in den Nachdrucken mit tumel, zeug wiedergegeben wird, so steckt auch darin nur eine lautliche Änderung. So bestätigen diese übereifrig geführten Listen durchweg, was oben über die Lautvarianten gesagt ist. Streicht man diese in Reifferscheids Belegen, so ergibt sich z. B., daß mehrere Nachdrucke in allen vier Evangelien nur ganz wenige Wortabweichungen enthalten. Auf einzelne Nachdrucke allerdings, wie die Augsburger von Otmar und von Ramminger, paßt unsere obige zusammenfassende Bemerkung nicht vollständig.

gebend gewesen sein. Zudem war der Ruhm der neuen Übersetzung so unerschütterlich fest begründet, daß man, soweit nicht Konfession oder Sekte eine sachliche Überarbeitung forderten, den Wortlaut des Reformators nicht zu ändern wagte, man zog es vor, den Leser durch ein kurzes Glossar über die unverständlichen Wörter Luthers aufzuklären. Dieses Mittel ersann Adam Petri, der Basler Buchdrucker, der eine Zeitlang die oberrheinischen Lande mit Nachdrucken des Neuen Testaments versah und so die Reformation kräftig förderte. Nachdem er im Christmond 1522 den ersten Abdruck herausgegeben hatte, gab er im Januar 1523 dem Rest der Auflage eine Wortliste bei, die „die ausländigen Wörter auf unser (Baslerisches) Teutsch anzeigt". In den späteren Ausgaben hält Adam Petri fest an diesem Mittel, Luthers Text seinen oberrheinischen Lesern näher zu bringen, und andere oberdeutsche Verleger folgen seinem Beispiel.

So könnten wir uns einer bequemen Einsicht in den Wortschatz von Straßburg, Augsburg und Nürnberg erfreuen, wären ihre Druckereien nur selbständig und von dem Basler Petri unabhängig zu Werke gegangen. Leider aber schließen sich die Glossare zum Neuen Testament, die Silvan Otmar in Augsburg (in mehreren Ausgaben von 1523), Johann Knoblauch in Straßburg (seit 1524 in mehreren Ausgaben), Heinrich Steiner in Augsburg 1531 ihren Ausgaben von Luthers Testament beigegeben haben, fast wörtlich an Petris Glossar an. In Basel selbst fand Petris Glossar einen Nachdrucker in Th. Wolf, dessen Ausgaben des Neuen Testaments (1523—24) das Glossar in einer Überarbeitung enthalten, und auf Wolfs Abdruck fußen wieder Hans Herrgott in Nürnberg 1526 und Jobst Gutknecht 1527—38. Diese Drucker nehmen nur in wenigen Änderungen Rücksicht auf ihre heimische Mundart. Wären sie selbständig zu Werke gegangen, so würden jedenfalls größere Unterschiede gegen das Basler Glossar zutage treten, und wir wären über den Wortschatz von Straßburg, Nürnberg und Augsburg weit besser belehrt als durch die

vorliegenden Glossare. Doch dürfen wir einen Gesichtspunkt dabei nicht außer acht lassen: der Wortbestand aller oberdeutschen Landschaften berührt sich vielfach, auch wenn sonst lautliche Unterschiede die Sprache Oberdeutschlands in mehrere kleinere Mundarten aufgelöst haben. Es ist — zur Bestätigung und Ergänzung unserer vergleichenden Wortliste oben S. 99 ff. — nicht unwichtig, dem Leser einen Abdruck von Petris Glossar vorzulegen und dabei auf die Varianten Th. Wolfs am Fuß der Seite Bezug zu nehmen[1]).

Petris Glossar zum Neuen Testament.

„Lieber Christlicher Leser, So ich gemerckt hab, das nitt yederman verston mag ettliche wörtter im yetzt gründtlichen verteutschten neuwen testament, doch die selbigen wörtter nit on schaden hetten mögen verwandlet werden, hab ich lassen die selbigen auff unser hoch teutsch außlegen und ordenlich in ein klein register wie du hie sihest, fleißlich verordnet.

ånlich, gleich. — Joh. 9, 9. Röm. 12, 7. Phil. 3, 10. 21.
Affterreden, nachreden. — 2. Cor. 12, 20. 1. Petr. 2, 1. Jacob. 4, 11.
Alber, nerrisch, fanteschtisch. — 2. Cor. 11, 6.
Altuättelisch fabel, alter wiber merlin. — 1. Timoth. 4, 7.
5 Anbiß, morgenessen. — Joh. 21, 5. ‚anbeysen' Apgesch. 23, 14.
Anfal, anteil, loß, zůfall. — Apgesch. 1, 17 ff.
Anfurt, der schiff anlendung. — Apgesch. 27, 12. 27, 39.
Anstoß, ergernuß, strauchlung. — Röm. 14, 13. 1. Cor. 8, 9. 1. Petri 2, 8.
Auffschub, verzug. — Apgesch. 25, 17.

Wolfs Varianten: 5 Anbiß, ein früe stück. — 6 Anfal, anteil, loß. — 8 Anstoß, ergernus, ein böß beyspyl.

[1]) Der obige Abdruck des Glossars in der Fassung vom Januar 1523 berücksichtigt Petris Erweiterungen der Ausgaben im März 1523 in der Weise, daß diese mit einem Kreuz (†), aber die nur der Fassung vom Januar 1523 eigenen Wörter mit einem Stern (*) bezeichnet sind. Die in den früheren Auflagen dieses Buches mitgeteilten Varianten anderer oberdeutscher Nachdrucke von Petris Glossar sind jetzt in der Freiburger Dissertation von F. Dauner, Die oberd. Bibelglossare des 16. Jahrhunderts (Darmstadt 1898) vollständig verglichen, wo auch die Stellenangaben zu finden sind. Wortgeschichtliche Nachweise zu Petris Glossar liefern A. Schütt, Adam Petris Bibelglossar 1908 und K. Bachmann, Der Einfluß von Luthers Wortschatz auf die schweizerische Literatur des 16. und 17. Jahrhunderts im Anschluß an Adam Petris Bibelglossar 1909 (beides Freiburger Dissertationen).

Auffrucken, verweisen, beschuldigen. — Math. 27, 44. Jacob. 1, 5.
Bang, engstich, zwang, gedreng. — Luc. 12, 50. 21, 25. Joh. 13, 22.
Beben, bidmen. — Math. 27, 51.
Befragen, zancken, zwitrechtig sin. — Apgesch. 6, 9. Marc. 1, 27 u. ö.
Befremden, verwundern. — 1. Petri 4, 4. 4, 12.
Beruckung, vahung. — Röm. 11, 9.
Beschickten, begråben, volgten, bestatten. — Apgesch. 8, 2.
Bestricken, fahen, binden. — Math. 22, 15.
Besudlen, verunreinen, beflecken. — Offbg. 3, 4. 14, 4.
Betaget, alt, hat vil tage. — Luc. 1, 7. 1, 18. Luc. 2, 36.
Betewben, trucken, krafftloß machen. — Luc. 18, 5.
Betrauwen, verbietten, trewen. — Math. 12, 16.
Betretten, radschlagen, vnderreden. — Apgesch. 5, 24.
Betüngen, tüngen mit mißt. — Luc. 13, 8.
Bewüst, erkant, erfaren. — Apgesch. 15, 18. 1. Corinth. 4, 4.
Beylag, vertrawt, hindergelegt gůt. — 1. Timoth. 6, 20. 2. Timoth. 1, 12.
Blehen, hochmůtig sin. — 1. Cor. 4, 18. 13, 4.
Blaßtückerey, böß, tückisch, listig. — 2. Cor. 4, 12.
Blotzling, gehling, schnelliglich. — Apgesch. 9, 3. 1. Cor. 15, 52.
Brachtig, hochmůtig, hochfertig. — Röm. 16, 18.
Braussen, rauschen, sausen. — Luc. 21, 25. Subst. Apgesch. 2, 2.
Brůfen, mercken, erkennen. — Luc. 12, 56. Röm. 2, 18. 12, 2 u. ö.
Darb, notturfft, armůt. — Marc. 12, 44. Luc. 21, 4.
Darben, nott, armůt leyden. — Luc. 15, 14. 16, 9. 1. Joh. 3, 17.
Deutlich, offentlich, mercklich. — 1. Corinth. 14, 9.
Dürstig, keck, kůn. — Marc. 15, 43. Röm. 10, 20. 2. Cor. 10, 2 u. ö.
Empören, erheben, streusen. — Math. 10, 21. 24, 7. Marc. 13, 12 u. ö.
Entkamen, enttrunnen, entlieffen. — Apgesch. 28, 1.
Enlich, glich. — Siehe unter „änlich".
Entwandt, entzogen, entwert. — Apgesch. 5, 2.
Erbschichter, erbteiler, erbscheider. — Luc. 12, 14.
Erdtbeben, erdtbydem. — Math. 24, 7. 28, 2. Luc. 21, 11 u. ö.
Erhaschen, erwischen, fahen. — Joh. 10, 12. 1. Corinth. 3, 19.
Erndten, schneiden. — Math. 6, 26. Luc. 12, 24. 19, 21. Gal. 6, 7.

Wolfs Varianten: 11 Bang, engstich. — 14a Berewen, rasten, råwen. — 20 Betewben, trucken, entrüsten, schellig machen. — 26 Blehen, aufblasen, sich erheben, frech, trutzig. — 27 Blaßtuckerey, böß, tückisch, allfantzig, listig. — 28 Blotzling, gehling, schnelliglich, augenblicklich. — 31 fehlt. — 34 Deutlich, offenlich. — 36 Empören, erheben. — 38 fehlt. — 39 Entwandt, entzogen.

Erregen, entporen, auffrůr machen. — Luc. 23, 5. Apgesch. 21, 27 uſw.
45 Erſauffen, ertrincken. — Math. 8, 32. Marc. 5, 13. Luc. 8, 33.
Eyffer, ernſt. — Joh. 2, 17. Apgesch. 5, 17. 1. Cor. 3, 3. 2. Cor. 7, 7 u. ö.
Eyttel, wan, lår, vnnütz. — Gal. 5, 26.
Fahr, ferligkeit, ſorgklich. — Luc. 8, 23. Apgesch. 19, 40 u. ö.
Ferne, ſo ferr, ſo weyt. — Math. 8, 30. 26, 58. 27, 55 u. ö.
50 Feynantzer, newfündiger zů bőſen. — Röm. 1, 30.
Feyl, nachleſigkeit, verſümniß. — 1. Cor. 6, 7. 1. Cor. 16, 17.
Fal, miſſethat, ſünde.
Fåle, mangel, gebreſten.
Feltweg, raſt, roßlauff. — Luc. 24, 13. Joh. 6, 11. Offbg. 14, 20.
55 Fewreyfer, feuriner ernſt. — Hebr. 10, 27.
Flehen, bitten, ernſtlich begeren. — Apgesch. 1, 14. Röm. 1, 10.
Flicken, bletzen. — Math. 4, 21. 9, 16. Marc. 2, 21. Luc. 5.
Freyen, weiben, eelich werden. — Math. 5, 32. Marc. 6, 17 u. ö.
Frümmen, nutz, gewin. — Röm. 6, 21.
60 Fůlen, empfinden. — Marc. 5, 29. 5, 30.
Gebür, billich, gemeeß. — Luc. 12, 42.
Geborſten, gebrochen, zerriſſen. — Apgesch. 1, 18.
Gedeyen, wachßen, zůnemen. — 1. Corinth. 3, 7.
Gefeß, geſchir. — Math. 13, 48 u. ö.
65 Gegent, landtſchafft. — Math 8, 28. 16, 13. Marc. 5, 1 u. ö.
Geheymniß, heimlikeit, Sacrament. — Math. 13, 11.
Gehorchen, gehorſam, vnderthenig ſin. — Math. 17, 5. Marc. 9, 7 u. ö.
Gelindigkeit, gůtig, ſenfft, milt. — Apgesch. 24, 4
Gepfropfft, *geympfft, gepflantzt. — Röm. 11, 17. 11, 23—24.
70 Gerücht, geſchrey, leümed. — Math. 4, 24. 9, 26. 14, 1. Marc. 1, 28 u. ö.
Geſteupt, mit růtten geſtrichen. — 2. Cor. 11, 25.
Getreyde, korn, frucht. — Apgesch. 7, 12. Luc. 6, 1.
Getümmel, vngeſtimb, auffrůr. — Marc. 5, 38.
Getůnckte wand, geweißt, bekleibte. — Apgesch. 23, 3.
75 Gezichte, geſchlecht. — Siehe „Otterngezichte“.
Gichtprüchtig, gichtſüchtig. — Math. 4, 24. 8, 6. 9, 2 u. ö.
Gleichbertig, gleichfőrmig. — Röm. 8, 29.
Gőtzenopffer, abgőtteropffer. — Apgesch. 15, 29 u. ö.

Wolfs Varianten: 44 Erregen, entpőren, auffrůr machen, bewegen. — 49 fehlt. — 50 fehlt. — 55 Fewr eyfer, feuriner ernſt, erbrantter ernſt. — 58 Freyen, weiben, eelich werden, hiraten. — 70 Gerücht, geſchrey. — 71 Geſteupt, mit růtten außgeſtrichen. — 76 Gichtprüchtig, gegichtſüchtig.

Grentz, gegny, vmbkreyß. — Math. 2, 16. 8, 34 u. ö.
Grüntzen, grimmig ſein, zürnen, †kurren. — Apgesch. 12, 20.
Hall, vorlaub, ingeng, †fürſchopff. — Joh. 5, 2. Apgesch. 3, 11 u. ö.
Harre, wardt, beytte. — 1. Cor. 11, 33.
Haſchen, erwiſchen, fahen, †ergreiffen. — Joh. 6, 15.
Hauchen, bloſen, wehen. — Joh. 3, 8.
Helfft, halb. — Marc. 6, 23. Luc. 19.
Hermeten ſich, bekümmerten ſich, †waren engſtig. — 2. Cor. 6.
Heuchler, gleißner, trügner. — Math. 6, 2 u. ö.
Heyradten, mannen, eelichen. — 1. Cor. 7, 36.
Hönen, ſpotten, ſchenden, †ſchmähen. — Math. 22, 6. Luc. 20, 11 u. ö.
Hügel, gipffel, bůhel. — Luc. 3, 5. Luc. 4. 29.
Jnthan, geben, überantwort. — Math. 25, 20. 25, 22.
Khan, kleinſchiff, nachen, †weidling. — Apgesch. 27, 16.
Kerich, kǻget, ſtaub, kutter. — 1. Cor. 4, 13.
Klufft, kling, krufft, hüle. — Joh. 11, 38. Hebr. 11, 38. Offbg. 6.
Knochel, knod, gleich. — Apgesch. 3, 7.
Koſtet, verſůchet, ſchmackt, †kieſet. — Joh. 2, 9.
Kretzmerey, krǻmerey, merckten. — 2. Cor. 2, 17.
Küchlin, hundklen, iunge hůnlin. — Math. 23, 37.
Kündig, wiſſend, erfaren. — Jacob. 3, 13.
Lǻgert ſie bey ſchichten, hauffenweyß. — Luc. 9, 14.
Lippen, lefftzen. — Math. 15, 8 u. ö.
Lappen, ſtuck, pletz, lump. — Math. 9, 16. Marc. 2, 21 u. ö.
Laß, mied. — Luc. 18, 1. 2. Cor. 4. Ephes. 3.
Lencken, vmbkern, vmbwenden. — Math. 2, 12. Luc. 10, 6.
Lerman, aufflauff, auffrůr. — Luc. 22, 6.
Liechtſtar, leuchtern, lutzern. — Phil. 2, 15.
Malmen, zermalen, zerknütſchen. — Math. 21, 44. Luc. 20, 18 u. ö.
Marckt, fleck, dorff. — Math. 9, 35. 10, 11. 14, 15 u. ö.
Meüchelmörder, heimlich mörder. — Apgesch. 21, 38.
Miedling, gedinckter knecht, taglöner. — Joh. 10, 12. 10, 13.
Mietten, beſtellen, dingen. — Math. 21, 1.
Monſüchtig, mönig, lunig. — Math. 4, 24. 17, 15.

Wolfs Varianten: 80 Grüntzen, grimmig ſein, zürnen, kurren. — 81 Hall, vorlaub, fürſchopff, ingeng. — 83 Haſchen, erwiſchen, fahen, ergreiffen. — 86 Hermeten ſich, bekümmerten ſich, waren engſtig. — 89 Hönen, ſpotten, ſchmǻhen, ſchenden. — 92 Khan, weidling, nachen, kleinſchiff. — 96 Koſtet, verſůchet, ſchmackt, kieſet. — 101 fehlt. — 109 Meüchel, muchlen, heimlich triegen.

Morgenlandt, auffgang der ſonnen. — Math. 2, 1.
Macht, ſchleyer. — 1. Cor. 11, 10.
115 Motten, ſchaben. — Math. 6, 19. 6, 20. Luc. 12, 33. Jacob. 5, 2.
Mintz, bachmintz. — Math. 23, 23. Luc. 11, 42.
*Mütten, *ſchaben.
Nâff, ſchweſterſun, vetter. — Col. 4, 10.
Narben, wunden, malzeychen. — Gal. 6, 17.
120 Ottergezicht, ottergeſchlecht. — Math. 12, 34 u. ö.
Panier, baner, venle. — Apgesch. 28, 11.
Pfal, anfechtung des fleiſch. — 2. Cor. 12, 7.
Preyß, lob, rhům. — Luc. 2, 14 u. ö.
*Průffen, *verſůchen, *erkünden. — Siehe „brüffen“.
125 Půbelvolck, heilaß, vnnütz volck. — Apgesch. 17, 5.
Qual, pein, kranckheit. — Math. 4, 24. 8, 6 u. ö.
Quelen, peinigen, *quetſchen. — Math. 8, 29 u. ö.
Raben, rappen. — Luc. 12, 24.
Raſen, toben, vnſinnig, †faſt zürnen. — Apgesch. 26, 24. 26, 25.
130 Raſſeln, braſpeln, rauſchen, †roßlen. — Offbg. 9, 9.
Rawm, weite, platz. — Marc. 2, 2. 3, 20 u. ö.
Rügen, ſchenden, ſchand entecken. — Math. 1, 19.
Ruchtpar, außgerůfft, lautprecht. — Math. 9, 31. 28, 15 u. ö.
Rüchtig, namhafftig, †eins großen růmß. — Math. 27, 16.
135 Rüſtag, bereittag, heiliger abent. — Math. 27, 62. Marc. 15 u. ö.
Rüſtzeug, werckzeug. — Apgesch. 9, 15.
Sauret, ſawr, gehâfflet. — Math. 16, 6. Luc. 13, 21.
Schawbrot, heilig brot, gewicht brot. — Math. 12, 4. Marc. 2, 26.
Schawtragen, offentlich tragen, †zeigen. — Col. 2, 15.
140 Scheel, ſchylen, überſichtig, †glunen. — Math. 20, 15.
Schâffel, ſeſter, ſymmeryn. — Math. 5, 15 u. ö.
Schlachtag, metzeltag, tag der wirtſchafft. — Jac. 5, 5.
Scherpfflin, halber heller, †örtlin. — Marc. 12, 42. Luc. 21, 2 uſw.
Schmucken, ziern, auffmutzen. — Math. 12, 44 u. ö.
145 Schnawbet, trewet, anſchnaubet. — Apgesch. 9, 1.
Schnůr, ſonßfraw. — Math. 10, 35. Luc. 12, 53.

Wolfs Varianten: 114 fehlt. — 117 fehlt. — 120 Ottergetzicht, geſchlecht. — 129 Raſen, toben, vnſinnig, faſt zürnen. — 130 Raſſeln, braſplen, rauſchen, roſſlen. — 134 Rüchtig, namhafftig, eins groſſen růmß. — 139 Schawtragen, offentlich tragen, zeigen. — 140 Scheel, ſchylen, glunen, überſichtig. — 143 Scherflin, őrtlin halber heller.

Schoß, zinß, steur, rent. — Luc. 20, 22. Röm. 13, 6. 1. Cor. 13.
Schrandenlauffen, zûm zyll lauffen. — 1. Cor. 9, 24.
Schüttert, betriebt sich. — Joh. 11, 33.
150 Schwelgerey, überfluß in essen vnd trincken. — Tit. 1, 6.
Schwulstig, auffgeblasen. — 2. Petri 2, 18.
Sehnet sich, begern, begird haben. — Röm. 8, 22. 8, 23. 2. Cor. 5.
Seymß, vngeleuttert hônig, † waben. — Luc. 24, 42.
Semptlich, miteinander. — Math. 27, 62. Röm. 8, 22.
155 Sichten, seyhen, reütteren. — Luc. 22, 31.
Soller, saal, summerlaub. — Apgesch. 1, 13. 9. 10. 20.
Spaltung, zanck, zwitracht. — 1. Cor. 11, 18. 12, 25.
Splitter, spreyß. — Luc. 6, 41. 6, 42. Math. 7, 3: spreissen.
Spügniß, gespenscht. — Math. 14, 26. Marc. 6, 49: gespenst.
160 Stachel, eisene spitz an der stangen, † scherpffe. 1. Cor. 15, 55. Offbg. 9.
Stachel lecken, sich gegen den spitz keren. — Apgesch. 9, 5. 26, 14.
Steupen, mit rûtten (auß)streichen. — Math. 21, 35. Marc. 12, 3 u. ö.
Storrig, widerspennig, streittig. — 2. Timoth. 3. 3.
Stuffen, staffel, steyg. — Apgesch. 21, 40. 1. Timoth. 3, 13.
165 Tadlen, stroffen, nachreden, † berafflen. — Luc. 20, 26. Hebr. 8.
Taugt nit, zimpt nit, ist vnbillich. — Math. 27, 6 u. ö.
Tauchen, tuncken. — Marc. 26, 23. Marc. 14. Joh. 13.
Teppich, gautter, golter, sergen. — Apgesch. 18, 3.
Teuschen, betriegen. — Marc. 10, 19. 2. Corinth. 7.
170 Tôpfferen, erden geschirr. — 2. Timoth. 2, 20.
Trenen, trehern, zehern. — Marc. 9, 23 u. ö.
Tümmel, gethôn, geschrey. — Math. 27, 24.
Triestern, grüsch, trôber. — Luc. 15, 16.
Vberreicht, überantwort, gegeben. — Gal. 3, 19.
175 Vbertaubet, ertruckt, dempffet. — 2. Petri 2, 7.
Verbanneten sich, machten ein bundt miteinander. — Apgesch. 23, 12. 23, 14.
Verforteilen, betriegen, † schedigen. — 1. Cor. 6, 8. 2. Cor. 7 usw.
Verhüllet, verbunden, † vmbwickelt. — Joh. 11, 44.
Verschmachten, erkamen, verderben, † erligen. — Math. 15, 32 u. ö.

Wolfs Varianten: 147 Schoß, zinß, steur, zoll, rennt. — 153 Seymß, vngeleutert hônig, waben. — 160 Stachel, eisene spitz an der stangen, scherpffe. — 162 Steüpen, mit rûtten außstreichen. — 165 Tadlen, stroffen, beraflen, nachreden. — 177 Verforteilen, schedigen, betriegenn. — 178 Verhüllet, verbunden, vmbwickelt. — 179 Verschmachten, verkamen, erligen, verderben.

180 Verstortzt, verirret. — Apgesch. 2, 6.
Vertritt, verspricht, verwesen. — Röm. 8, 27.
Vfer, gestad. — Math. 13, 2. Apgesch. 27.
Vmringeten, vmbgaben, vmbkreisseten. — Joh. 10, 24 u. ö.
Vndeütlich, vnuerstentlich. — 1. Cor. 14 8.
185 Vntüchtig, vngeschickt, vnnütz. — Röm. 11, 3 u. ö.
Vnthadelich, vnstrefflich. — Luc. 1, 6. Tit. 1, 6.
Vnuerruglicheit, vnbeweglich, †vnerstörlich. — 1. Petri 3, 4.
Vnuerwelcklich, alweg grünend, nit welck* oder *schwelck. — 1. Petri 1, 4.
Vorhaut, vnbeschnitten. — Röm. 2, 25. Gal. 2, 7 u. ö.
190 Vrbittig, bereyt, willigk. — 1. Petri 3, 15.
Vßgerottet, vßgerüt, †von der rott abgesündert. — Gal. 5, 12.
Wad, gewandt, kleid. — Offbg. 3, 4 u. ö.
Wegeren, sich widern oder weren. — Apgesch. 25, 11. Hebr. 12.
Wetterwindisch, vnstet. — Math. 13, 21. Marc. 4, 17.
195 Weyland, etwen, vorzeitten. — Joh. 9, 8 u. ö.
Wichtige, schwere, lastig. — 2. Cor. 4, 17.
Zerrutten sinn, böse verkerte sinn. — 1. Timoth. 6, 5. 2. Timoth. 3.
Zygenfell, geyßfell, kitzenfell. — Hebr. 11, 37.
Zurschellen, zerkloben, zerspalten. — Math. 21, 44. Luc. 20.

Wolfs Varianten: 187 Vnuerruglicheit, vnbeweglich, vnerstörlich. — 191 Vßgerottet, von der rott abgesündert, vßgerüt.

Dieses Glossar Petris war ein sehr geschickter Kunstgriff, der dem Absatz des Lutherschen Neuen Testaments am Oberrhein zustatten kam. Kein Wunder, daß der Basler Drucker Thomas Wolf schon 1523 für seinen Nachdruck des Neuen Testaments sich den Kunstgriff zu eigen machte. Als er aber in demselben Jahr 1523 Luthers Pentateuchübersetzung nachdruckte, war er selbständig genug geworden, Petris Verfahren auf diesen Text zu übertragen. Wolfs Basler Glossar zum Alten Testament ist bloß in einem Exemplar der Stuttgarter öffentlichen Bibliothek auf uns gekommen; Paul Pietsch hat es daselbst neuerdings wieder aufgefunden und in der Zeitschrift für deutsche Philologie XXII 325 ff. mit reichlichen Erläuterungen abgedruckt[1]). Auch dieses Glossar fand wieder

[1]) Dazu vgl. Schütt und Bachmann in der Zeitschr. f. deutsche Wortforschung XI 271—288.

einen Nachahmer in Amandus Farkal zu Colmar 1524, der Wolfs Glossar zum Alten Testament mit Zusätzen aus Petris Glossar zum Neuen Testament verquickte. Wir können daher von einer Mitteilung der Lesungen Farkals vollkommen absehen, aber Wolfs Glossar, das sich gleichberechtigt neben das von Petri stellt, verdient hier buchstabengetreu mitgeteilt zu werden.

Wolfs Glossar zum Alten Testament.

Dem Låser: Nach dem mal nit im teutschen als im Latin alle dinge mit eynnerley wortten gerennet werden, haben wyr etliche nach vylerley sprach hie angezeyget, auff das nitt yemandt im låsen vast behindert werde der sölche wortt in seiner sprach nit erkündet hette, geheb dich wol.

Alle oder all, lår, öd, verzeret, schwach. — 4. Mose 14, 33.
Arm, forderst vierteyl. — 5. Mose 18, 3.
Auffraffen, von der erden auffsamlen. — 4. Mose 19, 9.
Beythåns, wartens zůr zeit irer kranckheyt. — 3. Mose 15, 25. 15, 26.
5 Bersten, zerspringen.
Brüsten, brust und sterche gewynnen. — 4. Mose 23, 24.
Byenen, immen, byen. — 5. Mose 1, 44.
Blachen, sunder hügel, eben velt. — 5. Mose 4, 49. 11, 30.
Caninchen, Cünykel.
10 Denckblasen, blasen zůr gedechtnuß. — 3. Mose 23, 24.
Eckeln, wider willen haben, verschmehen.
Eckel, walgung, wider will.
Feyg, verzagt, erschrocken.
Früelinge, der ersten zeyt. — 1. Mose 30, 41 f.
15 Freybock, denn man frey ließ lauffen. — 3. Mose 16, 8. 16, 10. 16, 26.
Fål, mangel, bresten.
Fittichen, örtter an kleydern, flügel. — 4. Mose 15, 38. 5. Mose 22, 12 usw.
Gered, allerley geschirre und haußradt. — 2. Mose 27, 3. 35, 13.
Geschosset, ehern gewunnen. — 2. Mose 9, 31.
20 Gemang, gemist, zweyerley. — 3. Mose 19, 19.
Grütz, grieß můß. — 3. Mose 23, 14.
Gedeyen golt, geleüttert, klar, fyn golt — 4. Mose 8, 4. 10, 1.
Gemeyn, nützbar, lesen und zůbereyten. — 5. Mose 20, 6.
Grentze, ende, dar ein lant keret.
25 Hayn, ein vynster walt.
Halliar, Jubel iar. — 3. Mose 25, 10 f.
Hockericht, der ein hoger hat. — 3. Mose 21, 20.

Hundgelt, das man gebenn sollt, die erste gebårt eins hunß zů lôsen. — 5. Mose 23, 18.
Kebsweyb, keyn eeweib.
Kolcke, cystern. — 3. Mose 11, 26.
Knotten, bollen. — 2. Mose 9, 31.
Kelter, trott, weinpreß.
Kiesichtig, steynig, råch von steynen. — 5. Mose 21, 4.
Kryget, ergreyfft, vahet.
Lippen, lefftzen.
Lencken, umbkeren.
Meylich, gemach. — 1. Mose 33, 14. 2. Mose 23, 30.
Paucken, trummen.
Pfeben, erdåpffel. — 4. Mose 11, 5.
Pobel, klein geacht volck.
Quyd, on, abkomen. — 1. Mose 24, 8. 24, 41.
Reget, braucht euch, webt, und werbt. — 1. Mose 8, 17. 9, 7.
Rand, end, ôrtter umbher. — 2. Mose 2, 5. 26, 11. 36, 17. 39, 19.
Schulter, achsel. — 2. Mose 9, 22. 3. Mose 7, 32. Hiob 31, 22 u. ö.
Stuffen, staffel, steyg. — 2. Mose 20, 26.
Schilff, wasser rhår.
Schicht, seyte. — 1. Mose 6, 16. 3. Mose 24, 6.
Schneützen, abbrech, bützer. — 4. Mose 4, 9.
Schwelger, schlemmer, füller.
Toben, grymmig, zornig sein. — 2. Mose 15, 14.
Turstiglich, mit freyem můt, unverzagt. — 1. Mose 34, 25.
Tôpffen, hauen.
Tappen, füeß wie hende. — 3. Mose 11, 27.
Verleumbder, Verdachter.
Ungeheure, ungeschickt. — 3. Mose 21, 18. 22, 23.
Wancketen, waren wanckelmütig. — 2. Mose 20, 18.
Wase, base. — 3. Mose 18, 14.
Wansynnig, engstig, nit wissen wo auß. — 5. Mose 28, 28. 34.
Zige, geyß.
Zehenden, ein måßlin, als ob mir sprechen j vyrtzel.
Züchter, der auß gelübd ein strengs leben füret. — 4. Mose 6, 13 u. ö.

Basels Wortschatz, wie er in den Glossaren von A. Petri und Th. Wolf zutage tritt, zeigt die größten Unterschiede gegen den Wortgebrauch Luthers. Aber die Unterschiede zwischen andern Landschaften sind nicht geringer, nur haben sie selten

einen so beweiskräftigen Ausdruck gefunden wie damals in Basel. So hat Konrad Geßner in seinem Mithridates sein Alemannisch dem Schwäbischen gegenübergestellt[1]): spülen briemen, Trüsch Ruppet, Kleider Häß, losen horchen, Anken Schmalz — Butter — das sind Proben von Abweichungen, die nach Geßner zwischen dem Alemannischen und dem Schwäbischen bestehen. Unterschiede zwischen dem Schwäbischen und dem Bayrisch-Österreichischen verzeichnet Wolfgang Lazius in seiner Schrift De gentium aliquot Migrationibus 1557 S. 627[2]). Seine Wortliste ist diese:

Gelten: Quae Austriaci paulo aliter pronunciant: Schaff. — Peyel: Hamer. — Ax: Hakhen. — Scheyren, Tenne: Muoßhaus. — Züber: Amper. — Amman: Ambtman. — Vogt: Pfleger. — Schulthays: Richter, Haubtman. — Medlen: Diernle. — Khueffer: Pyndter. — Schenkhl: Fuoß. — Faußt: Hand. — Hembt: Pfayten. — Gurren: Merhen oder Gumel. — Pfitzen: Moß. — Wayr: Teicht. — Haßlich: Scheitlich. — Antlitz: Angesicht. — Saugen: Detten. — Ammen: Amel. — Lützel: Wenig. — Lågen, Gukhen: Gaumen. — Pas: Maumb. — Geschwaig: Schwågerin. — Zornig: Greynig oder Haderich.

Es kann nicht die Aufgabe dieses Buches sein, alle Gegensätze im deutschen Wortschatz des 16. Jahrhunderts aufzudecken. Die vorgeführten Wortlisten werden genügen. Sie vergegenwärtigen dem aufmerksamen Leser den Fortschritt, der seit dem 16. Jahrhundert gemacht ist. Statt der endlosen Buntheit haben wir heute einen verbindlichen Wortgebrauch. Was im 16. Jahrhundert gestattet war, verpönte die Folgezeit. Die ernste Bibelsprache wie jedes Werk, das ernst genommen sein wollte, meidet fortan Wörter wie Imme für Biene, bidmen für beben, Häß für Kleider, Künykel für Kaninchen, Hünckel für Küchlein, Lefze für Lippe, Plätz für Fleck. Nicht als ob es an oberdeutschen Wörtern in unserer Einheitssprache fehlte, aber der Grundton und die Hauptmasse

[1]) Vgl. Socin, Schriftsprache S. 292.
[2]) Ebenda S. 267.

ist entschieden mitteldeutsch. Es ist das ein Hauptunterschied gegen die höfische Dichtersprache des Mittelalters, deren Wortschatz oberdeutsches Gepräge hatte. Den mitteldeutschen Grundton der Neuzeit kennzeichnen Wörter wie beben, bunt, Ekel, fühlen, Grenze, Hain, Hälfte, harren, Heuchler, Hügel, Kahn, Kaninchen, Kelter, Lippe, prüfen, schmücken, Splitter, spotten, Stachel, schwelgen, Träne, Ufer, Ziege und Wortformen wie Stoppel oder verschlingen. Solche mitteldeutsche Wörter vereinigt Luthers deutsche Bibel. Dürfen wir diese mitteldeutsche Grundfarbe unserer Schriftsprache von Luthers Bibel unabhängig erklären? Wenn man die Entstehung unserer Schriftsprache mit Schriftwerken erklären will, wer wird uns dann ein anderes Buch namhaft machen, das von Mitteldeutschland aus die Vereinheitlichung unseres Wortschatzes hätte anbahnen können? [1])

7. Niederdeutsch und Hochdeutsch.

Der Name 'Deutsch' gilt, wie für alle Mundarten, so auch für die niederdeutschen. Erst mit dem 16. Jahrhundert kommen genauere Bezeichnungen auf, die durch den Gegensatz von hochdeutsch, oberländisch, oberdeutsch und obersächsisch angeregt sind. Man spricht zu Luthers Zeiten von niederländischer, niedersächsischer Sprache und besonders gern von sassischem Deutsch (sassesche Düdesch, nedersassiske Sprake), um das Deutsch der

[1]) Solange ein Luther-Wörterbuch fehlt, können wir den Umfang des Sprachschatzes, über den der Reformator verfügt hat, nicht überschauen und beurteilen. Es verdient aber Beachtung, daß schon zu Luthers Lebzeiten eines seiner Lieblingswörter den Eingang in unser frühstes nhd. Wörterbuch gefunden hat. Erasmus Alberus 1540 Novi dictionarii genus S. Q q I b bemerkt zu dem ursprünglich nur mitteldeutschen Adverb traun: „Haec vocula habet quandam in se emphasim et energiam, qua libenter D. M. Luth. utitur; nam in loco adhibita ornat orationem additque gratiam, nec scio, an habeamus latinam vocem, quae huius significationem assequatur."

nördlichen Landschaften von den hochdeutschen Mundarten zu unterscheiden. Landschaftlich redet man gelegentlich auch von der pommerschen, der holsteinschen und der westfälischen Sprache.

Daß die niederdeutsche Lautstufe einmal durch ganz Deutschland gegolten hat und daß sie nach und nach vor den neu erstehenden hochdeutschen Sprachgesetzen zurückgewichen ist, das war eine der ältesten Entdeckungen in der deutschen Sprachwissenschaft. Schon das 16. Jahrhundert zweifelte nicht daran. Eine Beobachtung lehrte bereits damals, daß das Niederdeutsch eine aussichtslose Sprachstufe sei, der das mächtig voranschreitende Hochdeutsch stetig Raum abgewinne. Schon in jener Zeit wußte man, daß Halle einst niederdeutsche Urkunden ausgestellt habe, aber gänzlich hochdeutsch geworden sei. Vom 14. Jahrhundert an hat sich tatsächlich die mitteldeutsche Sprachgrenze von Süden nach Norden vorgeschoben.

Die ganze Bewegung der Lautverschiebung war von Süden nach Norden vorgedrungen, anfänglich mit großer Schnelle, dann aber kraftlos und matt. Halle und Merseburg sind die äußersten Punkte des Niederdeutschen um 1300. In Merseburg vollzieht sich der Übergang zum Mitteldeutschen bereits 1340. In Halle herrschen bis etwa 1390 niederdeutsche Urkunden, um 1477 ist Mitteldeutsch auch hier die maßgebende Sprache, während das Niederdeutsche nur noch kümmerlich in den unteren Schichten der Bevölkerung lebt. Mansfeld, Walkenried, Eisleben, Kölbick sind niederdeutsche Orte, die aber im 15. Jahrhundert mitteldeutschen Lautstand annehmen und in ihren Urkunden durchführen. Im Beginn des 16. Jahrhunderts dringt das Mitteldeutsche bis in den Sprengel von Magdeburg vor.

Der Grund dieser ganzen Bewegung ist unbekannt. Es beruht auf einem natürlichen Vorgang in der Volkssprache, nicht aber auf literarischem Einfluß, daß in einem bestimmten Gebiet die niederdeutschen t k p der mitteldeutschen Norm der Verschiebung folgen. Jedenfalls hat der Lautwandel schon vor

der Reformation und durchaus unabhängig von ihr stattgefunden. Vielleicht ist er durch den Umstand begünstigt worden[1]), daß jene Landschaft stark mit einst slavischen Volksteilen durchsetzt und darum weniger widerstandsfähig war. Man rechne dazu, daß gerade auf demselben Boden auch Angeln gewohnt hatten, die bis etwa ins 11. Jahrhundert ihrer alten eigenartigen Sprache treu geblieben waren. Es war mithin ein Landstrich, der durch Stammesmischungen Geschmeidigkeit und Nachgiebigkeit seiner Sprache erlangt hatte.

Dazu kommt noch, daß seit alter Zeit Niederdeutschland im allgemeinen der benachbarten Mundart Mitteldeutschlands sprachliche Zugeständnisse gemacht hatte. So hat im höfischen Zeitalter (um 1190) ein aus dem Hildesheimischen stammender und am Braunschweigischen Hofe Heinrichs des Löwen lebender Ritter namens Eilhart von Oberge unsere älteste Tristandichtung in mitteldeutscher Mundart abgefaßt. Auch haben die niederdeutschen Mundarten früh aus den benachbarten hochdeutschen Landschaften Wortgut erborgt. Seit dem Beginn der Buchdruckerkunst begegnen in alten Drucken wie in lebender Mundart Wörter von unzweifelhaft hochdeutschem Lautgepräge wie ganz, reizen, Götze, schwatzen, trotzen, Herz, Schmerz, Filz, Runzel, Ränzel, Schatz, Glanz, zieren, Zorn, spitz, Ziege, Kreis, tanzen, zittern, Würfel. Ja, vereinzelt übt das Hochdeutsche in niederdeutschen Gebieten sogar auf die Wortformen Einfluß: wir treffen in verschiedenen Drucken das neutrale -s, wie in alles, eines, blindes, oldes, liebes, auch etwas, wo wir im Auslaut niederdeutsches t erwarten müßten.

So wird es begreiflich, daß mit dem Beginn des 16. Jahrhunderts einzelne plattdeutsche Städte in den höheren Gesellschaftsklassen bereits dem Hochdeutschen weiteren Spielraum gaben. Nur denke man dabei nicht an gutes, reines Hoch-

---

[1]) Tümpel, Paul und Braunes Beitr. VII 19.

deutsch. Es ist eine sonderbare Mischsprache, die wir da sehen[1]). Über die Sprachverhältnisse von Magdeburg, wo allerdings die Mundart heute fast ganz verschwunden ist, sind wir durch den Pastor Georg Torquatus (eigentlich Halsband, gest. 1575) unterrichtet, der seine 1569 begonnene Selbstbiographie in einem furchtbaren Mischmasch von Meißnisch und Niederdeutsch verfaßt hat: da wechseln Sätze wie 'ick hebbe de Schole besocht' mit solchen wie 'ich lebe dir mit Mund, Herz und Tat'. Aber er strebt dem Meißnischen zu: diesem muß das heimische Niedersächsische immer mehr angeglichen werden, die zukünftigen Staats- und Kirchendiener soll man von Kindheit an mit der Schönheit des Meißnischen vertraut machen[2]).

Für die Mark Brandenburg hat der Hamburger Geschichtsschreiber Albert Krantz in seiner „Saxonia" (gedruckt 1520 nach dem 1517 erfolgten Tode des Verfassers) das Vordringen des Hochdeutschen beklagt, das er den „principibus Franci generis" zur Last legt: „Es heben itzt auch an die unsrigen sich zu befleißigen den öberen Deutschen ihr Kirren nachzureden[3])." Ein vereinzeltes Zeugnis für den frühen Gebrauch des Hochdeutschen liefert die Lebensbeschreibung des Pommers Sastrow (I 65) zum Jahre 1528: er erzählt, der Greifswalder Bürgermeister Vicke Bole habe im Rausch gern hochdeutsch geredet[4]). Und so er-

---

[1]) Vgl. K. Böttcher, Das Vordringen der hochdeutschen Sprache in den Urkunden des niederdeutschen Gebietes vom 13.—16. Jahrh. (Dissert. Berlin 1916).

[2]) Vgl. R. Loewe, Die Dialektmischung im Magdeburgischen Gebiet (Ndd. Jahrb. 14, 16—18 v. Jahre 1888), sowie Borchling im 37. Beiheft des Allgem. deutsch. Sprachvereins (1916) S. 207 (auch schon Tümpel, Beitr. 7, 99).

[3]) Saxonia lib. I cap. I: „nostris in Marchia ea ratio est ut studeant suis iam principibus Franci generis, et in superiori Saxonia Misnensibus veri Saxones linguam coaptant" (Agathe Lasch, Geschichte der Schriftsprache in Berlin bis zur Mitte des 16. Jahrhs. Dortmund 1910 S. 9).

[4]) Kretschmer, Wortgeographie der hd. Umgangssprache S. 47.

eifert sich 1582 der Lexikograph Chytraeus gegen alle, die ihr Platt mit Brocken anderer Mundarten mischen und es dabei doch zu keiner reinen Sprache bringen [1]). Ein Reaktionär anderer Art ist der Hamburger Pastor David Wolder, der 1596 eine eigene plattdeutsche Bibelübersetzung veröffentlichte. Er habe in den 19 Jahren seiner Seelsorge wahrgenommen, daß die frühere plattdeutsche Bibel zum Teil gegen der sächsischen Sprache freie Natur und Art gezwungen und seltsam in aller vernünftigen Niedersachsen Ohren klinge: „So hebbe ick in alle mynem arbeyde, dat ick disser Bibel halven gehadt, darhenne gesehen, dat wy de rechte purreyne Sassische sprake, mit der Misnischen edder Oldtfrenkischen unde Ukerwendischen sprake unvermenget, darinne müchten hebben unde lesen [2])."

Dieses zwielichte [3]) Deutsch ist dem vergleichbar, das wir auf schweizerischem Boden kennen gelernt haben. Da treffen wir in demselben Schriftstück oder Druck Hoch- und Niederdeutsches in buntem, regellosem Gemisch. Der Pommer Bugenhagen schreibt an den Hamburger Magistrat einen hochdeutschen Brief, in dem scriben für schreiben, edder für oder begegnet; umgekehrt enthält seine niederdeutsch geschriebene Kirchenordnung von Braunschweig zahlreiche hochdeutsche Wortformen. Überall auf niederdeutschem Sprachgebiet begegnen solche Mischverhältnisse, die wir durch eine Probe aus einer antireformatorischen Flugschrift von Goslar 1521 veranschaulichen wollen [4]):

---

[1]) Burdach, Einigung der nhd. Schriftsprache S. 16.

[2]) Socin, Schriftsprache S. 221 und Beese, Die nhd. Schriftsprache in Hamburg (Schulprogramm Kiel 1902) S. 22.

[3]) Fr. Zarncke hat diese Bezeichnung eingeführt in seinem Cato und Narrenschiff.

[4]) Klageschrift S. Stephani. Sie scheint verloren gegangen zu sein, so daß ich sie nur nach Trumphs Goslarischer Kirchenhistorie (Goslar 1704) S. 13 anführen kann.

Taffeln und Bilde haben sie gerissen dahl,
Sanct Eigennutz haben sie lassen stahn:
den beten sie mit Wuchardus heutiges Tages an.
Mit den silbern Götzen haben sie gedrefen ihren Spott,
so lange das sie die kriegen unter ihren Rock
und haben sie gethan in den Bann,
damit daß sie sie brachten davan.
Damit rahmen sie de Dohr, dat dar hett ein Loch usw.
Dat moste sin altohmal Fantasei usw.
Man sagt, daß haben die gethan,
die das Gottes Wort wolten vorstan.
Die sich Gottes Worts thun beräumen,
der wir etlich wollen thun noimen.
Dei erste heit Hans Nawen:
bei stack dat silvern Wirckfatt in de Mawen.
Da wonet ock einer nich withen,
bei dede mit de sülvern Catharinen derglicken usw.

Wir mögen solche Mischung von Hoch- und Niederdeutsch, solches Messingisch [1]) lächerlich finden, aber unstreitig ist dadurch ein endgültiger Übergang zum reinen Schriftdeutsch vorbereitet und angebahnt. Und wir dürfen daher den Magdeburger Pastor Torquatus nicht verurteilen, der selbst solch zwielichtes Deutsch schreibt und zugleich andere dafür begeistern will.

Aber in den Drucken überwiegt dieses Messingisch nirgends. Überall herrscht bis auf Luther uneingeschränkt ein leidlich

[1]) Aus der Bedeutung des Meißnischen für Norddeutschland während der Zeit von ungefähr 1550—1770 erklärt sich die ndd. Bezeichnung 'missingsch' oder 'messingisch' für ein ndd. gefärbtes Hochdeutsch. Aber dieser Wortgebrauch ist erst am Ende des 18. Jahrhs. zu belegen; vgl. Dähnert 1781 Plattdeutsches Wörterbuch nach der Pommerschen und Rügischen Mundart S. 308: „He sprekt so missinksch sagt man von einem, der die Worte nicht recht zu finden weiß, und ein Gemisch aus mancherley Sprachen macht". Vgl. auch Collitz Ndd. Jahrb. 37, 113 und Borchling im Ndd. Korrespondenzbl. (1913) 34, 2 und im 37. Wissenschaftl. Beiheft der Zeitschr. des Allgem. deutsch. Sprachvereins (1916) S. 193 ff. (vgl. auch A. Götze in den Grenzboten 1917 S. 314).

richtiges Niederdeutsch, das sich von hochdeutschem Lehngut allerdings nirgends ganz frei halten kann. Ein reiches Schrifttum in niederdeutscher Sprache ist aus jener Zeit erhalten geblieben, das Schellers „Bücherkunde der sassisch-niederdeutschen Sprache, hauptsächlich nach den Schriftdenkmälern der Herzogl. Bibliothek zu Wolfenbüttel entworfen“ (Braunschweig 1826), sowie „Mecklenburgs altniedersächsische Literatur“ (3 Bände von C. M. Wiechmann, Schwerin 1860—1885) veranschaulichen, aber nicht erschöpfen [1]. Wie eingewurzelt die Mundart war, zeigt sich auch darin, daß hochdeutsche Werke nur in niederdeutscher Übersetzung Eingang und Verbreitung in Niederdeutschland finden konnten, wie z. B. Sebastian Brants Narrenschiff von 1494 schon 1497 eine niederdeutsche Bearbeitung erfahren hat. So war es naturgemäß vor Luthers Auftreten. Aber auch noch etwa 50 Jahre nach dem Beginn der Reformation treffen wir niederdeutsche Übersetzungen hochdeutscher Werke an.

Luthers Neues Testament erscheint von 1523 an in 15 niederdeutschen Ausgaben. Auch Emsers Neues Testament wird (1530) niederdeutsch bearbeitet [2]. 1522 erscheinen Joh. Taulers Sermones in einer niederdeutschen Übersetzung zu Halberstadt, 1565 zu Frankfurt. 1528 gibt Agricola seine Sprichwörter in niederdeutscher Sprache heraus. Auf mehrfache Aufforderung hin übersetzt 1542 Ludwig Dietz in Rostock Sebastian Francks Büchlein „Vom Laster der Trunkenheit“, da die hochdeutsche Ausgabe „der Sprake halven dem gemeinen Mann unverständig,

[1]) Zahlenmäßige Nachweise über den Umfang des niederdeutschen Buchdrucks gibt Bruno Claußen in seinem Aufsatz „Niederdeutsche Drucke im 16. Jahrh.“ im Zentralblatt für Bibliothekswesen 29, 201.

[2]) Zur Geschichte der ndd. Bibel vgl. J. M. Goeze, Versuch einer Historie der gedruckten niedersächs. Bibeln vom Jahre 1470—1621 (Halle 1775). Über Bugenhagens Verhältnis zu den ndd. Ausgaben von Luthers Neuem Testament vgl. K. E. Schaub, Über die ndd. Übertragungen der Lutherschen Übersetzung des N. T., welche im 16. Jahrh. im Druck erschienen (Greifswalder Diss. 1889). Über die ndd. Ausgabe von Emsers N. T. vgl. Claußen im Ndd. Korrespondenzbl. (1917) 36, 8.

na Vermöge mit Hülpe etliker guden Fründe in düsse sassische Sprake" [1]). Ebendort erschien 1553 als Übersetzung aus dem Hochdeutschen „Eyn kleyn averst ser schon und nödigh stücke vam Predigamt". So wurde auch noch 1557 ein 'Trostbüchlein' „aus hohem Deutsch in unsere sächsische Sprache gebracht": „Nademmale de overländesche Sprake einem ideren nicht so lichtlik to verstande is alse unse egen angebaren Sprake" — so äußert sich der Übersetzer [1]) — „so hebe ick it for nütte und der Möje wol wert geachtet, up dat velen einfoldigen Christen darmit gedenet worde, dat sülve Bökeschen in unse sassesche Sprake to transfereren".

Überhaupt was für ungebildete Laien bestimmt ist, tritt in der Volkssprache auf, auch als das Hochdeutsche bereits seinen Einzug in Niederdeutschland gehalten hat. Das gilt z. B. von dem in Bremen 1582 gedruckten Büchlein „De vyff Hövetstücke des Catechismi Sampt Etliken und notwendigen fragen und antworten So vor kleine Kinder un schlicht einfoldige lúde mógen gedrucket werden, de dar andere lenge uthlegginge nicht vaten noch beholden können". Das gilt auch von der schriftstellerischen Seelsorge des Rostocker Predigers Nic. Gryse: „Spegel des Antichristischen Pawestdoms und Lutherischen Christendoms, Van Ordenung der V Hövetstücke unsers H. Catechismi unterscheiden. Darinne de lögenhafftige Lere des Römischen Pawestes und syner Jesuwiter uth eren Bökeren klerlick geapenbaret unde gründtlick wedderlecht. Ock dargegen de Warhafftige Lutherreine Christlyke Lere kortlyken entdecket unde eintfoldigen uth Gades Worde bekrefftiget wert" 1593 — „Wedewen Spegel darinne klerliken gesehen und eigentlick erkandt wert eine rechte Godtfrüchtige und ock eine Godtlóse Wedewe" 1596 — „Leien Bibel In Hundert Fragen unde Antwordt unterscheden und in III Deele gedelet" 1604.

Die Bibel und das Neue Testament werden in niederdeutscher

[1]) Wiechmann I 187; II 13 und 25.

Sprache zum letztenmal gedruckt in Stettin 1604, in Lübeck 1615, in Hamburg 1620, in Goslar 1621. Solche Zahlen beweisen aber, daß wir den eigentlichen Sieg der hochdeutschen Schriftsprache früher ansetzen dürfen. Gesangbücher, Katechismen, biblische Texte müssen dem Bedürfnis auch der wenigst Geschulten entsprechen und entgegenkommen, großenteils auch der ländlichen Bevölkerung dienen. Die Bewohner der Städte und zumal die gebildeten Klassen haben sich natürlich weit früher der fremden Schriftsprache anbequemt.

Während der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts begegnen nicht selten Druckwerke, die aus dem Niederdeutschen ins Hochdeutsche übertragen sind. Schon 1538 wurde die niederdeutsch geschriebene pommersche Chronik des Thomas Kantzow, die gewiß im wesentlichen für niederdeutsche Leser bestimmt blieb, ins Hochdeutsche übertragen, offenbar weil das neue Deutsch für feiner galt. 1543 erscheint niederdeutsch in Rostock eine Schrift „Van Lof und Unschuld der Frouwen" und wird noch im selben Jahre ebendaselbst „aus pommerischer Sprach in meißnische gebracht"[1]. Zahlreiche Auflagen erlebte seit 1544 der 1498 erschienene niederdeutsche Reynke de Vos in einer hochdeutschen Bearbeitung Michael Beuthers. Durch den Hamburger Geistlichen Äpinus wurde im Jahre 1548 ein Büchlein „Bekentnisse und Erkleringe up dat Interim" veröffentlicht, das 1549 in einer hochdeutschen Übertragung erschien. 1563 wird die Braunschweigische Kirchenordnung, die der Pommer Bugenhagen 1528 in niederdeutscher Sprache verfaßt hatte, im Auftrag des Magistrats hochdeutsch ausgegeben. Ein wertvolles Zeugnis liefert in dieser Richtung ein Magdeburger Geistlicher Johann Pomarius (Baumgarten), der eine ältere niederdeutsche Chronik, die 1492 zu Mainz erschienen war, unter dem Titel „Chronica der Sachsen und Niedersachsen" 1588 „in die meyßnische oder oberlendische sprache versetzte". Im Vor-

[1] Wiechmann I 138. 230.

wort sagt er über sein Werk: „Wann es gleich widerumb in sechsischer sprachen ausgegangen were, würde doch damit dem wenigsten teil in Deutschland gedienet sein. So sind auch jetzo an vilen örten in Sachsen die meisten, beyde an manspersonen und auch von jungfrauen und frauen dermaßen an die meißnische sprache gewenet, das nunmer alhier [in Magdeburg] und an mereren örtern gemeinlich meißnische und wenig sechsische bücher gelesen werden, welches one zweifel daher kömmet, daß die kinder nicht allein in knaben, sondern auch in jungfrauenschulen an die meißnische sprache gewenet werden und diese sprache auch am meisten in der kirche gebrauchet wird, daher denn in Sachsen beyde die sechsische und meißnische sprache bekannt ist [1])."

So wird auch im Jahre 1599 Joh. Petersens Holsteinische Chronik, die 1577 in niederdeutscher Sprache erschienen war, durch Dräuer ins Hochdeutsche übertragen: „Es ist diese Chronik anfänglich in sächsischer Sprach beschrieben und von vielen ratsam erachtet, daß sie itzt zum andern Mal in hochdeutscher Sprach ausging, damit sie an allen Orten teutscher Nation gesehen und gelesen werden möge". Der Übersetzer

[1]) Das Zeugnis des Pomarius verträgt sich leidlich mit den oben S. 119 beigebrachten Äußerungen des Magdeburger Pastors Torquatus. In Übereinstimmung damit steht es auch, daß Magdeburg in den beiden letzten Jahrzehnten des 16. Jahrhunderts weit mehr hochdeutsche als niederdeutsche Bücher druckte: zwischen 1581 und 1590 19 niederdeutsche und über 55 hochdeutsche Drucke, zwischen 1591 und 1600 20 niederdeutsche und über 83 hochdeutsche Drucke, während es in den beiden ersten Jahrzehnten des 16. Jahrhunderts nur niederdeutsche und keine hochdeutschen Drucke aufweist. So bewegt sich am Ende des 16. Jahrhunderts der bekannte Verfasser des Froschmeuseler, Georg Rollenhagen der Ältere, als Magdeburgischer Schriftsteller durchaus in hochdeutschem Gewand, und es wundert uns nicht, daß er 1603 griechische Anekdoten „in unser gewöhnliches Teutsch" übertrug und damit hochdeutsch meinte. Vgl. Claußen im Zentralbl. f. Bibliothekswesen 29, 209 und Socin, Schriftsprache und Mundart S. 32.

bittet, „das schlechte einfältige Teutsch ihm als einem unerfahrenen zum besten zu wenden".

Wie die Schweizer suchen also auch die Niederdeutschen an der gemeindeutschen Literatur teilzunehmen und dem Streben des Jahrhunderts zu huldigen, die Wirkungen der Druckwerke nicht durch die heimatliche Mundart einzuengen. Die meißnische Nachbarmundart ermöglicht einen weitreichenden Erfolg. In Oberdeutschland war die Sprache der mitteldeutschen Landschaften verständlich, aber das Niederdeutsche war dort unbekannt. Im 15. Jahrhundert wurden in südlichen Kanzleien, sogar in Frankfurt a. M., niederdeutsche Schriftstücke vor der amtlichen Verlesung erst übersetzt [1]).

An diesem Umschwung, den wir in dem Verhältnis von Hochdeutsch und Niederdeutsch beobachten, hatte die kirchliche Reformation einen hervorragenden Anteil [2]). Wie in den oberdeutschen Landschaften, so fand auch in Niederdeutschland Luthers Schriftstellerei begeisterte Aufnahme.

Selbst ein Mitteldeutscher seiner Abstammung nach [3]), lebte und lehrte er in einer an der Sprachgrenze gelegenen Stadt, in der das Meißnische herrschte, aber auch zahlreiche Vertreter der niederdeutschen Zunge nicht fehlten. Der Ruhm der jungen Universitätsstadt führte auch Studenten der Theologie aus Norddeutschland nach Wittenberg, und der mit der Reformation aufblühende Bücherdruck machte einen Zuzug von Druckern und Setzern nötig, die mit dem Niederdeutschen vertraut waren. Für das ganze Jahrhundert lieferten Wittenberger Druckereien 114 niederdeutsche Drucke, wovon allein 54 auf die Jahre 1523—1530 kommen, während vor 1523 kein niederdeutscher

[1]) Wülcker, Germania 28, 196.

[2]) Vgl. Conr. Borchlings Aufsatz „Der Einfluß der Reformation auf die ndd. Sprache" in den Mitteilungen aus dem Quickborn 11 Heft 1 S. 2—8.

[3]) Eisleben war durch das 15. Jahrh. im wesentlichen schon hochdeutsch geworden (Tümpel, Beitr. VII 23).

Druck von Wittenberg ausging [1]). Die glückliche Lage der Stadt an der Sprachgrenze kam unserm Reformator und seinem Lebenswerk zugute, weil beide Literaturdialekte ihn dauernd umgaben. So hat auch in Luthers Häuslichkeit hochdeutsch und niederdeutsch abgewechselt. Die Kinder haben mit dem Gesinde wohl plattdeutsch gesprochen, wenn es in den Tischreden heißt: „Magdaleniche Luther dixit: Des kelbiches mutter hatt in stal geschitten. Lutherus dixit: Wie gutte bossen reyssen die kinder!" Offenbar vom Kinderspiel auf den Gassen Wittenbergs entnimmt Luther den Satz in den Tischreden: „Quid ergo est mea sapientia ad Dei? Ideo libenter volo esse stultus, und wollen uns fangen lassen und gegreppen geben". In den Tischreden charakterisiert Luther einmal die Sachsen mit ihrer eigenen Sprache: „Die Sachsen sind ganz unhöflich; sie geben weder Speise noch Trank noch auch nur ein paar freundliche Worte, sagen vielmehr: Life gast, ick wed nit, wat ick jhu gefen sal; dat wif is nit doheim, ick kan jhu nit herbrigen". So gilt von Wittenberg bei Luther der niederdeutsche Volksreim „Ländiken Ländiken, du bist ein Sändiken". Und so war Luther selber des Niederdeutschen mächtig. Das beweisen zwei Briefe in niederdeutscher Mundart, die er am 9. Mai 1528 nach Kiel gesandt hat. So konnte er auch durch Einmischung von Plattdeutsch in sein Hochdeutsch komische Wirkung erzielen, wie in der Schrift „Verantwortung der aufgelegten Aufruhr von Herzog Georgen" (Leipzig 1533 B III b): „Ei lieber, dat is scarp, doch nicht dat skerpste" [2]).

---

[1]) Claußen a. a. O. S. 206 und Johannes Luthers Aufsatz „Der Wittenberger Buchdruck in seinem Übergang zur Reformationspresse" in den Lutherstudien zur 4. Jahrhundertfeier d. Reformation (1917) S. 261—282.

[2]) Über Wittenberg vgl. Stosch in der Zeitschr. f. deutsche Wortforschung V 221. — Die Stellen aus den Tischreden Luthers in der Weimarer Ausg. hrsg. von Kroker II 16 Nr. 1265; II 120, 1 f. (freundliche Nachweise von A. Götze) und bei Kroker, Luthers Tischreden in der

Unmittelbar an der Sprachgrenze gelegen, stellte Wittenberg dem Reformator gleichsam von selbst die große Aufgabe, auf Niederdeutschland Rücksicht zu nehmen, und in der Tat ist er bei der Wortwahl von dem wichtigen Gesichtspunkt geleitet worden, daß ihn Ober- und Niederländer gleichmäßig lesen und verstehen sollten. Ein großer Kreis niederdeutscher Freunde und Schüler stand helfend und fördernd neben dem Meister. Durch solche Umstände gewann der Reformator den Norden Deutschlands in kurzer Zeit, und früh schlug seine Sprache hier feste Wurzeln.

Früh werden vor allem die Kirchenordnungen hochdeutsch: wir treffen solche seit 1524 in Magdeburg und 1525 in Königsberg[1]). 1539 läßt der Superintendent Ant. Corvinus in Nordheim eine hochdeutsche Kirchenordnung erscheinen, aber am Schluß gibt der Stadtrat seine Bestätigung in niederdeutscher Sprache. Als im Jahre 1542 eine in Erfurt gedruckte Kirchenordnung für Braunschweig und Lüneburg unter der Herzogin Elisabeth in hochdeutscher Mundart erschien, entstand unter den Pfarrern der Landschaft eine Gegenströmung, die nach einer sächsischen Ausgabe verlangte, so daß derselbe Ant. Corvinus 1544 eine niederdeutsche Ausgabe veranlassen mußte[2]). Das niederdeutsche Vorwort von 1544 gab dem Superintendenten Gelegenheit, seinen Mißmut über die Angelegenheit zu äußern. Seine Worte, die für die Auffassung des Verhältnisses von Hoch- und Niederdeutsch wichtig sind, verdienen hier mitgeteilt zu werden: „Nademmale sick dat meiste deel manck

Mathesischen Sammlung. Leipzig 1903. Nr. 710 (Clemm, Zeitschr. f. d. deutsch. Unterricht 31, 500). — Über Luthers ndd. Briefe vgl. Harzen-Müller in der Zeitschrift „Niedersachsen" (1917) 23, 24.

[1]) Niederdeutsch ist noch z. B. die allerdings in Magdeburg gedruckte Bremische Kirchenordnung 1534.

[2]) Christlike Kercken Ordeninge, Ceremonien unde Gesenge Vor arme ungeschickede Parheren yn dem löffliken Förstendome Hertogen Ericks gestelt unde yn den Druck gegeven. Hannover 1544.

juw so lange her beklaget, se können sick yn der Overlendischen sprake, yn welckerer de uthgeghane Förstlike Ordeninge gedrücket, nicht wol schicken Unde darum me de sülve lever yn Sassisscher sprake lesen wolden, So hebbe ick — juw unde juwen Parkinderen, die sunder twivel ock gerne öhrer moder sprake lever wenn eine frömde hören, tho gude — mit dem Drücker Henningo Rudeno gehandelt, dat he de genömede Ordeninge, sünderlick so veel alse der Kercken Ceremonien belanget, yn Sassisscher sprake noch einmal upgelecht und gedrücket hefft. So gy denn nu nene Entschüldinge, darmede gy juwe nalaticheit lenger smücken kündt, meer hebbet [1])."

Wer vom Standpunkt der Reformation aus diesen Streit betrachtet, wird nicht umhin können, dem Superintendenten Unrecht zu geben. Durch Luthers Vorgehen hatte die Volkssprache den Sieg errungen. Und nun drängte sich eine fremde Sprache auf Kosten der Muttersprache in die Stellung, aus der das Latein eben erst vertrieben wurde. Es war nichts als eine notwendige Folge von Luthers Kampf gegen das Latein, daß sich gerade in der Sprache des Gottesdienstes, zumal in der Predigt, die heimische Mundart noch lange erhielt, als Literatur und Kanzleien bereits der fremden folgten. Es kann ja an Geistlichen nicht gefehlt haben, denen die Gefahr der neuen Sprache für die Volksbildung zum Bewußtsein kam, und es hat in der Tat auch an Übersetzungen von hochdeutschen Reformationsschriften in die heimische Mundart nicht gefehlt. Wichtig ist hier das Zeugnis eines Geistlichen, der mehrfach hochdeutsch geschrieben hatte. Der Hamburger Pfarrer Joach. Magdeburgius erklärt in der Vorrede zu einer 1553 erschienenen niederdeutschen Abhandlung über das Sakrament des Altars, er habe das Büchlein niederdeutsch verfaßt, obwohl Luther und andere Gelehrte „so vele geschreven hebben, dat ydt mynes schryvendes gar weinich bedörffte, doch dewyle ick weth, dat dennoch gar

[1]) Eine verspätete ndd. Kirchenordnung erschien zu Rostock 1557.

weinich van demsülvigen sakramente in desser sprake beth an her geschreven sy, und dat allhyr tho Hamborch vele manne, frouwen und iunkfrouwen befunden werden, de de hochdüdesche sprake wedder lesen noch vorstan können". So hat auch der hamburgische Übersetzer von Melissanders Ehebuch 1600 den Plan gehabt, andere Bücher aus dem Hochdeutschen ins Niederdeutsche zu übersetzen, da vielen die fremde, ausländische Sprache schwer verständlich sei. Aber die Zeit war für ein solches Vorhaben nunmehr zu weit vorgeschritten[1]).

Auf der Kanzel herrscht — so gut wie in den populären Erbauungsbüchern — mit Rücksicht auf die große Masse durch das 16. Jahrhundert beinahe uneingeschränkt die heimatliche Mundart. Als der Hamburger Rat 1528 unsern Reformator um Empfehlung einer Persönlichkeit ersuchte, die Umgestaltung der kirchlichen Verhältnisse der Stadt zu leiten, bat Luther den Kurfürsten um Urlaub für den aus Pommern gebürtigen Boldewan, der zu Belzig Pfarrer war. Ihn hielt Luther für die geeignete Persönlichkeit, „weil er der Sprache und des Landes kundig sei" (Luthers Briefe De Wette III 346). Im Jahr 1530 bat der Rat von Göttingen Luther um Empfehlung von zwei Geistlichen. Luther schlägt im Januar 1531 Basilius und Birnstil vor: jener könne oberländisch und niedersächsisch, dieser sei des Niederdeutschen nicht ganz mächtig, aber leicht zu verstehen, wie auch in Braunschweig hochdeutsche Prediger willkommen seien. In Nordheim[2]) suchten 1584 ein Stadtpfarrer und ein Landpfarrer vor dem Bürgermeister und dem Rat eine amtliche Entscheidung darüber, ob hochdeutsch oder niedersächsisch in der Kirche zu wählen sei.

Erst seit 1600 ist das Schicksal der bisherigen Kanzelsprache unzweifelhaft; fortan verstummt die niederdeutsche Predigt aller-

---

[1]) Beese, Schriftsprache in Hamburg (Kieler Programm 1902) S. 19 u. 22.

[2]) Rud. Hildebrand, Gesammelte Aufsätze und Vorträge (1890) S. 331 nach Hormayrs Taschenbuch f. d. vaterländische Geschichte 29 (1840) 390.

orten. In Bremen vollzieht sich die Neuerung um 1600[1]). In Hamburg[2]), wo nach Lappenbergs Ermittlung im Jahr 1603 der Umschwung zugunsten des Hochdeutschen als Kirchen- und Rechtssprache stattfindet, ist Johann Biester (1628—1664) der letzte Geistliche, der plattdeutsch predigt, und nach Schuppius 'Ehrenrettung' 1659 muß sein Verhalten damals ziemlich vereinzelt gewesen sein. In Pommern waren Schlichtrull († 1647) und Matth. Kempe († 1649) zu Kolberg die letzten Nachzügler. In Flensburg wurde schon seit 1600 hochdeutsch gepredigt und zwar von einem Holsteiner. In Husum wurde 1617 hochdeutscher Gottesdienst eingeführt, und um 1665 hörte man selbst in kleinen Ortschaften Schleswigs kaum noch Niederdeutsch in der Kirche, nachdem seit 1650 der dortige Generalsuperintendent — ein geborener Westfale namens Klotz — nur das Hochdeutsche im Gottesdienst duldete. In den lutherischen Kirchen Ostfrieslands und besonders in Aurich siegte das Hochdeutsche vor dem Altar und auf der Kanzel schon am Ende des 16. Jahrhunderts. In der St. Albanskirche zu Göttingen soll die niederdeutsche Predigt etwa 1630 verstummt sein.

Teilweise ist die Unfähigkeit der Geistlichen, in hochdeutscher Sprache frei zu reden, der wirkliche Grund für ein Fortleben der niederdeutschen Mundart in der Kirche. In denselben Sprengeln, für deren Geistliche 1544 der Superintendent Ant.

---

[1]) Vgl. J. F. Iken, Die niederdeutsche Sprache als Kirchensprache zu Bremen im 16. Jahrh. (Bremisches Jahrbuch XVII) 1895. Über Ostfriesland vgl. L. Hahn, Die Ausbreitung der neuhochdeutschen Schriftsprache in Ostfriesland 1912 S. 63.

[2]) Über Hamburg vgl. Lappenbergs Laurembergausgabe S. 236 und (nach einem gütigen Nachweis des Herrn Dr. F. A. Cropp in Hamburg) Schuppius' Schriften (Hanau 1663) S. 671; über den Pfarrer Kempe s. Martin Ranges Origines Pomeranicae (Colberg 1684) S. 230; über Husum vgl. Pietsch S. 76. Im übrigen s. C. F. Allen, Gesch. d. dän. Sprache in Schleswig I 97 und Joh. Dav. Michaelis, Oratio de ea Germaniae dialecto, qua in sacris faciundis atque in scribendis libris utimur (Göttingen 1750) S. 28.

Corvinus die niederdeutsche Übersetzung einer ursprünglich hochdeutschen Kirchenordnung herausgegeben hatte, fehlte es noch im Beginn des 17. Jahrhunderts fast gänzlich an Geistlichen, die hochdeutsch können. Aber es kann doch wohl keinem Zweifel unterliegen, daß die schriftsprachliche Bewegung, die in der Reformation wurzelt, im ganzen an der protestantischen Geistlichkeit Förderung gefunden hat. Der Erfolg, den Luthers Schriften hatten, wuchs durch die Berufung von Geistlichen, die hochdeutscher Abstammung waren oder auf hochdeutschen Universitäten studiert hatten.

Dazu rechne man den Einfluß der Kanzleien. Wir treffen an niederdeutschen Höfen nicht selten Kanzler von hochdeutscher Herkunft[1]; die beiden von Schöneich am Mecklenburgischen Hofe, Andreas Barby, der Kanzler des Königs Christian III., Adam Thraciger, der Kanzler Herzog Adolfs von Gottorp, waren hochdeutscher Abstammung. Daher vollziehen auch die größeren Kanzleien des niederdeutschen Sprachgebiets noch während des 16. Jahrhunderts den Übergang zur Schriftsprache[2].

Am frühsten ist das Hochdeutsche in Berlin-Köln 1504 durchgedrungen, in Brandenburg zwischen 1515 und 1525[3]. In Königsberg tritt um 1520 der Übergang vom Niederdeutschen zum Hochdeutschen ein. In Pommern gehen aus herzoglichen Kanzleien amtliche Schriftstücke an auswärtige Behörden schon seit dem Beginn des 16. Jahrhunderts in hochdeutscher Sprache aus; aber in Stettin beginnt man um 1534 und in Wolgast um 1543 auch pommersche Verhältnisse in hochdeutscher Sprache

---

[1]) Hegewisch, Schleswigs und Holsteins Geschichte III 79.

[2]) Vgl. Böttcher, Das Vordringen der hd. Sprache in den Urkunden des niederdeutschen Gebiets vom 13. bis 16. Jahrh. (Dissert. Berlin) 1916 S. 79.

[3]) Vgl. Agathe Lasch, Mndd. Grammatik § 4 Anm. 5 und Geschichte der Schriftsprache in Berlin bis zur Mitte des 16. Jahrhs. (Dortmund 1910).

zu beurkunden, und in der Mitte der 60er Jahre ist der Sieg des Hochdeutschen in der Stettiner Stadtkanzlei endgültig [1]). In Mecklenburg sind die herzoglichen Erlasse bis 1542 niederdeutsch, seit 1548 hochdeutsch, doch waren die Beschwerden der Landstände von 1562 noch plattdeutsch. Nachweisbar aber schon seit etwa 1502 finden sich fürstliche Verfügungen auch an niedere Beamte in hochdeutscher Sprache; Herzog Magnus schrieb selbst früh hochdeutsch. In Braunschweig [2]) beginnt die Kanzlei um 1550, in Osnabrück um 1553, in Ostfriesland um 1560 hochdeutsch zu schreiben. In Schleswig-Holstein treten 1533 und 1545 hochdeutsche Urkunden auf, und schon seit 1564 werden die Landtagsakten daselbst hochdeutsch geführt. Im gleichen Jahre wird der Landtag mit einer hochdeutschen Rede eröffnet, und nach 1560 verschwindet das Plattdeutsche als amtliche Sprache dort ganz [3]).

In Hamburg beginnt im Verkehr der Kanzlei mit Behörden des oberdeutschen Sprachgebiets um 1550 das Niederdeutsche zurückgedrängt zu werden, dagegen bleibt es im inneren Verkehr bis etwa 1600 herrschend. So sind die Akten des Obergerichts seit 1603, die Eintragungen im Liber memorandorum

---

[1]) Vgl. Willy Scheel, Zur Geschichte der pommerschen Kanzleisprache im 16. Jahrh. im Jahrbuch d. Vereins f. ndd. Sprachforschg. XX (1894) 57—77.

[2]) Aber nach Schütte (im Ndd. Korrespondenzblatt 1913) 34, 27 herrscht Hochdeutsch in Braunschweiger Testamenten erst seit den 80er und 90er Jahren des 16. Jahrhs.

[3]) Die Angaben über Osnabrück verdanke ich Herrn Staatsarchivar Dr. Herquet in Osnabrück; über Ostfriesland vgl. L. Hahn, Die Ausbreitung der neuhochdeutschen Schriftsprache in Ostfriesland 1912 S. 157; über Schleswig hat C. F. Allen, Gesch. d. dän. Spr. im Herzogtum Schleswig I 95 genauere Mitteilungen gemacht. Anderes bei Bernhardi, Sprachkarte S. 140. Nach Jensen, Versuch einer kirchlichen Statistik des Herzogtums Schleswig (Flensburg 1840) I 26 ist für Flensburg 1650 das Scheidejahr für plattd. und hochd. Kirchensprache, sonst kam noch bis 1679 Plattdeutsch in der Kirche vor.

seit 1605, die Erlasse von 1610 an, die als Bursprake umlaufenden Polizeiverordnungen seit 1614 und die Kämmereirechnungen erst seit 1625 hochdeutsch. In Lübeck vollzieht der Briefverkehr mit hochdeutschen Behörden den Umschwung zum Hochdeutschen seit 1555, aber im Stadtverkehr hält sich wie in Hamburg das Niederdeutsche bis in die ersten Jahrzehnte des 17. Jahrhunderts [1]). Die Sprachverhältnisse Bremens stimmen dazu im allgemeinen. Im Verkehr mit dem Reichskammergericht zu Speyer dringt das Hochdeutsche um 1550 durch, im sonstigen auswärtigen Aktenwechsel um 1555. In der inneren Verwaltung wird mit 1630 das Hochdeutsche alleinherrschend, während Bremische Druckereien seit 1581 überwiegend hochdeutsche Bücher drucken.

Die zweite Hälfte des 16. Jahrhunderts ist denn auch die Zeit, in der Westfalen das Hochdeutsche als Urkundensprache durchführt. In Dortmund hatte schon 1550 Jakob Schöppers Synonymik den Kanzleien die Neuerung anempfohlen mit der Begründung, daß das Ansehen der westfälischen Mundart außerhalb der Heimat sehr gering sei und schon mancher Westfäling hochdeutsch sprechen und reden könne. Doch vollzieht sich der Umschwung der Urkundensprache in Dortmund erst zwischen 1560 und 1610. In Bielefeld tritt die neuhochdeutsche Schriftsprache erst seit den 60er Jahren des 16. Jahrhunderts als Urkundensprache auf; nach 1575 begegnet der Gebrauch des Niederdeutschen in Urkunden nur noch vereinzelt und zum letztenmal 1589 [2]).

---

[1]) Über Hamburg und Lübeck vgl. das mehrfach erwähnte wertvolle Programm von Beese, Die nhd. Schriftsprache in Hamburg; über Bremen vgl. A. Heuser, Die neuhochdeutsche Schriftsprache während des 16. und 17. Jahrhs. zu Bremen (Dissert. Kiel 1912).

[2]) Über Dortmund vgl. E. Schröder, Jacob Schöpper und seine deutsche Synonymik (Marburger Universitätsprogramm 1889) und über Bielefeld H. Tümpel im Jahrbuch d. Vereins f. ndd. Sprachforschung (1894) XX 78—89.

So zeigt denn schon um 1580 auch der äußerste Nordosten des plattdeutschen Sprachgebiets den Übergang von der Mundart zur Schriftsprache. In Livland sind Paul Oberborns vier Predigten von dem Bogen Gottes, 1591 erschienen, vielleicht die ersten gedruckten hochdeutschen Predigten Rigas, ihnen reiht sich Samsons Eingangspredigt vom Jahre 1608 an, 1615 erscheint das erste hochdeutsche Gesangbuch Rigas. In den Schreiben und Verordnungen des Revaler Rats findet sich der Gebrauch der plattdeutschen Sprache noch bis zum Jahre 1561, in den mit den letzten 90er Jahren beginnenden Protokollen wird das Hochdeutsche bereits gebraucht. In Riga kommt bei den Schreiben des Rats die hochdeutsche Sprache schon vor 1561 in Anwendung. Lehrreich ist am Ende des 16. Jahrhunderts das Zeugnis von Brandis in seiner hochdeutschen Ausgabe der Ritterrechte des Fürstentums Esten, die er damit begründet, „daß nunmehr in diesen Landen die hochdeutsche Sprache fast gemein und die liebe adeliche Jugend auch mit Fleiß dazu gewenet wird" [1]).

Dieser verhältnismäßig schnelle Anschluß der niederdeutschen Landschaften an die neue Schriftsprache und die dadurch ausgedrückte Anerkennung der Bedeutung des Obersächsischen erklären uns die obenerwähnte Erscheinung, daß kein Sprachgelehrter für Niederdeutschland Sprachnormen aufgestellt hat, die der heimischen Mundart entsprächen. Nirgends hören wir im 16. Jahrhundert von einem Sprachbüchlein, das auf dem Plattdeutschen aufgebaut wäre, wie das Enchiridion des Schulmeisters Kolroß 1530 (oben S. 92) auf der schweizerischen Mundart beruht. Ebenso vergebens suchen wir nach einem Wörterbuch, das den reichen Schatz des niederdeutschen Sprachstoffs zu heben für notwendig hielte, wie es etwa Josua Maaler 1561 für das schweizerische und Erasmus Alberus 1541 für das mitteldeutsche Sprachgebiet getan hat.

[1]) Wörtlicher Anschluß an Sallmanns Lexikalische Beiträge zur dtsch. Mundart in Estland (Leipzig 1877).

Freilich mußte die Überlegung jedem Einsichtigen sagen, daß die heimatliche Sprache bei dem Überhandnehmen des Hochdeutschen leicht ebenso der Geringschätzung und Verachtung anheimfallen konnte, wie vordem unter der Herrschaft des Lateins. Es hat nicht an Stimmen gefehlt, die den höheren Gesellschaftsklassen die allzu bereitwillige Aufnahme der Schriftsprache verwiesen haben. So hat Krantz gewarnt im Beginn des Jahrhunderts. Wenn aber 1582 Nathan Chytraeus die Vorzüge des Niederdeutschen gegen das Hochdeutsche rühmt, so kann dieses Zeugnis nicht schwer wiegen. Er war ein geborener Oberdeutscher, in Straßburg und Tübingen hatte er seine erste Bildung genossen. Obwohl er nachmals viele Jahre ausschließlich in Niederdeutschland lebte, hat er sich in seinen Werken, zumal in Übersetzungen, nie des Plattdeutschen bedient, sondern wie fast alle Zeitgenossen des Hochdeutschen. Und dieser selbe Mann hatte die Dreistigkeit, in seinem Nomenklator gegen das Hochdeutsche aufzutreten und die in ganz Niederdeutschland bereits anerkannte Literatur- und Kanzleisprache als nicht vorhanden zu betrachten[1]). Als Schulmann könnte man den Verfasser vielleicht entschuldigen: wollte er dem Niederdeutschen die ihm gebührende Stellung im Unterricht sichern — und daß ihm dies gelungen ist, beweisen die dreizehn Auflagen, die sein Nomenklator zwischen 1582 und 1659 erlebte — so hatte er einige Ursache, der niederdeutschen Mundart das Wort zu reden. Aber eine richtige Würdigung der wirklichen Sprachverhältnisse in dem damaligen Niederdeutschland darf man bei ihm nicht suchen. Auch die häufiger erwähnte Stralsunder Schulordnung von 1591 gestattet uns keinen allgemeinen Schluß. Wenn sie gegen Schulausgaben der alten Klassiker Widerspruch erhebt, die, wie die vielbenutzten Virgilausgaben von Frisius,

[1]) Über die Abhängigkeit dieses Büchleins von dem „Onomasticon latino-germanicum in usum scholae Argentoratensis“ des Straßburgers Golius (1578, 1588) vgl. Hildebrand im DWb. V Quellenverzeichnis unter Chytraeus.

hochdeutsche oder gar schweizerdeutsche Anmerkungen[1]) bieten, so ist damit mittelbar bezeugt, daß die neue Schriftsprache auch in den Lateinschulen bereits Eingang gefunden hatte. Eine Braunschweiger Schulordnung von 1596 verlangte denn auch ausdrücklich, daß man die Knaben „zur oberlendischen Sprach gewehne, das sie die Epistolen und Evangelien in derselben Sprach konnen fur dem Altar lesen" [2]). Um die Mitte des 17. Jahrhunderts, als des Chytraeus Nomenklator zum letztenmal erschien, mag auch in den Gymnasien das Hochdeutsche geherrscht haben. Schon seit 1635 wird im Lübecker Gymnasium des Nath. Chytraeus lateinische Grammatik in einer Bearbeitung mit hochdeutschen Erläuterungen benutzt. Und seit 1665 wird in den untersten Klassen des Bielefelder Gymnasiums ein lateinisches Gesprächbüchlein gebraucht, das auch hochdeutsche Wortübersetzungen bietet: Antiquam illam et genuinam dialectum Westphalicam ego nequaquam improbo — so äußert sich der Verfasser — attamen quia omnes eruditi in universa Germania, in scriptis saltem, superioris Germaniae idiomate utuntur, nemo mihi vitio facile vertet, quod ad hoc (idioma) meae fidei commissam juventutem a pueris statim in schola assuefacere constituerim[3]).

---

[1]) Die Stralsunder Schulordnung von 1591 bezeichnet das Schweizerdeutsch mit einem im 16. Jahrhundert auch sonst begegnenden Namen als Idioma Alsaticum. In der zweiten Hälfte desselben Jahrhunderts dürften aus elsässischen Druckereien keine Werke mit dem alten Vokalismus mehr hervorgegangen sein. Wenigstens ist von Konr. Burdach, der die betreffende Stelle anders versteht (Einigung der neuhochdeutschen Schriftsprache S. 18, 20), keine elsässische Schulausgabe eines alten Klassikers beigebracht. Die Zürcher Virgilausgabe des Frisius ist 1561, 1567 und 1581 mit schweizerischem, nachmals (1597 und 1610) mit hochdeutschem Lautstand erschienen.

[2]) Vgl. die „Schulordnungen der Stadt Braunschweig" hrsg. von Koldewey in den Monumenta Germaniae paedagogica I 127.

[3]) Über Chytraeus vgl. Burdach, Die Einigung der neuhochdeutschen Schriftsprache S. 16. Das Bielefelder Lehrbuch führt den Titel Formulae

Wenn die Schule bereits um 1600 dem neuen Schriftdeutsch Eingang verstattet, so muß dessen Sieg naturgemäß früher angesetzt werden. Wie die Predigt, um den ungeschulten Laien verständlich zu sein, an der Mundart gelegentlich festhält, als das Hochdeutsche bereits anerkannt ist, so kann zunächst auch die Schule selbst nicht auf das heimische Platt verzichten. Aber weder Handwerker und Bauern, noch Sextaner und Septimaner von Lateinschulen sind gewichtige Persönlichkeiten für den, der unsere Literatursprache erforscht. Nicht der Tag, an dem das Hochdeutsche seinen Einzug in Schulstuben und Werkstätten gehalten hat, gibt uns den Zeitpunkt, von dem wir für Niederdeutschland den Anschluß an die Schriftsprache zu rechnen haben. Für die Geschicke der neuen Schriftsprache im großen ist es gleichgültig, daß im Jahre 1611 auf Rügen niemand Hochdeutsch verstand, oder daß der Küster Hans Lammert in Ostenfeld bei Husum 1678 von seinem Superintendenten abgesetzt wurde, weil er nur plattdeutsch singen konnte oder wollte. Wer eine niederdeutsche Sprachgeschichte schreibt, muß hierauf Rücksicht nehmen. Wer aber den Einzug der Schriftsprache in das literarische Leben der niederdeutschen Landschaften schildern will, darf an der Literatur selbst nicht vorübergehen — und diese gibt uns eine bündige Antwort auf die Frage, welche Stellung sich das Hochdeutsche schon vor Ablauf des 16. Jahrhunderts erobert hat.

Am entschiedensten und frühsten ist der Bücherdruck in Magdeburg zum Hochdeutschen übergegangen; da erschienen

---

latine loquendi puerilis etc. pro septima et sexta classibus in schola Bielefeldensi (Lemgo 1665). Daß das Niederdeutsche noch lange in den Lateinschulen notwendig bleibt, zeigt der zu Magdeburg 1542 erschienene „Libellus in usum puerorum qui primum exponere discunt conscriptus“ mit lat.-ndd. Glossar (Jahrbuch des Vereins für ndd. Sprachforschung 1880 S. 123); siehe ferner Jellinghaus im Korrespondenzblatt des ndd. Vereins 1886 S. 4. — Murmellius, Selecti versus pro ludo Hannoverano (Rinteln 1629) mischt in den lat. Text hochdeutsche Erklärungen.

zwischen 1541 und 1550 55 niederdeutsche gegen 132 hochdeutsche Drucke (oben S. 125 Anm.). Etwas ungünstiger liegen die Verhältnisse in Hamburg, wo zwischen 1591 und 1600 die Verleger 64 niederdeutsche gegen 55 hochdeutsche Bücher veröffentlichen. Aber in Bremen werden zwischen 1580 und 1600 nur 12 niederdeutsche gegen 40 hochdeutsche Bücher gedruckt[1]). Mit dem Beginn des 17. Jahrhunderts ist dann Norddeutschland endgültig eine Provinz des Hochdeutschen. Zwar behielt das Niederdeutsche auf der Nord- und Ostsee bei Schiffern und Seeleuten seine alte Alleinherrschaft, aber es hatte für alles ernste Schrifttum jede Bedeutung verloren, für die Wissenschaft so gut wie für die Dichtung.

Bereits vor dem Ende des 16. Jahrhunderts blüht das hochdeutsche Schauspiel in Niederdeutschland. Nun ist es für die Stellung der Schriftsprache lehrreich, daß im wesentlichen Bauernszenen sich im heimischen Niederdeutsch bewegen: die Mundart ist nur für die Vertreter der untersten Schichten des Volkes vorhanden. Das zu Rostock 1578 erschienene Spiel des in Güstrow lebenden Rektors Oemeckes (Omichius) von „Damon und Pythias" ist hochdeutsch, aber zwei Bauern und der Wirt reden plattdeutsch. Im Jahre 1593 verwendet Herzog Heinrich Julius von Braunschweig in seinen hochdeutschen Dramen von der Susanna und von einem Wirthe Niederdeutsch zur Charakteristik von Leuten aus dem Volk, läßt aber daneben auch Vertreter hochdeutscher Mundarten in den gleichen Werken zu Worte kommen. Niederdeutsch begegnet noch in den Hirtenszenen von Georg Pondos Komödie von der Geburt Christi 1589. Bauern und Knechte reden in Schoens Comoedia von des Patriarchen Isaacs Freyschafft 1599 in niederdeutscher Mundart. Im Anschluß an Oemeckes Spiel von Damon und Pythias gibt dann auch Bechmanns Bearbeitung von Dedekinds Miles christianus 1604 niederdeutsche

[1]) Vgl. Bruno Claußen im Zentralblatt f. Bibliothekswesen 29, 201 ff.

Bauernszenen. 1606 bietet Jochim Schlues hochdeutsche Comoedia von dem frommen, gottfürchtigen und gehorsamen Isaak niederdeutsche Bauernszenen, freilich daneben auch Niederdeutsch wechselnd mit Hochdeutsch in den Gesprächen der biblischen Hauptpersonen der Handlung. Gabriel Rollenhagen, der Sohn des Dichters des Froschmeuselers, veröffentlicht in Magdeburg 1609 sein Lustspiel „Amantes Amentes d. i. Ein sehr anmutiges Spiel von der blinden Liebe, oder wie mans Deutsch nennet, von der Leffeley: alles nach Art und Weise der jetzigen getroffenen Venus-Soldaten auff gut Sächsisch gereimet". Die vornehmen Träger der Handlung reden hochdeutsch, aber der Knecht und die Magd plattdeutsch. So hat auch 1610 Leseberg in seinem Jesus duodecennis den Bauern Niederdeutsch in den Mund gelegt. Und wiederholt hat Johann Rist komische Szenen in niederdeutscher Sprache in seine Schauspiele verflochten: in die Irenaromachia 1630, in den Perseus 1634, in das Friedejauchzende Teutschland von 1653 und in die Depositio Cornuti von 1655[1]).

In solchen Tatsachen spiegelt sich der Umschwung der Sprachverhältnisse Niederdeutschlands besser wieder als in lokalpatriotischen Äußerungen von Männern, die den Zeitgeist nicht verstehen. Nicht der für Schulen bestimmte Nomenklator des

---

[1]) Diese und andere hochdeutsche Stücke erörtert eingehend die reichhaltige Arbeit von Alfred Lowack 1905 Die Mundarten im hochdeutschen Drama bis gegen das Ende des 18. Jahrhs. (Breslauer Beiträge 7). — Die obigen Stücke bewegen sich in gutem Hochdeutsch wie in gutem Niederdeutsch. Zum ersten Male tritt Missingsch schon ziemlich spät auf in der 1619 in Lüneburg entstandenen und gedruckten ‘Comoedia vom ungerathenen und verlohrenen Sohn’ des Conrectors Locke (Loccius); da redet der plattdeutsche Kutscher folgendermaßen hochdeutsch: „Wir komzen an ein gutzen ort (3,1) — Watz ist es doch? latz mir es wizen — dizen grotschen nem ick ock miz" (3,5); ebenso der Bauer Jasper: „Harzeleve Vekse kamzet balze her us; Harzn Veke, he lert noch wol en bezen, idt sunt ken bockstaven, machstu wezen" (4,6); vgl. Müllenhoff-Scherer, Denkmäler [2] S. 300.

Chytraeus, sondern Demeckes Spiel von Damon und Pythias ist der Gradmesser, nach dem wir die Stellung von Mundart und Schriftsprache in einer niederdeutschen Stadt wie Rostock zu bestimmen haben. Nicht die Braunschweiger Schulordnung von 1596, sondern die Schauspiele des Braunschweiger Herzogs wird der Sprachforscher zu Rate ziehen, der den Sieg der neuen Schriftsprache über die Mundart feststellt. Und die Daten, die sich aus den hochdeutschen Übersetzungen niederdeutscher Werke und aus den Schauspielen ergeben, vertragen sich mit den Schicksalen der Sprache in den Kanzleien. Überall vollzieht sich der Umschwung zwischen 1550 und 1600. Im letzten Viertel des 16. Jahrhunderts ist das Los der Mundart nicht mehr zweifelhaft. Seit 1570 herrscht in dem Schrifttum der niederdeutschen Landschaften fast ausschließlich die Schriftsprache.

Im 17. Jahrhundert sind denn auch die Klagen über das Verschwinden des Plattdeutschen aus den Druckschriften nicht mehr auffällig. Ein Grammatiker — Gebhard Overheide in seiner 'Vermerten teutschen Schreibkunst' (Braunschweig 1668) S. 27 ff. — klagt, „daß es einem niederdeutschen Schreiber nunmehr schwerer fällt, recht niederdeutsch als hochdeutsch zu schreiben und zu lesen". Otto von Guericke, der berühmte Bürgermeister von Magdeburg, scheint in dieser Lage gewesen zu sein: seinen holländischen Geschäftsfreund, den Verleger Jansson von Waesberge, bittet er um hochdeutsche Briefe, da das Niederdeutsche meist aus der Übung sei [1]). So gesteht auch der westfälische Geschichtsschreiber Joh. Tietr. von Steinen, niederdeutsch nur mit Mühe schreiben zu können [2]). Mit großem Bedauern nimmt er den Niedergang des Plattdeutschen und das Überhandnehmen des Meißnischen wahr, obwohl er zweifel-

---

[1]) Hülsse in den Magdeburger Geschichtsblättern XIII 165; Hoffmann, Otto v. Guericke S. 227.

[2]) Versuch einer westfälischen Geschichte (Dortmund 1749) S. 44.

los — wie seine niederdeutsch-meißnische Wortliste beweist — seiner heimischen Mundart wohl kundig ist.

Besonders schmerzlich aber mußte das Zurückweichen des Niederdeutschen jeden berühren, der mit niederdeutschen Drucken aus der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts bekannt wurde. „Jetzt schreiben — so lautet eine Stimme von 1672 [1]) — auch die Hamburger Kaufleute nicht mehr sonderlich niedersächsisch, viel weniger lesen sie es. Wo siehet man jetzund sonderliche niedersächsische Bücher, als vor diesem gewesen und drunten gebraucht worden? Rarissima avis erat, wie ich vergangen aufm Leipziger Trödel eine märkische Bibel antraf. Weiter wer ein wenig gereist hat und in sein Vaterland wiederkommt, der hat flugs diese meißnische Sprache angepacket und mit seiner Muttermilch vertauschet!“ Und ähnlich schildert Micrälius ‘Vom alten Pommerlande’ 1639 die sprachlichen Zustände in einer niederdeutschen Landschaft nicht ohne warnende Worte: „Wir andern Sachsenleute haben nun auch eine Zeit lang an unserer Muttersprache einen solchen Eckel gehabt, daß unsre Kinder nicht ein Vater-Unser wo nicht in hochdeutscher Sprache beten und wir keine pommersche Predigt fast mehr in ganz Pommern hören mögen, weil alles muß hochdeutsch gebetet, geprediget, gesungen, geschrieben, geredet und verabschiedet werden und unser männliches attizisirendes Tau muß allenthalben der sigmatisirenden Sprache weichen.“

Es war für Niederdeutschland also mit einem Worte dahin gekommen, daß ein gelehrtes Deutsch dem gelehrten Latein der mittelalterlichen Kirche auf dem Fuße gefolgt war. Wieder war die angeborene Muttersprache der Geringschätzung und Verachtung verfallen. Die heimische Mundart entweihte — so war der herrschende Glaube — den Gottesdienst, war für den Verkehr des Menschen mit seinem Gotte zu niedrig. Die deutsche Schriftsprache war also an die Stelle der mittelalter-

[1]) Prätorius, Satyrus etymologicus S. 5.

lichen Welt- und Kirchensprache getreten. Nur noch in ländlichen Gemeinden erklingt die plattdeutsche Mundart von der Kanzel, aber wo ein ernsterer und getragenerer Ton herrscht, drängt sich auch hier Hochdeutsches ein, wie in den niederdeutschen Predigten von Jobst Sackmann, der um 1700 in Limmer bei Hannover eine weitreichende Wirksamkeit entfaltete [1]). So dringt auch bei Trauungen das Hochdeutsche durch, aber daneben bleibt in den derben Hochzeitsgedichten jener Zeit das Niederdeutsche noch lange lebensfähig [2]). Wir treffen gleichzeitig Eidesformeln in niederdeutscher Mundart, aber ihre Schlußformel „so wahr mir Gott helfe usw." ist hochdeutsch — ein schlagendes Zeugnis für die Auffassung des Verhältnisses von Schriftsprache und Mundart [3]). Wir würden jedoch undankbar gegen unsere gesamte Kulturentwicklung sein, wenn wir neben dieser zweifellos unwürdigen Stellung der angestammten Mundart hier vergessen wollten, welche großen Segnungen uns die dem Dialekt naturgemäß gefährliche Schriftsprache gebracht hat, indem sie uns das Ideal der politischen Einheit schuf.

Aber aus den Stimmungen, die uns in jenen Worten von Prätorius und Micrälius entgegentreten, begreifen wir den frühen Versuch, den Lauremberg zugunsten des Niederdeutschen

---

[1]) Noch 100 Jahre später empfiehlt Joh. Friedr. Schütze in seinem Holsteinischen Idiotikon 1800 (Vorrede S. VI) den Gebrauch der plattdeutschen Predigt auf dem Land, „vorzüglich in weit von den Städten entfernt liegenden Dörfern" — ein Beweis, daß während des 18. Jahrhunderts das Hochdeutsche immer weitere Fortschritte gemacht hat.

[2]) G. Kohfeldt, Plattdeutsche mecklenb. Hochzeitsgedichte des 17./18. Jahrhs. 1908.

[3]) Vgl. Joh. Dav. Michaelis, Oratio de ea Germaniae dialecto, qua in sacris faciundis atque in scribendis libris utimur in seinem Syntagma Comment. (Göttingen 1750) S. 125. — Ein urkundliches Zeugnis dafür vom Anfang des 17. Jahrhs. aus den Vierlanden findet sich in der Monatsschrift f. die evang.-luther. Kirche im Hamburg. Staat I 164 = Ndd. Korrespondenzbl. VIII (Juli 1883) 25.

unternahm. Schon die um ein Jahrhundert ältere Braunschweig-Lüneburgische Kirchenordnung von 1544, von deren Mundart S. 128 die Rede war, verdankt ihre Entstehung einer Rückkehr zum Platt; jene Bestimmung der Stralsunder Schulordnung von 1591, die ohne die Annahme eines weiten Bereichs der Schriftsprache nicht zu verstehen ist, fließt gewiß aus einer Gesinnung, wie sie später der Mecklenburger Lauremberg zum Ausdruck gebracht hat.

Lauremberg kämpft mit aller Entschiedenheit gegen die ausschließliche Herrschaft des Hochdeutschen in Kirche und Schule, vor den Gerichten und in den Kanzleien, sowie gegen die Geringschätzung seiner heimischen Mundart[1]). Er läßt zunächst einen Lobredner des Hochdeutschen zu Worte kommen, der in hochdeutscher Sprache den Geltungsbereich der neuen Schriftsprache gegenüber der niederdeutschen Mundart charakterisiert:

Ja selbst in ewrem Land, bei ewren Landesleuten,
In allen Cantzelein ist unsre Sprach gemein,
Was Teutsch geschrieben wird, mus alles Hochteutsch sein.
In Kirchen wird Gotts Wort in unsre Sprach gelehret,
In Schulen, im Gericht, wird nur Hochteutsch gehöret;
Ewr eigen Muttersprach ist bey euch selbst unwerth,
Wer öffentlich drin redt, den helt man nicht gelehrt.

Diesem Lobredner des Hochdeutschen stellt sich der Dichter als Verfechter des Niedersächsischen entgegen. Der stete Wandel, in dem die allgemeine Schriftsprache damals begriffen war, ist ihm einer vermeintlichen Gleichmäßigkeit des Niederdeutschen gegenüber ein Zeichen von Unreife, ein Armutszeugnis:

Unse Sprake blifft altidt bestendig und vest:
Als se ersten was, even so is se ock lest.
Juwe verendert sick alle vöfftig Jahr,
Dat könen de Schrifften bewisen klar.

---

[1]) Vgl. W. Braunes Ausgabe von Joh. Laurembergs ndd. Scherzgedichten, Halle 1879; die obigen Verse entstammen dem vierten Gedicht 536—635.

Einer kan mit groter möy kuem dre regen lesen
Van der Spraeck, de domals is im gebrueck gewesen.
Se is so lappisch und so verbrüdisch,
Dat men schier nicht weet, off idt Welsch is edder Düdisch.
Men de Sprake in gantz Neddersaxenland
Blifft unverrückt und hefft bestand.

Diese vermeintliche Einheit der Sprache in ganz Niederdeutschland stellt der Dichter dann in Gegensatz zu den großen Unterschieden in der Sprache der hochdeutschen Landschaften. Und um zu erklären, warum das Niederdeutsche trotz seiner Vorzüge nicht Literatur- und Amtssprache sei, versteigt er sich zu der kecken Behauptung:

Daruth kan men ere Werdicheit mercken:
Denn wat gemeen is an allen örden,
Dat is nicht in sülken Prys und hogen Weerden,
Als wat man nicht hebben kan alle faert.
Veel gemeener sindt Buren als Eddellüde,
Groff Laken werd mehr gedragen als Sammit und Side.
Semmel is nicht so gemeen als Roggenbroed,
Mehr werd gebruekt dat böse als das goet.
Wenn unse Sprake so gemeen weer als juwe,
Jck wolde dar nicht vör upstahn, bi miner truwe.

Die niederdeutsche Bibel wird als Zeuge einer früheren niederdeutschen Literatur herangezogen, vor allem wird der Reineke Voß als kostbare, unerschöpfliche Quelle alter Lebensweisheit gepriesen:

Men heft sick twar thomartert, dat Boeck tho bringen
Jn hochdüdsche Spraeck, men idt wil gantz nicht klingen.
Jt klappet jegen dat Original tho reken,
Als wen men plecht ein stücke vuel Holt tho breken
Edder schmit einen olden Pot jegen de Wand.

Das Niederdeutsche — heißt es weiter — eigne sich auch zur Literatursprache, für alle hochdeutschen Wörter biete es Entsprechungen; der niederdeutsche Wortschatz sei gewiß kein Hindernis gegen die Verwendung der Mundart für literarische Zwecke.

Und doch war auch zu Laurembergs Zeit das Niederdeutsche das pur lautere Sächsisch schon lange nicht mehr, es war auch in den Scherzgedichten mit hochdeutschem Sprachgut gemengt. Schon der Titel der Gedichte verrät in dem Worte Scherz einen Anteil des Hochdeutschen, und durch die Gedichte selbst treten eingebürgerte Fremdlinge (oben S. 118) auf wie ganz, Zier, zieren, putzen, üppig, spitz, schmeicheln. Auch aus dem Hochdeutschen übernommene Wortformen wie die Nominative einer, jener, ein armer, etwas, ein kleines Kind sind Beweise dafür, daß das Hochdeutsche sich so unmerklich vorschob, daß der Lobredner der niedersächsischen Mundart daran keinen Anstoß nehmen konnte. Lauremberg handelt zwar von „vormengder Sprake", aber denkt dabei nur an die alamodische Sprachmengerei der französischen Brocken. Er konnte nicht ahnen, daß sein eigenes Niederdeutsch doch auch an einer Sprachmengerei litt. So ist sein eigener Sprachgebrauch ein wichtiges Zeugnis dafür, wie gefährlich das Hochdeutsche überall das Niederdeutsche bedrohte.

Aus seiner maßgebenden Stellung verdrängt, war das Niedersächsische in der Tat zu einer untergeordneten Stellung verurteilt, und so tritt zur Zeit Laurembergs eine neue Bezeichnung für 'niederdeutsch' auf, in der ursprünglich ein tadelnder Nebensinn lag. Gleich nach der Mitte des 17. Jahrhunderts stellen sich in Norddeutschland die frühsten Zeugnisse für plattdeutsch ein. Es war von Holland herübergekommen, wo es schon im 16. Jahrhundert von der heimischen Volkssprache üblich war. Bei uns bezeichnete es zunächst immer die niedere Volkssprache gegenüber der höheren Umgangssprache, mit dem Nebensinn des nicht Vollwertigen [1]).

So verzweifelt freilich, wie die Darstellung Laurembergs und mancher Zeitgenossen [2]) den Zustand des Niederdeutschen

---

[1]) Vgl. A. Lasch, Beitr. 42, 145.

[2]) Später findet die niederdeutsche Mundart mehrfach Verteidiger; vgl. Bernhard Raupach, De iniusto contemtu atque neglectu linguae

erscheinen läßt, lagen die Dinge denn doch nicht. Dem wirklichen Leben der Mundart schadete die Herrschaft der Schriftsprache zunächst gar nicht. Mochte im amtlichen Verkehr, in der Schule und in der Kirche das Hochdeutsch auch immer weiter vordringen — die Sprache des gesellschaftlichen Verkehrs, die natürliche Sprache des geborenen Niederdeutschen blieb auch über das 17. Jahrhundert hinaus seine Mundart. Die neuere Blüte der niederdeutschen Dichtung, die mit den Idyllen von Johann Heinrich Voß 1781 anhebt und im 19. Jahrhundert in Klaus Groth, Fritz Reuter und John Brinckman ihren höchsten Glanz erreicht hat, wäre nicht zu verstehen, wenn mit dem Umsichgreifen der Schriftsprache die Mundart ganz vernichtet worden wäre.

Noch lange nach 1700 herrschte in den vornehmsten Gesellschaftsklassen der Hansestädte die Mundart. Im Jahre 1727 hielt sich in Bremen ein vornehmer, fein gebildeter Engländer auf, der in den ersten Kreisen der Stadt verkehrte. Seit einer Reise nach Wien mit gründlicher Kenntnis des Hochdeutschen ausgerüstet, war er überrascht, an der Weser nur plattdeutsch zu hören. Daß man ihm aber keine plattdeutsche Bibel oder andere mundartliche Bücher zeigen konnte und daß Hochdeutsch die Sprache des Gottesdienstes, die Sprache des brieflichen Verkehrs war, befremdete ihn so sehr, daß er nach seiner Rückkehr in die Heimat über dieses Verhältnis von Schriftsprache und Mundart in seiner Schrift 'The German Spy' besonders eingehend berichtete[1]). Das Zeugnis dieses Aus-

---

Saxoniae inferioris oder Von unbilliger Verachtung der plattdeutschen Sprache (Rostock 1704). Über Karl Abel (um 1730) vgl. Hofmeister im Jahrb. des Vereins für ndd. Sprachforschung VIII (1882) 1 ff.

[1]) Duntze, Gesch. d. Stadt Bremen III Vorwort S. 23. Der genauere Titel des englischen Buchs ist 'The German Spy or Familiar Letters from a Gentleman on his Travels thro' Germany to his friend in England' etc. (2. Aufl. 1740 S. 52). Nach dieser 2. Ausgabe erschien in Lemgo 1764 eine deutsche Bearbeitung 'Der deutsche Kundschafter',

länders ist um so wichtiger, als mit dem Aufblühen des hochdeutschen Schrifttums in den Seestädten die einheimischen Schriftsteller eifrig bedacht waren, ihren gesellschaftlichen Kreisen eine vollendete Aneignung der Schriftsprache beizulegen. Wenn Brockes daher in Weichmanns 'Poesie der Niedersachsen' (1725) I 4 behauptet, daß Hochdeutsch damals auch die Sprache aller feinen Gesellschaften gewesen sei, so wird uns dieses Zeugnis weniger gelten als der unbestochene Bericht des Engländers.

So blieb das Niederdeutsche nicht bloß die angestammte Volkssprache, sondern auch die Haussprache vornehmer Kreise in den größeren Städten. Wir haben für Pommern das ausdrückliche Zeugnis von J. K. Dähnert 1781 im Vorbericht S. 2 seines Plattdeutschen Wörterbuchs nach der alten und neuen Pommerschen und Rügischen Mundart: „Im gemeinen Leben unter uns thut man keinen Schritt mit Sicherheit, wenn man die heutige platte Sprache, wie sie sich überall, wenigstens als eine häusliche Sprache der Vornehmern, als die verständlichste in Handthierungen und Gewerben, und als die geläufigste des gemeinen Mannes erhalten hat, nicht verstehet, und mit dem, was sie besonderes hat, nicht bekannt ist. Fremde, und besonders unsere Schwedischen Mitbürger, die in Pommern ihr Loos finden, erfahren dies bey ihren Militair- sowol als bürgerlichen und Haushaltungs-Geschäfften, und beschweren sich, wenn sie schon mit der Sprache des feineren hochdeutschen Umganges fertig geworden, daß das alltägliche und gemeine des plattdeutschen Pommern ihnen Plage sey, wann kein Dollmetscher zur Hand ist."

Die Lebenskraft der Volkssprache konnte im Glauben ängstlicher Gemüter den Sieg der Schriftsprache vielleicht gefährden, und die in den norddeutschen Landschaften herrschende Zweisprachigkeit hätte schließlich wieder einmal zugunsten des Nieder-

aus der sich Thomas Ledyard, Sekretär des großbritannischen Gesandten Cyrill Wich in Hamburg, als mutmaßlicher Verfasser des German Spy ergibt.

deutschen umschlagen können[1]). Wenn an der Rostocker Hochschule in den ersten Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts die akademische Jugend im täglichen Verkehr nur plattdeutsch sprach, so konnte der aus Mecklenburg stammende Professor Flörke, der selber bis zu seinem 22. Lebensjahr nur plattdeutsch gesprochen hatte — er war ursprünglich Landprediger und wurde später Naturforscher — für Schriftsprache und Bildung fürchten, und er plante daher einen Verein zur Hebung des Hochdeutschen und zur Bekämpfung des Niederdeutschen. Ein öffentlicher Vortrag, den er am 25. Oktober 1824 hielt, und den das Schweriner Freimüthige Abendblatt (1825 Bd. 7 Nr. 321. 322) veröffentlichte, führte den herausfordernden Titel: „Über die Unvollkommenheit der plattdeutschen Sprache und die zu wünschende gänzliche Verbannung dieser Mundart wenigstens aus den Cirkeln gebildet sein wollender Leute". In der lebhaften Zeitungsfehde, die dieser Vortrag nach sich zog, kamen nicht nur Freunde der Mundart zu Wort, auch die Schriftsprache hatte ihre Vorkämpfer. Verlangte die Landschaft ihr Recht, so hatte das große deutsche Vaterland doch noch ein höheres Recht. Und dieser Standpunkt, den Lauremberg noch nicht ahnte, kleidet sich in einem dieser Zeitungsartikel (S. 849) in die ernste Warnung: „Wir Deutschen haben jetzt vielleicht keinen größern Schatz, als eben diese Gemeinsprache, worin sich alle, vom Meer bis zu den Alpen, als Brüder erkennen, das stärkste Band, das noch alle in Liebe zusammen halten kann, wenn andere Bande reißen und rissen"[2]).

[1]) Über die Stellung des Niederdeutschen im 19. Jahrh. vgl. Socin, Schriftsprache und Dialekte im Deutschen S. 520 ff.

[2]) Ähnlich S. 173: „Die Deutschen müssen und dürfen sich nicht in Stämme theilen. Es thut ihnen dringend Noth, sich insgesammt wie eine Familie zu betrachten" — „Die Sache ist in der That so gleichgültig nicht, als man sie halten mag! Ich finde wenigstens in der Beibehaltung der platten Sprache, wie ich es oben schon aussprach, ein bedeutendes Hinderniß für die Mecklenburger, den andern Deutschen in

So wurde noch ein Jahrzehnt länger für die Vorherrschaft der Schriftsprache gekämpft, für die Volksbildung trat man ein, indem man sich gegen die Mundart ereiferte. Vom jungdeutschen Standpunkt aus trat im Sinn Flörkes der Schriftsteller Wienbarg als Kieler Professor gegen das Plattdeutsche auf: „Soll die plattdeutsche Sprache gepflegt oder ausgerottet werden?" (1834). Und so veröffentlichte der Oldenburger Arzt Jonas Goldschmidt einen Vortrag „Über das Plattdeutsche als ein großes Hemmnis jeder Bildung" (1846). So hat denn allem Widerstreben zum Trotz die Schriftsprache das Feld behauptet: mit dem Aufblühen unserer Literatur war ihr Ansehen und ihre Zukunft für immer gesichert.

Flörke, Wienbarg und Goldschmidt haben für die Einheit des deutschen Geisteslebens gekämpft, als sie für die Volksbildung dem Hochdeutschen als Umgangssprache einen breiteren Raum erobern wollten. Für das Schrifttum hatte die Schriftsprache schon am Ende des 16. Jahrhunderts gesiegt: eine rückläufige Bewegung, wie sie Lauremberg ersehnt hatte, war schon im 17. Jahrhundert nicht mehr möglich. War nunmehr Niederdeutschland zweisprachig geworden, so genügte der Sieg des Hochdeutschen auf dem Papier und in der Kirche nicht, wenn es nicht im Munde des norddeutschen Volks lebendig wurde. So sollte und mußte die Erziehung zur deutschen Einheitssprache durch die Einheit des Geisteslebens nunmehr für die deutsche Einheit wirken.

8. Latein und Humanismus.

Unter der Herrschaft des Lateins in Kirche und Staat war das Deutsche ständig in Gefahr, durch fremde Züge ein neues Gepräge zu erhalten. Mit dem Aufleben der klassischen Studien

der Kultur zu folgen, und ich sage dieß auf die Gefahr hin, damit bei meinen Landsleuten, die gar nicht finden, gegen andere deutsche Länder zurück zu stehen, gröblich anzustoßen".

vergrößerte sich diese Gefahr. So hat sich unsere Sprache seit den Tagen des Ariovist und des Arminius niemals dem Einfluß des Lateins entziehen können, aber niemals weniger als in den ersten hundert Jahren der deutschen Renaissance. Am Ende dieser Zeit, im Jahre 1571, konnte jedermann schnell überschauen, wie sehr das Deutsche zersetzt war, an Simon Roths Fremdwörterbuch [1]).

Sein vollklingender Titel verspricht etwas viel; es ist jedoch fast ausschließlich lateinisches Wortgut, das Roth den Ungelehrten erklärt. Dabei laufen natürlicherweise kleinere Irrtümer unter, indem er gut deutsche Wörter aus den anklingenden lateinischen ableitet. Aber nach allen Abzügen, die wir machen müssen, bleiben doch etwa 2000 Wörter übrig, die zu Roths Zeit im Deutschen als eingebürgert galten oder Bürgerrecht zu erlangen drohten, ohne in den früheren Jahrhunderten heimisch gewesen zu sein.

Luther, der sorgfältigste Beobachter und feinfühligste Kenner der Volkssprache, meidet mehr als seine Zeitgenossen die Einmischung von lateinischen Wörtern in seine Schriften. Wer etwa das leider unvollendete Luther-Wörterbuch von Dietz neben Simon Roths 'Dictionarius' hält, dem tritt die Reinheit zumal des biblischen Wortschatzes entgegen. Roth erklärt etwa 2000 lateinische Wörter, die dem Kanzleistil des 16. Jahrhunderts angehören; auf 500 lateinische Wörter bei ihm kommen etwa 100 belegbare Wörter bei Luther, und von diesen dürfte auf die deutsche Bibel nicht einmal der vierte Teil kommen, so daß wir darin im ganzen kaum 100 lateinische Modewörter jener Zeit anträfen.

Und vergleicht man noch Luthers deutsche Bibel mit der

[1]) Ein teutscher Dictionarius das ist ein Außleger schwerer unbekanter teutscher griechischer lateinischer hebraischer wälscher und französischer, auch anderer Nationen Wörter, so mit der Weil inn teutsche Sprach kommen seind und oft mancherlei Irrung bringen usw., durch Simon Roten. Augsburg (bei Michael Manger) 1571.

katholischen Bearbeitung Ecks, so findet man in dieser zahlreiche lateinische Lehnwörter für gut deutsche Wörter Luthers. Eck sagt prophetisieren, Fundament, Orient, Kap(i)tál, Glori, Ampel, Regent, wo Luthers Bibel weissagen, Grund, Morgen, Knauf, Herrlichkeit, Fackel, Herr zeigt[1]). Diese Reinheit hat Luther unserer Sprache nicht auf einmal gewonnen, erst allmählich wird er gegen benedeien, Pforte, Firmament eingenommen zugunsten von segnen, Tor, Himmel. Überhaupt ist sein lateinischer Wortbestand nicht umfangreich; wir treffen Wörter wie Majestát, Glori, Gardian, Pestilenz, Curtisan, Finanzer, Lection, disputieren, Element, Exempel, fantasieren, Fantast, Artikel, Capitel. Zweifelsohne hat Luther mit vollem Bewußtsein die lateinischen Wörter gemieden, wie er sich denn lange Zeit — obzwar vergebens — nach einem passenden Ersatz für Person umgesehen hat[2]). Von hier aus glauben wir auch die Abneigung gegen verba castrensia et aulica zu verstehen, die er in einem Schreiben an Spalatin vom 30. März 1522 äußert.

Der fremde Sprachstoff, durch den die Zeit der Renaissance in Deutschland gekennzeichnet wird, ist wesentlich lateinisch. In Schule und Kirche setzt damit das Latein seinen Einfluß fort,

---

[1]) „Bödiker hat in seiner deutschen Sprachlehre angemerkt, daß Luther in seiner ganzen Bibelübersetzung nur zwei fremde Wörter — disputiren und Musika — gebraucht habe. Dies ist zwar nicht ganz richtig, denn er hat auch Secte, Psalter, Arche, Syrten und einige andere gebraucht; allein es verdient doch immer unsere höchste Bewunderung, daß er zur Übersetzung eines Buchs von so außerordentlich mannigfaltigem Inhalte und von so großem Umfange, in eine Sprache, die er aus mehreren Mundarten sich selbst erst schaffen mußte, nur so sehr wenige, und unter diesen nur ein paar gebrauchte, die nicht vorher der deutschen Sprachähnlichkeit gemäß umgebildet waren“ sagt Campe, Wörterbuch zur Erklärung und Verdeutschung unserer Sprache (2. Aufl. 1813). Vorrede S. 6 Anm.

[2]) Köstlin, Martin Luther 5. Aufl. I 563.

den es durch das ganze Mittelalter bei uns gehabt hat. Auch die Reformation ist den lateinischen Lehnwörtern nicht feindlich. Zwingli übte Sprachreinheit in größerem Umfang als Luther[1]). Aber man kann von solchem Bestreben eines einzelnen noch so entschiedenen Mannes, dessen Wirksamkeit zudem landschaftlich eingeengt war, keinen Einfluß auf die Sprache seiner Zeit erwarten. Wäre Reinheit der Sprache das Schlagwort dieses Jahrhunderts gewesen, wie es das des nächsten werden sollte, so würde Simon Roth 1571 nicht eine Liste von etwa 2000 lateinischen Wörtern zusammengebracht haben.

Die wissenschaftliche Sprache strotzt von Wörtern wie Antiquität, disputieren, Disciplin, Doctor, Edition, Element, Eloquentz, Exempel, Facultät, Fragment, Humanität, Idiot, Ignorant, Opus, Scribent. Die akademischen Bürger schaffen sich eine eigene lateinische Standessprache: Calfactor, Coquinatz, deponieren, Famulus, Faex. Die Musik führt weitere lateinische Wortbildungen ein: mit ihr halten im 16. Jahrhundert Wörter wie Componist, Dissonanz, Tact, Mensur, Modulation, Motete, altieren, bassieren, discontieren, tenorieren, tabulieren ihren Einzug in unser Deutsch.

In der Kanzleisprache wuchern Wörter wie cito, Vidimus und Datum neben Auction, Audienz, citieren, Citation, communicieren, Communication, condemnieren, Contract, Controvers, Convent, Conventickel, Copei, Curial, Decret, Defect, dissentieren, Edict, Effect, emancipieren, fallieren, Fiscal, Fiscus, Formular, Interesse, Infamie, Instrument, Invective, Inventari, Justiz, Libell,

---

1) Über das Verhalten Luthers und Zwinglis dem Fremdwort gegenüber vgl. D. Malherbe, Das Fremdwort im Reformationszeitalter (Freiburger Dissert. 1906) S. 11 ff. und über Luthers Bibelübersetzung S. 16 ff.

Mission, Missive, Motiv, Nation, Residenz, Scrupel. Auch eine Fülle von lateinischen Bezeichnungen für Ämter und Titel ist mit dem 16. Jahrhundert bei uns in Schwang gekommen: Advocat, Commissarius, Copist, Curator, Excellenz, Majestät, Monarch, Potentat, Regent. Fortan treten die alten Monatsnamen Hornung, Heumonat, Brachmonat, Weinmonat, Herbstmonat, Christmonat in den Amtsstuben der Behörden in den Hintergrund zugunsten der lateinischen Februarius, Junius, Julius, September, October, December; so bleibt keiner von den altdeutschen Monatsnamen übrig, für die einst Karl der Große eingetreten war.

Auch das heimische deutsche Sprachgut nimmt ein fremdartiges Gepräge an. Die zahlreichen Zeitwörter auf -ieren (spazieren, studieren, regieren, poetisieren, fabulieren, jubilieren, triumphieren, quittieren, probieren usw.) erzeugen deutsche Nachbildungen wie erlustieren, halbieren, hausieren, schimpfieren, schnabelieren, tollisieren, grillisieren, sackisieren — schon früher war hofieren vorhanden gewesen — und liefern zudem die Vorbilder für die späteren schattieren, buchstabieren, schandieren, burschieren, haselieren. Auch die zahlreichen Abstraktbildungen wie Collatz, Comparatz, Disputatz, Fundatz, Promutatz, Purgatz werden Ausgangspunkte für einige deutsche Wortbildungen von vorübergehender Geltung. Lateinisch-romanische Wörter wie Gardian führen zu Neubildungen wie Ipsian (zu ipse), Dulcian und zu Zwitterbildungen wie Grobian, Dummrian, Stolprian, Schlendrian[1]).

---

[1]) Wahrscheinlich beziehen sich auf die Zwitterbildungen die Klagen des Joh. Stolz, Querela Martini Lutheri (Basel 1555) S. 109: eum sermonem quem nostra natio iam vulgo usurpat ego quidem in dies minus atque minus intelligo; sic omnia nove insolenterque et mirifice dicuntur neque magis oratio simplices animi sensus verbis notis

Das Erbe des Mittelalters offenbart sich in dem umfangreichen Lehngut, das dem Latein entstammt. Unter der Vorherrschaft des Lateins standen alle gebildeten Berufe, weil Bildung und Latein sich deckten. Und das deutsche Volk mußte den Druck des Lateins immer härter empfinden.

Hatte die mittelalterliche Kirche das Latein mit dem Heiligenschein gekrönt, so traute der Aberglaube breiter Volksschichten der Kirchensprache noch eine gefährliche Allmacht zu: mit dem Latein wollte man Geister beschwören, Teufel bannen und Kranke heilen. Im Bereich der sieben freien Künste, deren Vertreter um die Wende des 15./16. Jahrhunderts die fahrenden Schüler waren, spielte das Latein, zumeist allerdings ein ganz fragwürdiges Latein, eine wichtige Rolle, wie mehrere Fastnachtsspiele des Hans Sachs beweisen [1]). Das lateinische Zauberwort Abracadabra, das schon in der römischen Kaiserzeit lebte, konnte sich durch den Unfug von Schwindlern und Schwarzkünstlern vom Mittelalter bis in die Neuzeit vererben. So

interpretatur, sed callide et veteratorie atque improbe cogitata fraudente dubie furiose scurriliter pronunciantur. Sic non loquebantur quantum ego memini majores nostri neque ego istam alienam loquelam usurpare ausim, ne velim quidem discere, ut possim percipere audiendo. Nam ista barbaries est, cujus de consuetudine diuturna barbarorum hominum nostra olim elegans atque pura lingua sordes et foeditatem contraxit.

[1]) Die Stellen aus den Fastnachtspielen behandelt O. Schade, Weimarer Jahrb. II 427. Im Fastnachtspiel „Der gestolen Bachen“ (1552) hält sich ein Bestohlener an den Pfarrer, der durch seine schwarze Kunst den Dieb ermitteln soll. Der starke Segen im Pseudolatein lautet: „In Narribus phantastibus Nequamque et in diebibus Hanges in galgare Fane Nabiquenagare pame.“ Und im Fastnachtspiel „Vom Unhulden bannen“ (1556) lehrt ein fahrender Schüler einen Bauern den Segen: „Venite, ir unhuldibus! Bringt pengel her uns stultibus, die semper mit uns spentibus Sub capite et lendibus!“ Außerdem kommen noch in Frage die Stücke: „Die wünderlichen mänder und unheuslichen weiber geschlacht und heuslich zu machen“ (1554) und „Der los man mit dem munketen weib“ (1554).

bedeutete der Kampf gegen das Latein zugleich auch einen Kampf gegen die Herrschaft des Aberglaubens, und wer für die deutsche Messe eintrat (oben S. 6 ff.), fühlte wohl oft genug, daß der Kampf sich zugleich gegen das Latein des Aberglaubens richtete. „Es wirt sich nicht lenger leiden, das man den lateinischen worten wil eine kraft zu schreiben, wie die zaubrer thun und das arme volk vil ungelarter lassen aus der kirchen gehen dan hinein." Diese Worte schrieb Thomas Münzer im Jahre 1524, als der Kampf für die deutsche Messe am heftigsten brannte [1]).

In seinen Worten liegt eine Anerkennung, wie hoch das arme Volk die Zauberkraft des Lateins einschätzte. Zwar hat unser altes Volksbuch von Dr. Faust christliche Bedenken gehegt, uns die lateinischen Beschwörungsformeln mitzuteilen, mit denen der weitbeschreite Zauberer die höllischen Geister zitiert, aber Marlowe besaß Keckheit und Überlegenheit genug, den gefährlichen Gegenstand durch das Latein zu ergänzen, das nun einmal in den Unfug der Nekromanten gehört. Und in der Eröffnungsszene von Shakespeares Hamlet ist der des Lateins kundige Horatio der gegebene Mann, den umgehenden Geist des alten Königs anzusprechen. Für das Italien des 16. Jahrhunderts bezeugt uns Benvenuto Cellinis Lebensbeschreibung (II 1) den Glauben des Künstlers an die Zauberkraft des Lateins in einer gefährlichen Beschwörungsszene. Und so beherrschte dieser Glaube das ganze Abendland, und Deutschland steckte in dem gleichen Glauben wie die Nachbarländer [2]).

Aber dieser Glaube an die Allmacht des Lateins sollte noch wachsen, als nach der Erfindung der Buchdruckerkunst die

---

[1]) E. Sehling, Die evangelischen Kirchenordnungen des 16. Jahrhunderts I 498.

[2]) In das Latein der fahrenden Schüler reicht unser Hokuspokus zurück, das im 17. Jahrhundert den Taschenspielern angehörte. Sein lateinisches Aussehen ist nur zurechtgemacht und irreführend, im 16 Jahrhundert lautete es nur erst Oxbox; vgl. Hans Schulz, Fremdwb. I 268.

klassischen Sprachen des Altertums ihre Anziehungskraft entfalteten. Die alte Weltsprache Roms befestigte jetzt das schon gefährdete Ansehen der mittelalterlichen Reichs- und Kirchensprache. Und so schieben sich unmerklich die verschiedensten Strömungen ineinander, die sich schließlich in dem Sammelbecken von Simon Roths Fremdwörterbuch widerspiegeln.

Zwar wäre es eine Ungerechtigkeit, die Humanisten für diesen Schwall von lateinischen Wörtern und Bildungen verantwortlich zu machen. Aber das Ansehen, das die alte Reichs- und Kirchensprache durch die Renaissance von neuem bei uns erlangt hat, zog solche Wirkungen nach sich. Unsere Humanisten waren der Volkssprache nicht gram. Reuchlin, der ein feines Deutsch schrieb und sprach, hat darauf gedrungen, daß die alten griechischen und lateinischen Geschichtschreiber übersetzt würden, damit man die Muttersprache vervollkommne. Und daß ihm dies ernst war, bewies er Freunden und Gönnern durch eine eigene Übersetzung von zwei Philippischen Reden des Demosthenes und des ersten Buchs von Ciceros Tusculanen. Ein Grundsatz, den er selbst befolgte, verdient in diesem Zusammenhang besonders anerkannt zu werden: „Man soll sich schämen in tütschen Reden und Predigen vil Latyns darunder zu mischen". Wimpheling ist ein kräftiger Streiter im Kampf um gutes Deutsch. Hutten, der Ritter unter den Humanisten, wird in die große deutschsprachliche Bewegung gezogen (oben S. 14). Melanchthon [1]) und Zwingli, die den humanistischen Kreisen eng verwandt sind, haben als deutsche Schriftsteller eine weite Bedeutung. Und was der Erfurter Gelehrtenkreis im Kampf gegen Mönchsbildung und Mönchslatein erzielt hat, war auch für

[1]) Hortator sum meis pueris ut aliquam saltim curam etiam maternae linguae discendae et exercendae a primis annis suscipiant et studiose observent ac imitari studeant illos qui proprie eleganter sine affectatione germanice loquuntur Melanchthon bei Pfefferkorn, Kurze Anleitung zur Dichtkunst (1669) S. 19.

die Stellung der deutschen Sprache nichts weniger als gleichgültig [1]).

Doch fehlten der Renaissance auch keineswegs unerfreuliche Züge. Man vergegenwärtige sich nur den Grundton jener Zeit. Allerwärts wird die Volkssprache betont, weil die ungebildeten Laien durch die religiöse Bewegung ein Recht auf Literatur und literarische Bildung erlangt haben, und dieses Recht wird auch allseitig geachtet. Aber es geht nebenher der Zug nach einer höheren Bildung, von der das Volk ausgeschlossen bleiben sollte. In den eigentlichen Pflanzstätten des Humanismus, auf unsern Hochschulen, stand das Latein zwei Jahrhunderte hindurch in unbestrittener Herrschaft. Wer die vermeintlichen Anrechte der Sprache Ciceros an unsere akademischen Hörsäle durch Wort oder Tat verletzte, erfuhr die heftigsten Anfeindungen. Als der Rostocker Philologe Tilemann Heverling im Jahre 1501 eine Vorlesung über Juvenals Satiren in deutscher Sprache hielt, setzte er sich folgendem derbem Angriff aus:

Quidquid Heverlingus legit auditoribus, illud
vulgari lingua teutonicaque docet.
Ergo ad Heverlingum perget meliore relicto
discere qui sordes barbariemque volet [2]).

Das war nichts anderes als jener Vorwurf, den die Altgläubigen unsern Reformatoren machten, man sollte die Perlen nicht vor die Säue werfen. Mit demselben Vorwurf wurde an der Basler Universität Thomas Murner zurechtgewiesen, als er 1519 die Institutionen verdeutschte (oben S. 16), mit demselben Vorwurf auch Theophrastus Paracelsus, als er 1527 in Basel Vorlesungen in deutscher Sprache hielt [3]). Luther mischte zur Freude

---

[1]) Weiteres in Hartfelders Programm „Deutsche Übersetzungen klassischer Schriftsteller aus dem Heidelberger Humanistenkreis". Heidelberg 1884.

[2]) Vgl. A. Hofmeister in den Grenzboten 46, IV 294 und besonders Paul Pietsch, Der deutschen Sprache Ehrenkranz [2] S. 582.

[3]) Über Paracelsus vgl. Sudhoff, Hohenheims deutsche Vorlesungen in

seiner Wittenberger Zuhörer Deutsches in seinen lateinischen Vortrag; aber auch ihm blieben Angriffe dafür nicht erspart. So machte sich der Hildesheimer Oldekop darüber lustig, daß Luther in Vorlesungen lateinische Sätze so tapfer verdeutsche und hiermit freilich Studenten gefallen habe [1]).

Zwar hatten die stürmischen Jahre, die mit Luthers Auftreten begannen, die deutsche Schriftstellerei mächtig gefördert und die Bedeutung der Muttersprache für die Volksbildung erwiesen, aber verdrängt war das Latein noch immer nicht. Es spielte eine Hauptrolle im Briefwechsel der Gelehrten, und auch Luthers Briefe sind überwiegend lateinisch geschrieben. Melanchthon beharrt lieber beim Latein, und so feiert er auch seinen großen Freund in einer lateinischen Gedächtnisrede (oben S. 42). Die Geschichte hat dem bedeutenden Philologen denn auch den lateinischen Ehrentitel praeceptor Germaniae verliehen. Theologen wie Philologen kannten zumeist nichts Höheres als ihr Latein und schauten mit Geringschätzung auf deutsche Schriftstellerei, wie Flacius Illyricus, dem wir übrigens die älteste Otfridausgabe (1571) verdanken, im öffentlichen Druck erklärte, durch deutsche Bücher sei kein Ruhm zu erwerben, denn die könne jeder Dorfküster schreiben [2]).

---

den Wissensch. Beiheften zur Zeitschr. des Allg. deutsch. Sprachvereins Heft 3, S. 144. Auch sonst wird vereinzelt deutscher Lehrvortrag bezeugt: so hat in Freiburg Glareanus seine Horazvorlesung mit deutschem Vortrag gewürzt, wie sich aus den Aufzeichnungen des obengenannten Josua Maaler ergibt; vgl. Baechtold, Kleine Schriften S. 89: „Wenn dergleichen bei uns geschähe, meint Maaler, müßte man mindestens den Landfrieden gebrochen haben."

[1]) Köstlin, Martin Luther 5. Aufl. I 134.

[2]) Quae etiam gloria aut fama potest sperari ex istis brevibus vulgaris linguae scriptionibus, quas quisvis vel minimi pagi aedituus praestare posse videatur? Latina potius longa ac limata scripta, quorum usus etiam posteritati prodesse queat, scribenda sunt, si quis aliquam gloriolam ex suis scriptionibus aucupatur. Narratio

Und doch hatte Luther mit seiner deutschen Bibel ein durchschlagendes Vorbild gegeben. Was hat da den Widerstrebenden der Haß und die Feindschaft genützt, mit denen sie jede Neuerung zugunsten der deutschen Sprache bekämpften? Der Sieg der Muttersprache begeisterte auch Ärzte und Naturforscher. Noch bei Lebzeiten Luthers — im Jahre 1532 — beruft sich auf sein Vorbild der hervorragende Arzt Lorenz Fries in der Metz 1530 unterschriebenen Vorrede zu einer Neuauflage seines „Spiegels der Artzney" im Hinblick auf Angriffe, durch die „ich vil erlitten hab, von den gelerten artzet seer verhasset und verfolgt, darumb das ich den innhalt diser kunst Teütscher zungen eröffnet hab". Da erhebt der Verfasser seine Stimme mit einer Begeisterung, wie sie für eine so frühe Zeit ganz ungewöhnlich war: man fühlt sich fast an das nationale Selbstbewußtsein zu Zeiten Fischarts (Vorrede zum Ehzuchtbüchlin 1578) erinnert. Seine denkwürdige Begründung lautet: „Auch bedunckt mich Teütsche zung nit minder würdig, das alle ding darinn beschriben werden, dann Griechisch, Hebreisch, Lateinisch, Italianisch, Hispanisch, Frantzösisch, in welchen man doch garbey alle ding vertolmetschet findet. Solt unser sprach minder sein? neyn, ja wol vil meer! ursach, das sye ein ursprüngliche sprach ist, nit zůsamen gebetlet von Griechisch, Lateinisch, der Hunen und Gothen als Frantzösisch, auch meer reguliert. Darzů so ist es bey den alten nit so seltzam gwesen, das die künst in můterlichen sprachen bschriben wurden. Hypocrates und Galenus haben Griechisch geschriben, seind auch Griechen gwesen, Rasis, Avicenna, Hali, Avenzoar, Alsaharanius in Arabischer, Ysaac und Rabi Moses Hebreisch. Was sol ich aber von disen ungedultigen eyferern sagen, sy thůnd eben wie unsere hohensinnische meister, welche auch nit wöllen, das man die heylig geschrifft verteütschen sol, sprechen

actionum ac certaminum Matth. Fl. Illyr. in Conr. Schluesselburgii Catalogo Haereticorum lib. XIII p. 824 (nach Karl Adolf Menzel, Geschichte der Deutschen IV 27).

der selen heyl gehöre niemants zů wissen, dann den gesalbten, thůnd sye allein darumb, das sye förchten ir unwissenheit kumme an tag, und halte man uff ire parva logicalia nichts mer" [1]).

Als der Tübinger Professor Leonhart Fuchs botanisch-medizinische Werke in deutscher Sprache veröffentlichte, erfuhr er 1558 von dem Eisleber Johannes Placotomus (Bretschneider) derbe Zurechtweisung, die zugleich alle traf, qui in germanicam linguam autores medicinae transferunt medicinamque artem humano generi saluberrimam prophanant et turpiter prostituunt [2]).

Welche Folgen die neuen Bestrebungen, dem Latein Raum zu schaffen, nach sich zogen, das zeigt sich auch am lateinischen Schuldrama. So schildert uns Nicodemus Frischlin 1589 in seinen Helvetio-Germani, wohin das Latein als Sprache des Schauspiels führte:

Quia latino sermone isthaec peragimus,
occlamant imperiti linguae, ogganniunt
mulieres, obstrepunt ancillae, servuli,
opifices, lanii, sartores, ferrarii
sibique Germana lingua postulant dari
comoediam. Hoc quia non fit, nobis praeferunt
cybisteteres, lanistas, funambulos,
petauristas: quibus gaudet plebecula.

Wie im Reformationsjahrzehnt (oben S. 14 ff.), so machte sich überall durch das 16. Jahrhundert das Anrecht weiter

[1]) Spiegel der artzney vor zeyten zů nutz unnd trost den Leyen gemacht durch Laurentium Friesen (Straßburg 1532) Vorred S. A IIb (vgl. Sudhoff in den Wissensch. Beiheften z. Zeitschr. d. Allg. deutschen Sprachvereins Heft 3 S. 144).

[2]) Von Placotomus kommen in Betracht die im Jahre 1558 zweimal gedruckten Themata contra versores medicinae in Germanicam linguam und Refutatio quarundam rationum quas D. Leonhartus Fuchsius editioni sui germanici herbarii praetendit. Der erste Druck enthält noch Conclusiones quaedam contra Rifium et Rifianos, id est eos qui in Germanicam linguam autores medicinae transferunt.

Kreise auf deutschsprachliches Schrifttum fühlbar. Denn am lateinischen Schrifttum erkannte man eben jetzt, was uns selber fehlte. Freunde unseres Volkstums sahen die großen Lücken in unserer Volksbildung. So fühlten Schulmeister und Sprachlehrer die Notwendigkeit, daß die lateinische Grammatik ein deutsches Gegenstück verlangte. „Es weer hoch von nöten", sagt Fabian Frangk aus Bunzlau in seiner 'Orthographie' 1531 [1]), „das ein gantze Grammatica hierinn beschrieben würd, wie jnn Krichischer, Latinischer und andern sprachen gescheen. Denn so wir ansehen den emssigen vleis, so die Latiner allein, jnn jrer zungen fürgewandt und unsern unvleis bey der unsern da gegen stellen, solten wir billich schamrot werden, das wir so gantz ablessig und sewmig sein, Unser edle sprach so unwert und verachtlich halten." Aber die Zeit war noch nicht reif für deutsche Grammatik in deutscher Sprache, wie sie erst das 17. Jahrhundert hervorbringen sollte. Zunächst verblieb es bei bescheidenen Anläufen in deutscher Sprache, und die frühesten Lehrbücher des Deutschen liefert die zweite Hälfte des 16. Jahrhunderts nur erst in lateinischer Einkleidung [2]). So mußte jede theoretische Einsicht in Sprachbau und Sprachleben mit Hilfe des Lateins gewonnen werden. Denn die Lateinschulen sorgten mit ihrem Grundsatz melius malum latinum quam bonum teutonicum ausschließlich für das Latein. Im Unterricht und auch außerhalb des Unterrichts war den Schülern das Deutsche streng verboten. Deutschsprechen wurde mit der gleichen Strafe geahndet wie Fluchen; das bezeugen die Memminger Schulordnung von 1513 und die Nördlinger Schulordnungen von 1512 und 1521 [3]). War somit nicht die Lateinschule der beste Nährboden für ein neues lateinisches Schrifttum und besonders für eine neulateinische Dichtung?

[1]) J. Müller, Quellenschriften und Geschichte des deutschsprachlichen Unterrichts bis zur Mitte des 16. Jahrhs. (Gotha 1882) S. 93.

[2]) M. H. Jellinek, Geschichte der nhd. Grammatik I 63 ff.

[3]) F. Paulsen, Geschichte des gelehrten Unterrichts (2. Aufl. 1896) I 22.

Das Zeitalter der Reformation hatte zwar die Alleinherrschaft des Lateins erschüttert, aber die Vorherrschaft des Deutschen war damit für die Folgezeit keineswegs gesichert. Wenn um 1570 mehr als zwei Drittel von Deutschlands Schrifttum lateinisch und nur ein Drittel Deutsch ist[1]), so kann noch immer nicht von einer Gleichberechtigung der Volkssprache mit der gelehrten Sprache die Rede sein. Schule und Bildung erzogen zum Latein, aber nicht zur Muttersprache; und Stimmen, die eine Erziehung zur deutschen Sprache neben der Erziehung zu Latein und Griechisch empfehlen, gehören zu den größten Seltenheiten. Haftete das Latein doch auch noch im Briefverkehr derer, die mit dem Latein aufgewachsen waren. Und der Humanismus sorgte nunmehr dafür, daß das Latein seine mittelalterliche Stellung behauptete: das Latein ist das Bindeglied zwischen Mittelalter und Neuzeit, und sein Machtbereich greift noch immer in alle Höhen und Tiefen des Lebens über.

So fehlt es nicht an unverkennbar humanistischen Zügen, die im 16. Jahrhundert aus dem Latein in unser Deutsch übertreten. Eine gewaltige Masse von Wortformen und Redewendungen ist in jener Zeit altklassischem Sprachgut nachgebildet oder entlehnt. Schon im 16. Jahrhundert redet man von modernen Mäcenaten, von einem Zoilus, einem Zelotypus, von modernen Epikuräern. „Unter der Rose (im Vertrauen) reden" konnte man schon damals nach lateinischem Vorbild sagen. Lateinisch-humanistische Sprichwörter finden bei uns Aufnahme. Ne Hercules quidem contra duos! war nach Zwingli allgemein im Gebrauch. „Rom ist nicht in einem Tag erbaut" weist auf den Humanismus hin. Eine neue Art von halb lateinischen, halb deutschen Sprichwörtern kommt auf: „Sus Minervam, hie leret Ey das Hun und Kachel den Töpffer" verwendet Luther 1533 in seiner Schrift von der Winkelmesse (Neudr. S. 31). „Barbati praecedant, sagte der Fuchs, stieß den Bock die Treppen

[1]) Paulsen a. a. O. II 688 und I 360 f.

hinunter"; „practica est multiplex, sagte der Frosch, saß auf der Reuse"; „usus facit artem, sagte jener, warf ein alt Weib zum Fenster hinaus und wollt sie fliegen lehren"; „nos poma natamus, sagten die Roßäpfel und schwammen mit den Äpfeln"[1]). Damals bürgerten sich ein ululas Athenas mittere; ne sutor ultra crepidam; procul a Jove procul a fulmine; Penelopes telam retexere; una hirundo non facit ver.

Mit dieser Zeitströmung vollzog sich in unseren Familiennamen eine wichtige Neuerung: eine große Fülle lateinischer oder griechischer Namensübersetzungen wurzelt zumeist in diesem Zeitalter. Erste Ansätze zu der Bewegung liegen allerdings schon im Ausgang des Mittelalters. Für bürgerliche Namen wie Bäcker, Schneider, Fischer, Schmid, Jäger, Schuster, Müller usw., die gewiß im Alltagsleben zunächst alleinherrschend blieben, stellen sich in lateinischen Urkunden schon seit dem 13. Jahrhundert Übersetzungen ein, wie Aurifaber, Faber, Mercator, Molitor, Piscator, Pistor, Pistorius, Sartor, Sutor, Textor, Venator. Derartigen Namen begegnen wir beispielsweise in der Matrikel der Heidelberger Universität zwischen 1460 und 1470 sehr häufig. Aber in den neunziger Jahren desselben Jahrhunderts treffen wir auf der nämlichen Hochschule schon griechische Namen: der aus Weinsberg in Württemberg stammende Johannes Husschin, der sich schon damals durch Frömmigkeit hervortat, wurde von seinen Studiengenossen Oecolampadius genannt[2]), zunächst

---

[1]) Weitere Sprichwörter der Art: si non est pulchra, tamen firma, sagte der Teuffel und band den Ars mit Bast zu (Prätorius 1664 Philosophia Salustiana H 12). — O quam dulcis harmonia, o quam suavis Musica, sagte der Teuffel und bließ einer alten Sau in den Ars (ebenda G 12 b; vgl. dazu G 10 b).

[2]) Vgl. Herzog, Das Leben Joh. Oecolampads (Basel 1843) I 104, wo darauf hingewiesen wird, daß Oecolampad auf dem Titel seiner zweiten Schrift an Pirkheimer sich Joa. Husschin nennt, cui ab aequalibus a prima adulescentia Oecolampadio nomen obvenit; und ebenda S. 280

vielleicht nur scherzweise, indem man den Namen Husschin in Kirchenlicht (lumen ecclesiae) parodierte.

Von Italien ging eine neue Mode aus. Auf dem altrömischen Gebiet hatte ja immer für Schriftsteller die Latinisierung nahe genug gelegen, wenn man sich der lateinischen Sprache bediente. Aber mit dem Wiederaufblühen und der Pflege des klassischen Altertums erheben sich durch die zweite Hälfte des 15. Jahrhunderts neben den Hochschulen aus den Kreisen der Freunde des Altertums Sprach- und Literaturakademien, in denen schwärmerische Phantasten eine tote Vergangenheit wieder beleben wollten. Unter der Herrschaft des Papstes Paul II. (1464—71) entstand zuerst eine solche Akademie in Rom, und ihr Haupt war Julius Pomponius Laetus († 1492). Wie er für sich selbst die altrömische Dreinamigkeit aufgriff, legte er auch seinen Akademiegenossen altrömische Namen bei. So wurzelt die neue Mode nicht sowohl in den alten Pflanzstätten der Scholastik als vielmehr in der Glanzzeit der humanistischen Bestrebungen der Renaissance[1]).

Die ersten Deutschen, die die humanistischen Wissenschaften in die deutsche Heimat verpflanzten, waren Rudolf Hausmann, Johann Reuchlin und Konrad Bickel (Pickel). Reuchlin wurde von Hermolaus Barbarus im Jahre 1481 in Capnio umgetauft, aber er hat die akademische Taufe im bürgerlichen und gelehrten Leben für sich hintangesetzt. Rudolf Hausmann spielt in der Geschichte des Humanismus als Rudolfus Agricola eine bedeutende Rolle. Bickel hat mit seiner humanistischen Dreinamigkeit Conradus Celtes Protucius ein bedeutsames Vorbild für jüngere Mitstrebende gegeben. Auch andere Vermittler der neuen Bildung bringen die Mode über die Alpen herüber. Aber nirgends ist der Geist des

---

einen Brief Melanchthons: optimo viro, Joanni Oecolampadio τῆς ἐκκλησίας λαμπάδι, Basileae.

[1]) Vgl. Barthold, Gesch. der Fruchtbringenden Gesellschaft (1848) S. 91 ff.

klassischen Altertums wirksamer und lebendiger als in Erfurt. „Zuerst im Erfurter Dichterkreis," sagt Kampschulte[1]), „war man ängstlich bemüht, überall den Spuren der Alten nachzugehen; man glaubt einen Lehrer am würdigsten zu preisen, wenn man ihm Namen und Eigenschaften eines Weisen des Altertums beilegt. Da wird ein Usingen als Chrysippus, der gothaische Canonikus Mutian (Conradus Mutianus Rufus) als Minos, der gelehrte Trutvetter gar als Phöbus verherrlicht, Eoban und Jäger begrüßen sich als Orestes und Pylades. Und indem so das klassische Altertum für alles Muster und Vorbild war, fand man auch bald den bisher geführten Namen anstößig und suchte den deutschen durch einen lateinischen oder griechischen zu ersetzen. Es kostete oft viel Mühe und Scharfsinn, ehe man zum Ziele kam. Surwint nannte sich Trebelius, Burkhard Spalatinus nach seinem Geburtsort Spalt, Heinrich Eberbach begnügte sich mit einer lateinischen Übersetzung seines Namens in Aprobachus, während sein Bruder Peter den klassischeren Namen Petrejus vorzog. Theodorini gelangte nicht ohne Mühe zu dem Namen Ceratinus, noch mühevoller aber war der Weg, auf dem Joh. Jäger zu seinem Ziele kam, indem er sich längere Zeit mit dem einfachen lateinischen Venator zufrieden stellen mußte, bis er sich später den dornenvollen Namen Crotus Rubianus ausfindig machte. Eoban gab sich, um der Anforderung des Celtes: poetas esse trinomines, zu genügen, den prunkvollen Namen Helius Eobanus Hessus". — Doch was anfänglich nur Spielerei war, ist zur schriftstellerischen Gepflogenheit geworden, die zunächst für lateinischen Briefwechsel und lateinische Werke beliebt wurde. Und diese Gepflogenheit drängt sich auch in die deutsche Schriftstellerei ein.

Die Dreinamigkeit wird zunächst festgehalten. Zahlreiche

[1]) Geschichte der Universität Erfurt I 62.

Gelehrte ändern oder erweitern ihre Namen im Sinn der neuen Mode. Zeugen dafür sind neben Conradus Celtes Protucius, Conradus Mutianus Rufus und Helius Eobanus Hessus etwa noch Johannes und Petrus Lotichius Secundus, Johannes Fabricius Montanus und Johannes Ferrarius Montanus. Dahin gehören auch die Beinamen nach der Heimat wie Roterodamus und Regiomontanus. Und den Sport, den ernsthafte Männer trieben, machte auch der Schwindler mit, der den Schein eines Gelehrten erwecken wollte. Wir treffen den geschichtlichen Doktor Faust um eben diese Zeit in zeitgenössischen Berichten mit dem Namen: Georgius Sabellicus Faustus junior und als Georgius Faustus Helmithius Hedelbergensis.

Besondere Gönner fand die neue Mode an Reuchlin und an Melanchthon. So hat Reuchlin, der allerdings den ihm von Hermolaus Barbarus verliehenen Namen Capnio nie recht gebrauchte, den oben S. 31 erwähnten kaiserlichen Notar Krachenberger auf dessen Wunsch umgetauft in Gracchus Pierius, wie sich Krachenberger dann in seinen späteren Schriften nannte. Seinem Großneffen Philipp Schwarzerd gibt Reuchlin 1508 — mit fehlerhafter Übersetzung — den Namen Melanchthon, und später wirkte dieser im Wittenberger Kreise im Sinne seines Großonkels[1]). Wenn sich Luthers volkstümlicher Geist von der Unart rein erhielt, so bezauberten Melanchthons humanistische Absichten die jungen Wittenberger Schriftsteller in dem Maße, daß sie seinem Wunsche, für die lateinische Schriftstellerei fremde Namen anzunehmen, gern folgten. Wir besitzen ein sehr wertvolles Zeugnis für Melanchthons Wirken in diesem Sinne an dem Brief eines jungen Wittenberger Gelehrten[2]), der seinen väterlichen Namen als

[1]) Camerarius 1566 De Philippi Melanchthonis ortu S. 9, 129; dazu die Bemerkungen Hartfelders in der Histor. Zeitschr. 1887, S. 547.
[2]) Corpus Reformatorum III 208 f.

Schriftsteller mit einem lateinischen vertauscht hatte und nun dem darüber erregten Vater gegenüber seinen Schritt rechtfertigen mußte. Der Brief möge mit Rücksicht auf seine Bedeutung für die Geschichte der deutschen Eigennamen hier einen vollständigen Abdruck finden:

Humanissimo atque optimo viro Nicolao Ohmler,
civi Mansfeldensi, patri suo carissimo s[alutem].

Redditae sunt mihi literae tuae, pater amantissime, in quibus me pro tua auctoritate graviter obiurgas propterea, quod aliquamdiu gentilitio nomine mutato Aemilium me privatim et publice nominaverim. Scribis enim et a gravibus viris hanc mutationem nominis serio taxari et dicaces quosdam nactos esse materiam ludendi et deridendi mei. Etsi autem facile contemno eos, qui scurriliter et animi morbo in me debacchantur, tamen, quia et te moveri video aliorum gravium virorum sermonibus et ego me ad iudicia talium componere magnopere studeo, duxi me tibi purgandum esse, ne levitate aliqua animi aut tu aut alii existiment me novum mihi nomen accersivisse. Ac primum, si qua est ea in re culpa, non est mea. Nam Aemilii appellationem Philippus mihi indidit, quod esset affinis vocabulo Ohmler. Et cum inter latine loquendum esset utendum latina forma vocis Ohmler, maluit Philippus uti Aemilii nomine, quod erat mollius quam Ohmleri. Cum tanta sit affinitas harum vocum, ipse quidem non putavit se mihi novum nomen attribuere, sed mollire usitatum. Postea cum me sic vocarent etiam reliqui, consuetudo (quae est domina sermonis) comprobavit hoc nomen. Ita non meo consilio, sed casu potius haesit in me haec appellatio: Non enim poteram vel sodalibus vel consuetudini repugnare. Proinde peto ab iis, quorum iudicia sunt graviora, ne de meis moribus censuram agant ex alieno facto, nec me levitatis insimulent eo, quod alii latinam inflexionem cognomini meo attribuerint. Spero autem de studiis et moribus meis multo rectius ex aliis rebus iudicium fieri posse. Extant mea scripta, quae, etsi rudia sunt, tamen liberant me suspicione ignaviae et ostendunt, quo genere doctrinae delecter. Tractavi honestissima argumenta partim ex sacris literis, partim ex philosophia de moribus, partim ex doctrina de rebus coelestibus sumpta. Nulla obscoenitas aut significatio petulantiae est in meis versibus; quare prudens aestimator inde facile coniecturam de moribus meis faciet. Utor etiam hic amicitia et familiaritate optimorum, ad quos aditus mihi non pateret, nisi mediocriter ingenium

et mores meos probarent. Ad haec habeo studia adolescentum honestissimorum, quorum mihi benevolentiam conciliavit haec quantulacunque ingenii vena. Spero etiam tibi et Johanni Reinek, viro optimo ac prudentissimo avunculo meo, qui acutissime de ingeniis iudicare potest, mores meos probari. Neque vero reliquae turbae iudicia multum moror, si sciam me bonis et prudentibus non displicere. Deinde non sum Stoicus, sed in communibus moribus officia quadam mediocritate metior. Non puto capitale delictum esse accersere nomen vetus sine fraude, praesertim cum hoc sit usitatissimum in scholis. Apud nos Cancellarium principis vocant Pontanum, cum sit aliud gentilitium nomen; ipse adeo non abhorret ab hac appellatione, ut etiam honorificam liberis esse ducat, vel propter unius Pontani Neapolitani, cuius ingenium et doctrinam valde praedicari audit, gloriam. Nec Caelio quidem et Johanni Agricolae puto haec nomina gentilitia esse. Sed exempla huius aetatis infinita sunt. Micyllus, vir optimus, nomen ex Luciani Dialogo eo sumsit, quod fortunae suae parvuli nomen convenire iudicaret. Nec audivi quemquam, qui reprehenderet; multis etiam eleganter fecisse videtur, quod hac appellatione significare voluit se suae fortunae tenuitatem boni consulere. Rudolphus Agricola Cancellario Bavarico Pleningero in publicis scriptis tribuit nomen Plinii. Marsilius Ficinus vocavit Jurisconsultum quendam Uranium, quod nomen ille etiam ad posteros propagavit. Cum exempla sint ubique obvia, non utar longa commemoratione. Veteres historias videte et quidem sacras. Divus Paulus Romanum nomen maluit quam Sauli appellationem Judaicam. Nec quisquam propterea Paulum levitatis arguit. Christus ipse Simoni mutat nomen et vocat Cepham seu Petrum. Vetustiores etiam sunt mutationes nominum divinitus factae Abrahae, Sarae et pleraeque aliae. Cum igitur res sit usitatissima et ego quidem nullam fraudem cuiquam hac mutatione nominis struxerim, ne choragium quidem aliquod gloriae aucupatus sim, non intelligo, cur censoria acerbitate propter hoc factum notandus sim. Etiamsi quid haberet res vitii, tamen erat humani animi id vel aetati meae vel consuetudini condonare. Postremo cur ego plectendus videor, cum non sit a me orta mutatio? Sed obiiciunt pudere eos generis et maiorum suorum, qui cognomen aspernantur. Hoc crimen nequaquam dissimulandum est. Nullum enim genus ambitionis perversius est quam parentes fastidire. Hanc a me impietatem longissime abesse volo. Ac alia sunt illustriora signa huius vitii quam nominis mutatio, videlicet arrogantia, vanitas ingenii, impudentia, contumacia. Dii meliora quam ut hae pestes teneant

animum meum; quibus si obnoxius essem, boni viri in hac luce academiae non solum non complecterentur me, sed tanquam portentum aliquod vitarent. Ego vero cum ceteras virtutes bono viro dignas quanta diligentia accersere mihi et tueri studeo, tum vero praecipue semper colendam esse modestiam et pietatem erga parentes duxi. Quare et nomine paterno appellari me gaudeo, et eodem utor ipse interdum in germanicis literis et in syngraphis. Si quem pudet generis, is moleste fert se gentilitio nomine salutari. Cicero Titum Pomponium vocat Atticum, quo nomine in familiaribus sermonibus atque epistolis utebantur. Nec tamen vir gravissimus aspernatur maiores suos aut Romanam civitatem, sed in foro usurpabat familiae nomen, in literis, in dialogis delectabatur Attici appellatione. Quid haec exempla habent turpitudinis, aut quae morositas est bonis viris obiicere mutationem nominis sine fraude factam probri loco? Augustus deridet Antonium obiicientem sibi mutationem nominis, quod infans habuerat. Fuit aliud nomen Theophrasto, sed ea maluit uti appellatione, quam indiderat praeceptor. Delectabatur enim vel benevolentia magistri vel amicissimo iudicio atque omine de ipsius ingenio. Philippum, regis Polonici Sigismundi praeceptorem, vocavit Laetus Callimachum propter felicitatem in elegia scribenda. Quanquam videbatur arrogantius, tamen ille, amans praeceptoris nomen, postea Callimachum se in publicis scriptis nominavit. Cum in Italia esset Reuchlinus, et sonus nominis peregrinus offenderet eruditorum aures, Hermolaus Barbarus iussit ei nomen ferre Capnionis. Tanti viri autoritatem libenter est secutus Capnio. Nec tamen maiores suos aspernatus est, sed eos etiam in scriptis cum illustri pietatis significatione celebrat. Non opinor tales viros omnes sceleris damnari propter novatas appellationes. Quare exempla eorum mihi quoque patrocinari velim. Illud minus movet me, quod aliqui disputant mutatione nominis contumelia affici maiores. Assentior, si quis famosum nomen usurparet, ut si Valla se vocaret Zoilum. Sed usitatum est in nominibus amare boni ominis appellationes, has nemo iudicat familiis contumeliosas esse. Nec Scipio Africanus nec Augustus senserunt maioribus suis probrosas esse has novas appellationes. Arrogantiae autem suspicionem facile purgaturum me vobis spero. Nam multi Aemilii dissimiles fuerunt, et sunt in Italia hodie quoque hoc nomine literati. Ridiculum fuerit suspicari me eo sumpsisse Aemilii nomen, quia me Pauli Aemilii similem perhiberi velim. Qua in re? Ille enim bellator fuit, ego aliud artificium sequor. Nam ut ille ait: Musas nos colimus minus severiores, cum bello nihil est negotii. Si me

Callimachum vocarem, ut ille, cuius supra feci mentionem, homines morosi citius arrogantiam interpretari possent. Sed quorsum opus est in re levissima tam longa apologia? Aequum est de meo ingenio, de mea voluntate, de studiis, de moribus coniecturam facere ex aliis signis magis perspicuis, videlicet ex testimoniis doctorum et bonorum virorum, quibus ingenium meum longa iam consuetudine perspectum est. Tum si oratio est animi character, etiam mea scripta significationem habent modestiae et candoris. Rescripsi tamen longius, partim ut tibi morem gererem, partim ut isthic mihi rursus aliquos placatiores redderem. Dicam enim vere, quod sentio, valde perculit animum meum illa de me fabula.

Cum enim sperarem me quadam et diligentia et dexteritate benevolentiam amicorum isthic confirmaturum esse, vehementer doleo me hac spe frustratum esse. Et quanquam illorum morositas non prorsus me ab his studiis deterret: tamen haec mihi suaviora essent, si mihi non pararent odium. Interdum etiam metuo, ne te quoque aliorum iudicia a me alienent. Quanto honestius facerent illi Aristarchi, quicunque sunt, si suum iudicium de studiis meis mihi ipsi amanter significarent, aut certe tibi, et monerent, quis cursus mihi tenendus esset. Tum si quid de ingenio meo spei est, te hortarentur, ut ineptias meas aetati meae condonares meque in viam revocares et studia mea liberalitate tua iuvares. Nam polliceor tibi me in omni vita in tua potestate futurum esse nec mihi quidquam magis in votis esse, quam ut hoc assequar, ut mea studia et mei mores tibi et ceteris propinquis, ac praecipue viro prudentissimo D. Johanni Reinek quam optime probentur.

Haec respondi iis, qui quodam gravitatis praetextu reprehendunt meum nomen. Nam eorum nomina non novi: aliis autem, qui scurriliter et animi morbo me derident, respondere nihil opus est; significant enim vel petulantiam ingenii sui vel malevolentiam talibus scommatis veneno tinctis. Nunquam enim defuerunt bonis et studiosis obtrectatores. Ac ne summis quidem ingeniis, ut Homero et Vergilio, pepercerunt invidi, quanto minus nobis inferioribus. Quare hanc communem fortunam aequo animo mihi quoque ferendam esse putabo. Bene vale. Anno 36.

Dieses Rechtfertigungsschreiben des jungen Öhmler an seinen Vater deckt die Gründe und den Umfang der Bewegung überraschend klar auf. Wir sehen darin, wie Rudolf Agricola und Philipp Melanchthon die Mode befördern, wie es sich zunächst immer nur um das Einreihen deutscher Namen in lateinische

Schriftstellerei handelt, und wie man anfangs noch Bedenken trug, solche Namen auch außerhalb dieses Bereichs zu verwerten. Die Bewegung erfaßt viele Humanisten. Die sprödesten Namen, die scheinbar jeder Übersetzung spotteten, sind Neuerungen gewichen, hinter denen man oft das Urbild nicht mehr zu erkennen vermag. Und die entlegensten Quellen lieferten oft solche neudeutsche Namen. So hat Micyllus seinen Namen aus Lucians Gespräch 'Traum oder Hahn' übernommen. Wer könnte hinter Plinius einen Pleninger, hinter Cuspinianus einen Spießheimer suchen? Nicht wiederzuerkennen ist Sprenz in Sperantius, Gossinger in Fusilius, Resch in Velocianus oder gar Tollhopf in Tolophus oder Theophilus und Butzbach aus Miltenberg in Piomontanus. Lange hat man sich darum bemüht, wie der Straßburger Lexikograph Dasypodius heiße, bis man neuerdings seinen wahren Namen (Hasenfuß) gefunden hat[1]).

Wer sich Agricola nannte, konnte in seinem bürgerlichen Leben Ackermann, Baumann, Bauer, Hausmann oder Schnitter heißen. Wie oft mußten somit Namensübersetzungen zu Mißverständnissen führen. Schon den Zeitgenossen ergaben sich Schwierigkeiten, wenn z. B. Ulricus Gallus, der von Hause aus Ulrich Hahn hieß, Franzose zu sein schien[2]).

---

[1]) Vgl. Erdmann im Jahrbuch für Geschichte, Sprache und Literatur Elsaß-Lothringens Bd. XII (1896) S. 199. 200.

[2]) „Praeterea Udalricus cognomento Han sub idem ferme tempus formas librarias, rem inauditam nec unquam Romanis visam, Romam attulit. Fuit is natione Germanus, cui cognomentum, ut dixi, erat Han, id latine gallum gallinaceum significat. Hoc ideo scribo, quia Campanus et aliquot docti existimaverunt hunc Udalricum natione Gallum fuisse, quod plane falsissimum est. Is tamen error inde emanavit, quod cognomen familiae traductum fuit in latinum, quod Hermolao Barbaro authore numquam fieri debet.“ Wimpheling, Epitome rerum Germanicarum Cap. 65, und mit dem gleichen Wortlaut Bibliander, De ratione communi omnium linguarum (1548) S. 82.

Daneben blieb immer die Möglichkeit bestehen, deutsche Eigennamen durch Anfügen lateinischer Endungen stilgerecht zu machen, um in lateinischer Schriftstellerei erscheinen zu können. So gibt es einen Caelius (Zell), einen Rhegius (Rieger), einen Rhagius (Rack). Im Notfall war Mulérus und Scultétus immer noch ansprechender und willkommener als Müller und Schulze! Schon der lateinische Akzent und die lateinische Endung gaben Formen wie Scriverius, Schulerus eine Weihe.

Solcher Unfug wurde besonders in den Lateinschülern großgezogen. Der Schlettstadter Schulmann Joh. Sapidus latinisierte die Namen seiner Schüler: „Ich hab viel barbara nomina, ich muß sie einmal ein wenig lateinisch machen" — so redete er den jungen Thomas Plater und Anton Venetz bei der Aufnahme in seine Schule an, und fortan heißen sie Platterus und Venetus [1]). Ein Hilfsbüchlein für den Unterricht verlangt Latinisierungen wie Adamus, Joachimus, Rupertus, Henricus: nomina quibus pueri vocantur latina esse debebunt [2]).

Es kann wohl nicht zweifelhaft sein, daß in den protestantischen Kreisen die neue Weise mehr Verehrer fand als in den altgläubigen. Wie viel enger hing der Protestantismus mit dem Humanismus zusammen! Wie sehr steckte der Katholizismus noch immer im Banne des Mittelalters! Das Latein

[1]) Platters Selbstbiographie, Ausg. von Boos (Leipzig 1878) S. 32.

[2]) Nicolai Hauerii publici Bambergensis pueritiae informatoris ad pubem suam instituendam exhortatio, Bamberg 1531. Hauers Vorwort ist 1515 unterzeichnet; wahrscheinlich ist das Büchlein damals auch zum erstenmal erschienen. Hauer empfiehlt übrigens die schlichte Latinisierung der Namen durch angefügtes -ius (Hauerius); dagegen mißbilligt er die Wortübersetzungen: varia enim sunt ejusdem nonnunquam rei etiam apud Germanos vocabula, adeo ut ipsi sese invicem saepenumero non intelligant; quare consultius videtur cognomini barbaro latinus terminus addatur, quo efficimus ut et recte ab omnibus idem proferatur et congruat nihilominus orationi latinae.

der Dunkelmännerbriefe veranschaulicht den Bildungsgrad des katholischen Klerus; der protestantischen Geistlichkeit konnten auch ihre erbittertsten Feinde ähnliche Vorwürfe nicht entgegenschleudern.

Da werden wir einen Vorwurf des katholischen Bibelbearbeiters Dr. Johann Eck würdigen können, der sich am Ende seiner 'Schutzred' 1540 gegen den Nürnberger Prediger Osiander wendet[1]): „Ain Fál hab ich an jhm als an vil andern Luterischen; so sie teütsch seind, jhre vorálter teütsch gewásen und teutsch namen gehabt, das sie kriechisch unnd Callicutisch namen schöpfen als Jobst Koch nent sich Justum Jonam, Wolffgang Hůter oder Schmid von Hagenaw nent sich Capitonem Fabricium, Schwartzerd Melanchtonem, Haußschein Oecolampadium, Paul Seidenstücker nent sich Paulum Constantium Phrygium. Und du, so dein vater Hosanderle gehaissen, nenst dich Osiandrum, sicht kainer hosen gleich[2])."

Der Vorwurf war nicht ohne Berechtigung, wenn auch Männer wie Luther, Hutten, Wimpheling, Pirkheimer, Peutinger und andere ihre deutschen Namen nie verleugnet haben. Aber Eck durfte nicht verschweigen, daß es auch in katholischen Kreisen an Männern nicht fehlte, die dieser protestantischen Mode huldigten. Unter den Gegnern der Reformation finden wir Namen wie Cochlaeus und Joh. Faber von Konstanz. Witzel nennt sich auf allen seinen deutschen Druckschriften immer Wicelius.

Die Stimmen der Zeitgenossen über diese Modetorheit der

---

[1]) Schutz red Kindtlicher unschuld wider den Catechisten Andre Hosander unnd sein schmach bůchlin durch Doctor Johann Ecken zů Ingoldstat (1540) S II b.

[2]) Prof. G. Bauch erinnert zur Bestätigung der obigen Stelle an Ecks Eintrag in die Ingolstädter Matrikel 1531 zum Namen Wolfgang Fabri aus Hagenau: „Zwinglianus hereticus mirus impostor; finxit sibi nomen Fabricius Capito".

Gelehrten waren geteilt. So ist die anfängliche Dreinamigkeit der Humanisten frühzeitig von Desiderius Erasmus Roterodamus verspottet, wenn es Laus Stultitiae S. 59 heißt: „cum in omnium paginarum frontibus leguntur tria nomina, praesertim peregrina ac magicis illis similia. Quae, per Deum immortalem! quid aliud sunt quam nomina? Deinde quam a paucis cognoscenda, si mundi vastitatem respicias[1]." Ebenso hat Aventin die Mode mit Geringschätzung als „kindisches schülerhaftes Possenreißen" bloßgestellt. Auch Camerarius weiß von Gelehrten, die ihr abhold sind. Und der oben mitgeteilte lateinische Brief beruht ja auch auf der Abneigung des alten Öhmler und seiner Landsleute gegen diese Modekrankheit.

Noch im 17. Jahrhundert verstummen die Klagen über diese Verirrung nicht. In der Zeit des großen Krieges, als die Ausländerei ihre Höhe erreicht hatte, erheben sich auch Stimmen zugunsten der deutschen Namen. In den Strafreden, die Moscherosch dem deutschen Volk hält, regt sich der Ingrimm gegen die fremden Narrenspossen, die keinem Zeitalter unbequemer waren als den Jahrzehnten, in denen sich allerorts der Unmut gegen alles Fremde Luft machte. Die deutsche Vergangenheit gibt Moscherosch das Recht und den Mut, sein Volk aufzurütteln: „Was habt ihr vermeynte Teutschen dann für Trew in ewren Hertzen gegen ewrem Vatterland? wenn ihr bedächtet, wie durch die Römische Tyrannen, insonderheit den Caesar und die Wälsche Untrew alles in Zerrüttung kommen, das ihr gleichwohl ihre Namen zu gebrauchen euch noch gelusten lasset? haben dann die Teutschen Namen nicht lusts und zierde genug, euch zu nennen? Muß euch dann in eweren Bocks-Ohren das Griechtische Philander, Philippus, Adolphus, Nicolaus, Theophilus, Theodorus etc. und andere besser

[1]) Vgl. die noch ungedruckte Freiburger Dissertation von H. Bergerhoff, Humanistische Einflüsse in den deutschen Familiennamen.

lautten? Schämet ihr euch dann ewerer selbest und ewrer redlichen Vorfahren? Schäme dich für dem Teuffel, wann du ein ehrlich Teutsche Ader in deinem leib hast, das du einen andern Namen, einen Außländischen Namen, unnd den du vielleicht selbst weder verstehest noch weissest, solst einem verständlichen bekanten Teutschen Namen vorziehen!" (A la Mode Kehrauß S. 140 ff.) Aber die fremdsprachlichen Namen saßen bereits zu fest, um verdrängt zu werden. Deshalb begegnen wir durch die ganze Neuzeit Namen wie Avenarius, Dryander, Chrysander, Fabricius, Crusius, Lipsius[1]).

Hat das 17. Jahrhundert — wie auch schon einzelne Stimmen des 16. Jahrhunderts — in den neumodischen Familiennamen lateinischen Gepräges Verunstaltungen der Muttersprache, Verstöße gegen die Einheit und Reinheit unserer Sprachart und eine Versündigung am Deutschtum erkannt, so war damals die Gefahr größer, als sie uns heute erscheint. Denn von jenen Namen ist uns teilweise nur die geschichtliche Erinnerung und nicht immer eine erbliche Fortsetzung geblieben. Vor allem aber hat bereits das 17. Jahrhundert eine bedenkliche Unart abgestreift, die sich um die Mitte des 16. Jahrhunderts eingestellt hatte. Oder war es nicht eine sprachliche Verirrung, wenn man deutschen Namen in deutschen Schriften lateinische Formgebung aufnötigte? Die Vorherrschaft des lateinischen Schrifttums verführte nur zu leicht und zu oft zu Wortfügungen wie: „in Lutheri Schriften", „unserm lieben Vater Herrn Luthero" usw. Wenn sich in „Ciceronis Schriften"

---

[1]) In der Behandlung von Melanchthons Namen (oben S. 167) sagt Camerarius 1566 De Philippi Melanchthonis ortu S. 9: „Hunc conatum mutandi nomina familiarum, memini audire doctos et praestantes dignitate viros, qui reprehenderent, quod isto pacto familiarum notitia quasi obteri videretur." Über den Einfluß, den die latinisierten Familiennamen Norddeutschlands seit 1620 auf Schweden ausgeübt haben, vgl. E. Tegnér in der Nordisk Tidskrift 1882.

oder in „Taciti Historien“ damals die Sprachkenntnis eines Gebildeten offenbarte, so lag die Nachahmung bei gut deutschen Namen überall nahe, wo das Sprachgefühl unter der Herrschaft des Lateins zu Schaden gekommen war. Geblieben sind uns aus dieser Zeit altmodische Überbleibsel: „Christi Jünger“, „ich glaube an Jesum Christum“, „die Epistel Pauli an Titum“ — alles Nachklänge aus der Zeit, in der das Latein überwog. Aber die Übergriffe dieser Gepflogenheit auf deutsches Namengut, die im 16. Jahrhundert drohten, reichen nur bis ans Ende des 17. Jahrhunderts: die Naturkraft der Volkssprache siegte über den papierenen Stil der Gelehrsamkeit[1]).

Neben der humanistischen Bewegung sehen wir seit dem 15. Jahrhundert eine andere, die ebenfalls fremdsprachliche Namen in Deutschland einbürgert. Zu dem humanistischen gesellt sich der kirchliche Einfluß, der die Namen der Bibel und der Kirchengeschichte zu deutschen Vornamen stempelt. Bereits vor der Reformation waren alttestamentliche Bibelnamen sowie fremde Namen aus der Heiligengeschichte bei uns eingebürgert. Ob mit der Reformation etwa die Gepflogenheit weitere Verbreitung fand, läßt sich noch nicht überschauen. Jedenfalls waren in katholischen wie in protestantischen Kreisen Namen wie Adam, Eva, Tobias, Susanna, auch David, Daniel, Jakob, Joseph, Zacharias, Jesse, Israel, Jeremias und Rebecca, wie Nicolaus, Georg, Caspar, Melchior, Balthasar, Martinus, Philippus, Peter, Paul, Maria, Margaretha, Anna, Barbara, Katharina allgemein verbreitet. Es war nicht selten, daß eine Familie durch mehrere Geschlechter

[1]) Aus dem vorliegenden Buch vgl. S. 43 (aus dem Jahre 1544): „unsers lieben Vaters Dr. M. Lutheri ausgelassener teutscher schrifften“ — S. 64 (aus dem Jahre 1528) „die Vertolmetschung Doctoris M. Lutheri“. Wichtig besonders S. 129 (aus dem Jahre 1544) „mit dem Drücker Henningo Rudeno“.

nur Vornamen aus der Bibel und der Heiligengeschichte aufzuweisen hatte.

Schon Aventin wies gegenüber jenen unverstandenen fremden Vornamen auf den kostbaren Schatz bedeutungsvoller deutscher Namen, die zu Tugend und kühner Tat reizen und spornen, wie Konrad, Wilhelm, Ludwig, Ernst.

Vor allem scheint sich in unsern reformatorischen Kreisen eine Abneigung gegen die fremden Vornamen geregt zu haben. Ja, Luther selbst soll nach der Ansicht zahlreicher Gelehrter der Führer der Unzufriedenen gewesen sein. Ein lateinisch geschriebenes, in Wittenberg gedrucktes Namenbüchlein eines ungenannten Verfassers[1]) verfolgt, ohne sich in ausdrücklichen Angriffen gegen die lateinisch-biblischen Namen zu ergehen, den reichen Inhalt und die sinnige Bedeutung unserer altehrwürdigen Namen. Die etwas schulmäßig nüchterne Behandlung des Stoffs, der Mangel durchgreifender allgemeiner Gesichtspunkte, wie etwa Fischart sie später entwickelt, die nüchterne, ohne sachliche und nationale Begeisterung und ohne Behagen durchgeführte Darstellung, dazu die Anwendung der lateinischen Sprache in einer ausgesprochen deutschen Angelegenheit — das alles macht es unwahrscheinlich, daß Luther selbst, wie eine bis auf Konrad Geßner zurückreichende Überlieferung will, das Namenbüchlein verfaßt habe; die Anregung zu dem Büchlein wird er gegeben haben, aber durch nichts wird es uns wahrscheinlich, daß er der Verfasser sei.

Wie viel persönlicher und entschiedener treten Vadian und Stumpf an die Eigennamen heran! Sie haben aus alten St. Galler Urkunden gelernt, welch reicher Vorrat an urdeutschen Personennamen uns zu Gebote steht, und welch tiefe Bedeutung sie bergen. Eine große Liste uralter Namen führen sie vor. Sie weisen darauf hin, daß kirchliche Heilige alt-

---

[1]) Aliquot nomina propria Germanorum ad priscam etymologiam restituta. Wittenberg 1537.

germanische Eigennamen tragen, machen aber das Papsttum verantwortlich für die Abnahme der deutschen Erbnamen. Auch glauben sie zu beobachten, wie die biblischen Vornamen hinter den lateinischen zurückstehen. Das Überwuchern dieser lateinischen Taufnamen ist es, wogegen sich die Schweizer Geschichtsschreiber besonders wenden [1]).

Können wir so beobachten, daß die reformatorischen Kreise den deutschen Standpunkt wie in der Sprache überhaupt so auch in der Frage der Vornamen vertreten, so stehen uns anderseits katholische Zeugnisse zu Gebote, die den Heiligennamen kirchliche Empfehlung geben. So bestimmte der Catechismus Romanus, der auf Veranlassung des Konzils von Trient im Jahre 1566 erschien, daß die den Getauften beizulegenden Namen von Heiligen hergenommen und heidnische Namen ganz vermieden werden sollten [2]). Damit war den uralten Namen wie Dietrich, Siegfried, Hildebrand, die mit den letzten Nachklängen unserer Heldensage noch fortlebten, wirklich die Lebenskraft genommen. Die katholische Kirche drohte also wiederum Deutschland in sprachlichen Äußerlichkeiten zu einer römischen Provinz zu machen, nachdem protestantische Vertreter für unsere vollklingenden Erbnamen eingetreten waren.

Georg Witzel ist in Deutschland ein Verfechter der Heiligennamen. Sein Onomasticon Ecclesiae 1541 ist ein Seitenstück zu dem Wittenberger Namenbüchlein. Ohne sich in einen Kampf gegen die abweichenden Anschauungen der Protestanten einzulassen, äußert er durchweg undeutsche Gesinnung, indem er zu der Frage der Taufnamen Stellung nimmt und für die Heiligennamen eintritt. Taufnamen wie Anastasius, Valerius, Cyprianus, Fabianus, Christina,

---

[1]) Vadian, Ausg. von Götzinger II 429. Stumpf, Schweizer Chronik III Kap. 59; IV Kap. 55.

[2]) Histor.-Polit. Blätter 99, 905.

Justina, Euphemia, Sophia gereichen dem Menschen zu einer größeren Empfehlung als Wolf, Ebert, Henckel, Hubelt, Utz, Del, Cuntz oder Fritz, als Gele, Metz oder Leis. Freilich „die deutschen Namen verwerfe ich nicht, wiewohl sie nach der heidnischen Barbarei fast schmecken“ [1]).

Finden das Wittenberger Namenbüchlein, Vadian, Stumpf und später Fischart gerade in dem reichen, anregenden Inhalt unserer einheimischen Erbnamen einen Hauptreiz und die wesentliche Empfehlung ihrer Neubelebung, so lobt Witzel die lateinischen Heiligennamen wegen ihrer klar zutage tretenden Bedeutung: Sebastian 'gottesfürchtig', Agnes 'keusch' — solche christliche und feine Namen sollen Eltern ihren Kindern geben als incitamenta quaedam pietatis. Den jüdisch-hebräischen Namen ist Witzel gram: sie seien zwar in geringer Anzahl, aber wo höre man einen Juden, der sich nach Namen unserer Religion nennen lasse! Immanuel, Jesse, Israel, Jeremias, Rebecca scheinen den Beifall Witzels nicht gehabt zu haben, und David, Daniel, Joseph, Zacharias duldet er nur, weil sie damals noch nicht häufig und beliebt waren. Die altdeutschen Namen läßt er völlig beiseite, obwohl sein Büchlein „die Tauffnamen der Christen“ überhaupt auslegen will; er legt den Schwerpunkt seiner Arbeit in die griechischen und lateinischen Heiligennamen; ihre vorbildliche Wortbedeutung gibt er nach seiner sprachlichen Bildung — nirgends wird der deutschen Taufnamen gedacht. In alledem sehen wir eine versteckte Ablehnung des Wittenberger Namenbüchleins von 1537, dessen der Gegner Luthers nirgends Erwähnung tut.

Dieses Verhalten Witzels, zu dem jenes Gebot des Catechismus Romanus stimmt, ist für die katholischen Kreise Deutschlands bezeichnend. So hat auch Joh. Fischart es ver-

---

[1]) Onomasticon Ecclesiae. Die Tauffnamen der Christen, deudsch und christlich ausgelegt durch Georgium Wicelium (Mainz 1541).

standen, als er im 10. Kapitel der Geschichtsklitterung auf Witzel einen heftigen Ausfall macht. Er tritt mit Entschiedenheit für die deutschen Namen ein und lehnt die jüdisch-biblischen und lateinischen Taufnamen ab, wie er sich auch gegen die Modetorheit der Humanisten wendet: „Unsere Sprach ist auch ein Sprach und kann sowohl einen Sack nennen als die Lateiner saccus. Ich glaube, man meint, unsere Vorfahren haben stets geschlafen und nit mit eben so großem Bedacht gewußt, ihren lieben Kindern Namen zu geben als die Griechen und Latiner. Wir haben jetzt das frei Regiment. Was dürfen wir uns nach den sklavischen Römern nennen, die Herren nach den Knechten? Wie solt es sich reimen, wann die Griechen ihre Kinder Xerxes und Mardonius, die Römer die ihren Perseus und Stichos genannt hätten — die Sieger nach den Überwundenen?"

Was Fischart hier kurz andeutete, gedachte er in einer besonderen Schrift weiter auszuführen. Lebhaft mit Fragen der Worterklärung beschäftigt, beobachtete er mit Interesse die Gleichartigkeit deutscher und griechischer Eigennamenbildung: Volkhard, Leonhard, Bernhard stellte er den griechischen Demosthenes, Leosthenes, Arktosthenes gleich. Zum Abschluß seiner Namenstudien ist Fischart leider nicht gekommen; wir würden sonst von ihm ein Büchlein von tieferem Gehalt und ausgeprägterer Eigenart erhalten haben, als es das Wittenberger Namenbüchlein ist. Über dieselbe Frage plante später auch Moscherosch eine Schrift, die zweifellos im Geiste Fischarts ausgefallen wäre; denn gerade in seinem Freundeskreise regte sich warmer Sinn auch für unsere Taufnamen[1]).

So tritt Fischart mit dem Stolz eines deutschen Mannes gegen Bestrebungen auf, deren undeutscher Grundzug keinem Zeitalter klarer werden mußte als dem Jahrhundert der Re-

[1]) Vgl. die puristische Schrift 'Der teutschen Sprach Ehren-Krantz', Straßburg 1644; dazu Erich Schmidt in der Zeitschr. f. deutsches Altertum XXIII 78; über Fischart vgl. Alemannia I 124.

formation. Der Sieg der vaterländischen über die lateinischen Taufnamen war freilich dem Eifer und der Begeisterung der protestantischen Vorkämpfer des Deutschtums nicht gleich. Der Erfolg lehrt, daß die alten katholischen Vornamen zu tief eingewurzelt waren. Aber das danken wir jener großen Zeit und ihren großen Männern, daß unsere altehrwürdigen Namen nicht völlig der Vergessenheit anheimgefallen sind. Unsere Dichterfürsten im 18. Jahrhundert haben die Vornamen Wolfgang, Friedrich, Gotthold, Gottlieb, Gottfried, Heinrich, Wilhelm — die hervorragenden Vertreter des 16. Jahrhunderts führen die Taufnamen Martin, Philipp, Johannes, Desiderius, Nicodemus, Egidius, Sebastian, Thomas. So kommen durch die protestantische Bewegung die deutschen Taufnamen wieder zu Ansehen; in den protestantischen Landschaften und Kreisen erfreuen sich bis heute die altgermanischen Namen einer weit größeren Verbreitung als in den katholischen.

Freilich sind auch die Humanistennamen keineswegs mit dem Jahrhundert der Reformation abgetan. Der Geist des älteren Humanismus bleibt bei uns lebendig bis zum Ende des 18. Jahrhunderts, wo die Blüte einer schönen Literatur uns Deutschen das echte Wesen des klassischen Geistes erschließt. Ehe sie erschien, wurde ein anderer Einfluß für Deutschland verhängnisvoll, und der Muttersprache drohte von ihm eine um so größere Gefahr, als er von einem benachbarten Kulturvolk ausging, das durch glückliche Lebensbedingungen vorübergehend zur geistigen Herrschaft über das ganze Abendland berufen schien.

Schon einmal hatte derselbe Feind unsere Sprache bedroht. Im Zeitalter der höfischen Dichtung waren große maßgebende Gesellschaftsklassen und die für sie bestimmten Dichtwerke in den Zugeständnissen an das Französische über das Maß des Erlaubten hinausgegangen. Aber die Gefahr war damals gering und wuchs erst später in demselben Maß, als sich mit

der Erfindung der Buchdruckerkunst die sprachlichen Wirkungen der Literaturwerke andauernd steigerten. Was im Mittelalter der Sprache vornehmer Kreise seine Spuren aufdrückte, mußte fortan für die Sprache aller Schichten verhängnisvoll werden. Und um so gefährlicher war jetzt der alte Feind, als unsere Schriftsprache erst in ihren Anfängen stand. Noch war der Kampf um sie nicht in allen Gebieten unseres Vaterlandes endgültig entschieden, noch war das Deutsche nicht reif, um für einen großen Gehalt gleichwertige Formen zu bieten, noch huldigten die Gelehrten der Sprache des Mittelalters. Inmitten dieser gärenden Zeit wirkt der neue Einfluß so zersetzend wie ein scharfer Giftstoff, der sich rasch durch alle Gewebe eines Organismus hindurch frißt.

9. Ideal und Mode im 17. Jahrhundert.

Luther und seine deutsche Bibel hatten die Sprache Obersachsens über alle Literaturdialekte erhoben: fortan wird meißnisch auf lange hinaus das Schlagwort, das wir uns nur im Zusammenhang mit Luther erklären können, wie es auch der Lutherbiograph Mathesius [1]) erkannt hat: „Meichsner, sagen auch die außlender, wenn sie untern leuten gewesen und jrs Landsmans vergessen, reden ein gut deutsch. Drumb erwecket der Sone Gottes ein deutschen Sachsen, der gewandert war und die Biblien Gottes in Meichsnische zung brachte."

Das Ansehen dieser Sprache, die für große Teile Deutschlands eine religiöse Weihe besaß, steigerte sich durch das ganze 17. Jahrhundert, und noch im 18. Jahrhundert steht es sicher und fest. Was im Sturm und Drang der religiösen Erhebung entstanden war, das wird durch den Sturm und Drang einer dichterischen Revolution eingeschränkt. Wenn sich Goethe

---

[1]) Mathesius 1566 Historien von Luthers Anfang S. 159 b = Mathesius Ausgew. Werke hrsg. von G. Loesche III [2] 313.

im Hinblick auf seine Leipziger Studienjahre beklagt, daß Deutschland lange unter dem Druck einer sprachlichen Einseitigkeit gelitten habe, so ergibt sich klar, wie hoch er die Vorherrschaft Meißens in sprachlichen Dingen einschätzte. Sein Lehrer Gellert und dessen überlegener Amtsgenosse Gottsched waren ganz im Banne des Meißnischen. Der letzte große Schriftsteller, den Obersachsen gezeugt hat, Lessing, bricht sodann den Bann. So lange gilt das gleiche Ideal, und die Fortdauer dieses Ideals spricht für die Einheitlichkeit unserer sprachlichen Entwicklung von Luther bis Lessing.

Wie gleichmäßig klingt durch zahllose Schriften dieses ganzen Zeitraums die Anerkennung des Meißnischen[1])! Wie man in der Zeit unseres höfischen Minnesangs mit dem Schlagwort vlæmischen d. h. 'flämisch reden', 'Flämisches in Lauten und Worten nachahmen' auf ein nordwestliches Ideal hindeutete, so hörte man jetzt in Oberdeutschland von der Mode des meichsnerens. Man konnte damit ein Ideal bezeichnen, das voll berechtigt war, aber zugleich gestattete der Ausdruck einen tadelnden Gebrauch[2]).

Ein solches Schlagwort wurde mit der Zeit immer berechtigter. Luther ist lange nicht in demselben Maß wie die Folgezeit sprachlich von Obersachsen abhängig. Sein Deutsch zeigt starke Zugeständnisse an Oberdeutschland. Und darin erkennen wir eben sein hervorragendes Verständnis für die

[1]) Der meißnische Chronist Albinus sagt (Meißn. Land- u. Berg-Chronica 1589 S. 319) von seiner Mundart, es bedürfe keines Beweises, daß das Meißnische allerwärts in Deutschland angesehen sei; es würden Meißner im Ausland wegen ihrer Sprache zu Ehren gebracht, und Meißnische Prediger höre man überall am liebsten. Diese Angaben erhalten eine willkommene Bestätigung durch die Tatsache, daß im Jahr 1572 ein aus Mecklenburg stammender Maler seinen jüngeren Bruder von Schwerin zu sich nach Meißen einlud, „damit er besser die meißnische Sprache erlerne" (R. Hildebrand, Ges. Aufsätze u. Vorträge S. 332).

[2]) ich meichsner 'misnisso': Albertus Ostrofrankus, Teutsch Grammatik oder Sprach-Kunst (1573 Neudruck von Müller-Fraureuth) S. 96.

sprachlichen Erfordernisse seiner Zeit, daß er oberdeutsche Bestandteile in seine Sprache aufnahm. Aber nachdem das Ansehen seiner Bibelübersetzung die sprachliche Vorherrschaft Obersachsens gesichert hatte, traten stärkere obersächsische Farben in der Sprache unserer Literatur auf. Während Luther in seinen Druckschriften die Bildungssilbe -chen zugunsten einer südlichen Endung -lin gemieden hatte, erhebt sich immer mehr die Vorliebe für -chen. Ein Zeugnis gleicher Art steckt in der Ableitungssilbe -enzen z. B. in faulenzen, das eigentlich 'nach Faulem riechen oder schmecken' bedeutet. Von Bildungen dieser Art hat Luther nur judenzen 'sich jüdisch benehmen'. Aber nach Luther mehren sich die Zeugnisse dieser Wortbildung endlos [1]). Noch Thomasius gebraucht wiederholt pabstenzen 'nach dem Papsttum schmecken'. Und Gottsched bezeichnet mit brittenzen einen neuen literarischen und sprachlichen Geschmack, der auf Engländerei hinauszulaufen schien. So zeigt im 17. Jahrhundert die Sprache obersächsischer Schriftsteller stärkere Einmischung ostmitteldeutscher Eigenart, als man bei Luther findet. Und die angesehensten unserer Dichter beugen sich vor der Herrschaft, auch wenn sie in anderen Landschaften heimatberechtigt waren. Deshalb kann der Schlesier Opitz einen elsässischen Freund brieflich warnen, von seinem elsässischen Literaturdialekt Gebrauch zu machen: „Hoc tamen nunc habe, veluti ego Silesiaca dialecto non utor, ita neque vestra Alsatica uti te posse. Est quoddam, quasi Atticum apud Graecos, genus quod Lutheranum vocitare per me potes: hoc nisi sequaris, erres necesse est [2])."

Wie für Opitz Lutherdeutsch und Schriftsprache eins ist, so kehrt auch sonst der Vergleich des Meißnischen mit der Stellung

[1]) Nachweise in meinem Etymologischen Wörterbuch (8. Aufl.) unter faulenzen und in der Zeitschr. f. deutsche Wortforschg. 6, 40.

[2]) Opitz an den Straßburger Venator (4. Juli 1628) bei Reifferscheid, Quellen zur Geschichte des geistigen Lebens in Deutschland während des 17. Jahrhunderts I 321.

des Attischen innerhalb der altgriechischen Mundarten öfters wieder. Allerdings war man sich vielfach bewußt, daß die mundartliche Aussprache des Obersächsischen, weil von der herkömmlichen Rechtschreibung stark abweichend, nicht gerade als musterhaft galt. Aber es handelt sich in der Geschichte unserer Sprache während des 16. und 17. Jahrhunderts noch nicht um eine angestrebte Einigung der Aussprache, vielmehr geht für die ganze Zeit das Streben nur nach einer Einigung auf dem Papier. Das tritt z. B. klar zutage in dem Zeugnis eines Österreichers und Katholiken, dem das Ansehen des Meißnischen ebenso hoch steht wie dem Dichter Opitz. Scioppius sagt 1626 in der Consultatio de prudentiae et eloquentiae parandae modis in adolescentis cuiusdam Germani usum[1]): „Inter principes familiam ducit et primas obtinet dialectus Misnica, quae Germanis idem est quod Graecis Attica, Italis Florentina, Gallis Aurelianensis, Hispanis Toletana. Misnenses enim optimis et probatissimis vocabulis ac phrasibus utuntur, quamvis in pronunciandis diphthongis et consonantium nonnullis risum caeteris Germanis merito moveant. Verbi gratia cum dicunt Heebt pro Haubt, Zeeberer pro Zauberer, Jott pro Gott, Gar pro Jar. Jott jeb euch ein jutes naues Gar.“ Solche Zeugnisse stehen in großer Fülle zur Verfügung: Meißnisch und obersächsisch sind für diese Zeit mit Lutherdeutsch gleichbedeutend[2]).

Wenn aber Athen unbestritten der Mittelpunkt des Attischen war, so bestand doch keine Übereinstimmung darüber, in welcher

---

[1]) Pfeiffer in der Germania 11, 320 f.

[2]) Weiteres bei Francisci, Alleredelste Kunst (Frankfurt 1670) S. 123 f.: „Über die Abweichung der Idiomaten oder Land-Sprachen von der rechten, reinen (verstehe obersächsischen) Sprache.“ — Schnabel, Insel Felsenburg (I 75 Neudr.): „Meine Verwunderung war ungemein, da ich etliche 30 ansehnliche Männer in frembder doch recht guter Tracht um uns herum sahe, sie umarmeten und küsseten mich alle ordentlich nach einander, und redeten so feines Hochteutsch, als ob sie gebohrne Sachsen wären.“

Stadt das Obersächsische oder Meißnische am reinsten geschrieben werde. Neben Wittenberg stellt sich als gleichberechtigt Leipzig schon zu der Zeit, als Konrad Geßner sein Vorwort zu Maalers Deutschem Wörterbuch schrieb[1]). Und Leipzigs Ansehen hielt sich sprachlich bis in die Zeit, als Goethe dort studierte. Aber gelegentlich streiten andere obersächsische Städte um den Preis der reinsten Sprache. Der Grammatiker Schottel[2]) hebt Leipzig, Merseburg, Wittenberg, Dresden hervor. Auch sonst werden Halle und Dresden neben Leipzig genannt, so im 'Vermehrten kursächsischen Antiquarius' des P. L. Berckenmeyer (Hamburg 1711, 3. Aufl.): „Leipzig ist berühmt wegen der Zierlichkeit der teutschen Sprache, sintemal man allhier, zu Halle und zu Dresden das schönste teutsch redet." Dann wird wohl auch Köthen als Residenz der anhaltischen Fürsten und als Sitz der Fruchtbringenden Gesellschaft in sprachlicher Hinsicht gerühmt. Aber ganz ins Abenteuerliche verliert sich Zesen, wenn er den kleinsten Orten des Gebiets vor Leipzig den Vorzug gibt[3]): „Dan weil die Meisner recht mitten im Hochdeutschlande wohnen, und daher von den Ausländischen nicht so leichtlich etwas Vermischtes haben können, als wohl andere mit fremden Völkern grentzende Deutschen; so hielt ich ihre Mundahrt, gleich wie die alten Griechen ihre Athenische, billich für eine Hauptmundahrt aller Deutschen, und wehlete sie gleichsam für meine Richtschnuhr, nach welcher ich alle andere Deutsche Mundahrten bewährete. Aber hierbei mus ich gleichwohl auch nohtwendig erinnern, daß ich unter diese Deutsche Hauptmundahrt ebenmäßig dieselbe wil gerechnet haben, welche an etlichen örtern in Anhalt und Obersachsen gebreuchlich, als sonderlich zu Köhten, welches wohl würdig zu märken, zu Wettien, Lebechien, wie

[1]) Sunt qui tractui circa Lipsiam elegantioris sermonis, quo Lutherus etiam libros suos condiderit, primas deferant.

[2]) Schottel 1663 Haubtsprache S. 159.

[3]) Habichthorst, Wohlgegründete Bedenkschrift über die Zesische Sonderbahre Ahrt Hochdeutsch zu Schreiben und zu Reden (Hamburg 1678) S. 34.

auch zu Halle, und daherúm in demselben gantzen Striche; da die Hochdeutsche sprache, sonderlich unter den Fühnehmen (dan vom Gemeinen vólklein wil ich es nicht gesagt haben) nach vieler Sprachkúndiger urteile, wohl zierlicher, lieblicher, und reiner geredet wird, als zuweilen in Meissen selbsten. Dan was Leipzig betrift, alda, weil es eine Kaufstadt ist, in welcher vielerhand Sprachen Vólker des Kaufhandels wegen zusammen kommen, ist die Sprache in etlichen stúkken schon etwas unreiner, als zu Dresden, Meissen und anderwárts.“ Es kann keinem Zweifel unterliegen: Obersachsen war durch seine glückliche Lage zwischen Niederdeutschland und Oberdeutschland wie geschaffen dazu, die sprachliche Führerschaft zu übernehmen. In ihrem Wortschatz neigen die mitteldeutschen Mundarten zum Niederdeutschen hin, aber in der Lautgebung gehen viele Teile Mitteldeutschlands mehr mit dem Oberdeutschen. Wenn man auch zugeben kann, daß Mitteldeutschland die Gegensätze des Nordens und Südens sprachlich ausgleichen konnte, so beweist doch einerseits die höfische Dichtersprache der Minnesinger, die sich auf dem Oberdeutschen aufbaut, daß die sprachliche Einigung Teutschlands keineswegs durch rein geographische Gesichtspunkte bedingt wird. Anderseits war es durch die Kulturverhältnisse nicht ohne weiteres gegeben, daß von allen mitteldeutschen Landschaften von den Rheinlanden bis nach Schlesien hin gerade Obersachsen die Führerschaft übernehmen mußte, wenn es nicht durch die Reformation dazu berufen worden wäre. Wir vermeiden es, spitzfindige Erwägungen anzustellen, wie sich die deutschen Sprachverhältnisse ohne Luther gestaltet hätten. Tatsache ist, daß bis heute niemand die Entstehung der Schriftsprache ohne Luthers deutsche Bibel aufgebaut hat. Jedenfalls das 17. Jahrhundert hat durchweg das Lutherdeutsch als sein sprachliches Vorbild gepriesen und gelehrt. Obersachsen verdankt also seinen sprachlichen Ruhm Luthers deutscher Bibel.

Aber sein Ansehen wuchs, als in demselben Gebiet, in dem

die Reformation ihr reiches Schrifttum entfaltet hatte, ein großer Sprachverein auftrat, der sich die Erhaltung und Pflege unserer Muttersprache zu seiner Aufgabe machte. Ernste Gefahren bedrohten den Fortbestand eines Ideals, dem ein Jahrhundert gehuldigt hatte. Luthers Sprache war frei von jeglicher Ausländerei gewesen, und jetzt drohte eine Verwelschung, durch die Luthers reine Bibelsprache bald unverständlich werden und altmodisch scheinen mußte. Es ist kein Zufall, daß Obersachsen Rettung und Pflege der Muttersprache fortsetzte, dort fühlte man sich als Erben der großen Errungenschaften, die mit Luthers Namen verknüpft waren. Wer hätte von Oberdeutschland oder besonders von den römischen Kreisen des bayrisch-österreichischen Gebiets eine so ernste Gründung erwarten können wie die Fruchtbringende Gesellschaft unter Fürst Ludwig von Anhalt-Köthen? Ein protestantischer Fürst, zu dem man vergebens ein katholisches Gegenstück in Oberdeutschland suchen wird, hat den protestantischen Adel Deutschlands um sich geschart, das Ansehen der Muttersprache nach innen und außen für die eigenen Kreise und für ganz Deutschland zu retten und zu heben.

Indem man sich jetzt anschickte, eine drohende Verwelschung abzuwehren, wurde es zum erstenmal eine traurige Gewißheit, daß neben den französischen, spanischen und italienischen Modewörtern große Scharen lateinischer Wortgebilde bei uns Bürgerrecht hatten. Das hätte man ja am Ende des 16. Jahrhunderts aus Simon Roths Fremdwörterbuch (oben S. 151) entnehmen können. Und die Sprachhandhabung der Kanzleien wie der Schriftsteller bewies es, daß schon durch das ganze 16. Jahrhundert hindurch lateinische Eindringlinge Bürgerrecht hatten. Aber in diesem Zeitraum sind die Stimmen doch nur sehr vereinzelt, die das lateinische Fremdwort verpönen. Schweizerische Schriftsteller sind es, die gelegentlich die Entbehrlichkeit von Fremdwörtern betonen: Tschudi[1]) in der 'Rhätia' 1538

[1]) Aegidii Tschudi Claronensis viri apud Helvetios clarissimi De prisca ac vera Alpina Rhaetia (1538) S. 108: „Cum itaque nostro

und Frisius[1]) im Vorwort zu seinem Dictionarius Latino-Germanicus 1541. Aber diesen vereinzelten Stimmen gegenüber bestand ein unabsichtliches Wohlwollen gegen lateinische Zutaten, solange noch die Vorherrschaft des Lateins in Kirche und Staat vom Mittelalter bis in das 16. Jahrhundert hinein nachwirkte. Unter der lateinischen Kirche des Abendlands hielten wir Deutschen uns vielfach für Lateiner (oben S. 9).

---

aevo Germanica lingua scribi commode possit, et latinae linguae characteres illam satis comprehendere queant, ad hoc tandem hominum curiositatem ventum est, ut cancellariorum et consistoriorum scribae rursum nobis latinam linguam in media Germanica lingua obtrudere conentur, vix unam lineam sine admixtione latini alicuius vocabuli scribentes, perinde quasi penuriam vocum habeant in Germanica lingua, sua confusione efficientes, ut multi boni viri latinae linguae peritia destituti, nesciant quid in multis locis intelligere debeant aut quid significent per illam aut istam sententiam. Quid quaeso isti aliud faciunt, quam quod linguam nostram solidam, integram, impermixtam et nulla alia inferiorem corrumpere una contemnere student, aliena introducentes vocabula, cum extraneae nationes nostram celebrem linguam non tanti faciant, ut voces eius suis intermisceant? Hinc fit, ut post labentia tempora ignorent quae vera sit Germanica lingua. Apud veteres Germanos nulla invenitur latina vox, Germanicae admixta linguae, sed modernorum scribarum turba hanc nobis confusionem facit, plus volentes quam oporteat sapere. Quare non magis scribunt, bezugen quam protestieren, gerichtszwang quam iurisditio, zug vel beruffung quam appellatz, ziehen vel beruffen quam appellieren, kleger quam appellant, antworter quam appellat, laden quam citieren, vereinigung vel vertrag quam concordatz, anstos quam confin, beweren quam probieren, grundvesti quam fundament, widerlegen vel ersetzen quam restituieren, verhefften quam arrestieren, oberkeiten quam potentaten, verpflichtung vel verschreibung quam obligation? et sic de alijs multis, ubi latina miscentur Germanicis vocabulis, quando quidem rectius ageretur, si scriberentur vel solum latine, vel solum Germanice, quae scribuntur.

[1]) Frisius tadelt die Fremdwörter, „in dies magis molescente prava consuetudine" z. B. disputieren, studieren, reformieren, prokurieren, Provision, Pension, wofür es deutsche Entsprechungen gebe.

Noch immer stand das Latein manchem Schriftsteller näher als sein angestammtes Deutsch. In diesem Sinne waren für viele Deutsch und Lateinisch gar keine Gegensätze. Aber je mehr sich nun von den romanischen Höfen aus welsche Modewörter neben die lateinischen Bestandteile stellten, mit denen sie manche innere Verwandtschaft teilten, um so klarer wurde jetzt die Größe der Gefahr.

Diese Sprachunart spiegelte zugleich fremde Mode in Leben und Wandel.

Nie werden zwar Klagen über Modedeutsch früher stumm gewesen sein. Das höfische Zeitalter der Minnesinger hätte ernsten Freunden der Muttersprache Stoff genug zur Satire geboten. Im späteren Mittelalter, nachdem die Sprachmoden der ritterlichen Kreise verklungen waren, hören wir zum erstenmal einen Freund des Deutschen über Modetorheiten eingehend spotten. Aber es sind nicht Fremdwörter und Ausländerei, worüber er sich aufregt. Es ist für die Geschichte der Fremdwörter im Deutschen besonders wichtig, festzustellen, daß der Satiriker nur Wandlungen innerhalb des einheimischen Wortguts aufzählt. Das vom Ende des 15. Jahrhunderts stammende Gedicht, das Josef von Laßberg in seinem Liedersaal III 327 ff. zuerst veröffentlicht hat, möge hier einem weiteren Leserkreis zugänglich gemacht werden.

Niuwiu tiutsch.

Man redet ditz und mainet daß:
der tutsch wil lernen, der bedarf baß
ains guten tolmetschen ietz denn ie.
Nun hört, ich wil uch sagen wie
man nüwer tütsche tichte vil:
Wenn ainer den andern slachen wil,
er droet jm zerserten durch den grint.
Ain alter man haist ain kint,
ob er nit witze hat.
Man gicht och ainer kunst kat,
Eb er alsuß lützel kan.

Ain bößwicht haiſt ain biderb man
hinder ſich ze meſſen.
Wer zürnet, der wil freſſen
den lüten ire agen uß.
Verbrint denn ainem ſin huß,
der ſait, eß ſy zerdrumen.
Ainer kam nie an die ſunnen,
der zu der welt nit wandel hat.
So git ach ſinen geſten rat
ain wirt, der erlich ſpiſet.
Man ſpricht, ainer hab verwiſet
die lüt, git er in ſwachen rat.
Man ſait, der tüfel beſtanden hatt
ainen, der boszlich tut.
Wer laidig iſt, der hat nit mut.
Frőlich lüt hant vőgelin funden.
Man gicht, ainer hab verſlunden
beckelhub und ſlappen dran,
ob ers umb win verſetzen kan.
Wer wenig trinckt, der trinckt ain ſaich.
So tribt man och der lusz laich,
das hieß hie vor geiucket.
Man gicht, ainer hab under trucket
Den andern, deß er gewaltig iſt.
Wer niempt fürcht, der fürcht ain fiſt.
Ich han gehört wol driſtunt licht,
das man aim ſtul ain ſurt gicht.
Ain hengſt wirt dick ain merch genant.
Lofft ainer bald, der komt gerant,
Gat er gemach, ſo ticht er,
Trit er liß, ſo ſlicht er.
Nimpt ainer ain wib, daß haiſt geſchent.
Wer lőgent daß man ſicht, der blent
al die eß geſechen hant.
Wer die lüt betrůgt, der beſchißt ain lant,
Lügt denn ainer, daß haiſt gefidert;
Armet ainer, der wirt genidert.
In zornes wiß ſpricht man: ſy ſchaiß.
Ein krieg haiſt man zu raiß,
So haiſt hoffart ain gebreſt,
Ain hochi burg ain giren neſt.

Ain tumber man haist ain goch
ald ain tüfel. Man spricht och:
die welt ist gesorten mit bősem kůt.
Wer milt ist, der behaltet nüt,
Wer sins verzert, der hat verschissen.
Ubel lüt sint unverwissen.
Ain gelerter haist ain buochbiß.
Ist ainer swartz, so haist er wiß
als ain gebůtlachti kra.
Můzt ieman icht, daß haist er gra,
Wenn nit můgt, der hat nit gallen.
Groß lüt haissent quallen,
So haist ain gepur ain holtzbock.
Ain witbaltzzer haist ain schopf,
So ist ain kugelhut ain tach.
Man gicht, ain kurtzer man der slach
ainem langen biß an sin kin —
disi tütsch het frömd sinn:
warumb slůg ain kurtzer man
ain, der im nit hat getan,
an sin kinn ald an sin munt?
Alle miner sind verwunt,
si blutent aber nicht.
Minnet ainer nit, man gicht,
das er nit apfel essen müg —
zwar deß tuncket mich ain lüg:
er isset ir licht me zem tag
denn ainer, der wol minnen mag.
Der aber mut und hoffart hat,
wie nider im sin sach gat,
der haist ain hochsaicher.
Diß ist ain seltzen mer:
ain tüfel haist ain zornig man,
ain wib haist ainer, der nit zürnen kan.
Ains haist so, das ander sus —
ich sait eß in aim jar nit uß,
waß man newer tütsche hat.
Min hertz gar in wunder stat,
wie ain frömder walscher[1]) man

[1]) Handschrift: falscher.

Iemer tütsch gelernen kan.
Hie mit wil ich eß laßen ligen
und diser red lan sin geswigen.

Der Dichter dieser Satire sieht offenbar mit Wehmut den Verfall der feinen höfischen Sprache: an Stelle der früheren Feinheit herrscht jetzt Roheit, an Stelle der höfischen mâze Maßlosigkeit. Es gibt vielleicht kein lebendigeres Zeugnis für die Verrohung der Sprachform am Ende des deutschen Mittelalters als diese Verse.

Während hier die Fremdwörter vollständig zurücktreten, lernen wir wenige Jahrzehnte später ein neues Spottgedicht kennen, das die neue Mode der Ausländerei und des Fremdwörtertums geißelt. Es ist in Bayern entstanden, aber die Verhältnisse, über die es spottet, galten gewiß nur für den Hof und seine modischen Torheiten, denn die darin behandelten Fremdwörter waren damals noch nicht überall in Bayern und dem übrigen Deutschland geläufig. Und daß neue Mode dabei vorherrschte, läßt sich leicht feststellen, da diese Satire für manche Modewörter die frühesten Belege liefert. In allen seinen Strophen zeigt das Gedicht ernste, vaterländische Gesinnung, wenn es auch an bayrischem Lokalpatriotismus darin nicht fehlt[1]).

Ain news gedicht von firwicz der welt.

1. Was newes nun vor handen
und vor gewesen nye,
was mäniklich möcht anden,
das sey zû hören hye,
in disem lied vernomen,
wie es ietzund ergat,
war zû es nun sey komen!
dasz volck hochtewtscher zungen
praucht auszländisch p a r a t,
red, wesen, schûch und waht.

2. All Sachen zû besinen,
die anderstwa geschicht,
sey wir auch zû begynen
den merern tail gericht.
Und wasz wir hören und sechen,
dasz uns gedunckt ain zier,
mûsz auch pey uns geschechen.
all sprach thû wir veriechen;
ob esz ist ain hanthier,
wir nenens ain m a n i e r.

[1]) Die Satire ist zum erstenmal vollständig abgedruckt von Hartmann, Bayerns Mundarten (herausgegeben von Brenner und Hartmann) I 116.

3. Ein red gat auff und abe,
die weder schadt noch nutzt.
der ye vernewt sein habe,
dasz hayssen wir **erputz**.
wer berlin, silber, golde
zů zeiten fuhrer zuckt,
Sein klaidung das mer wolde
auch zyern, alsz er solte,
und käm herfurgeruckt,
das haist man yetz **geschmuckt**.

4. Der gleichen red auszlendig
Seinn wir uns pruchen hie.
Wir habenn auch beyhändig
vil fester dan vor nie
ain zehenjerig jungen,
kümpt uber zwerch herein,
radprecht sein payrisch zungen,
alls wer sy zSchwabenn ent-
sprungenn,
zů francken oder am Rein:
Sy möcht nit krümer sein.

5. Sunst machen wir **parätl**,
alls wa man Frowen letht,
hies etwan ain **hofetl**:
nun haist es ein **panket**.
Ains aigen gstalt verkeren
das haist ain **Mumery**.
wol leben nach den eren,
gůt wirtschafft zů begeren,
das haysen yetzund wir
ain hüpsche **palaszir**.

6. Ains hayset **schlemmen**, demen,
der anders das vermag,
würdt prucht nach lebens nemen
die nacht bysz an den tag.
Mit essen grober dinge,
kott, unslit, glöser resz
thůt ainr dem andern pringen.
Noch gröbers wär zů singen,
das ich auch nit vergäsz,
wers anders geren fräsz.

7. Als, das dem leib mag schaden
und auch dem gůt thůt we,
des thü wir uns beladen
fil fester nun dan ee.
Zůtrinken alsz westfale,
Poln, Hessen und auch Sacks
ist worden uberale.
Der essen one zalle,
zů fil und uber masz,
das haissen wir ain **prasz**.

8. Als Flaming und Lamparten
Franzosische hanthir
der täntze, spil und karten
und alles prauchen wir.
mit fil und hochen falten
Reytreck zů halben knü,
als doch die ungestalten
zů tragen solten walten,
also trag wir auch die
in unsern landen hie.

9. Desz thůchs bey sechzen ellen
ain solcher rock můsz han,
der anders wil bestelen
die grossen ermel dran
mit altuättrischen kutten,
wie sich ietz aber pürdt.
ainr lautten oder pucken
ain solich Rock im rucken
geleich gesechen würt,
zů vor wan man in gürdt.

10. Lang zipfel oder lappen
auff mentel one nutz
hangen an welschen kappen.
Das nennen wir **kaputz**.
Jn aller red verloffen
ainn fremdes wort gepröckt!
Mit schůch in schůch geschloffen
das haissen wir **panthoffen**.
Auff ungerisch geröckt,
das haissen wir **gehasöckt**.

11. Hoch goller bisz zen oren
auff mentel und auch röck,
dar an fil mie verloren
von wegen fil der flöck,
der gäterischen premen
auff niderländisch phåff
Sonst mangerlay gestreme
auff hossen fil gestäme,
brait schåch als rosses håff,
wie fürwicz unsz beschåff.

12. Als wöl man ymen schöpfen,
weysz handschåch leg wir an,
Paretel brayt auff köpfenn
und vornen schellen dran
fur daugen virhin hengen
zå schonstand oder preysz,
Als für die man wöll sprengen
Unnd jagen in die engen,
glat stiffel gelb und weisz,
Geknöpflet und gepreist.

13. Hütt, taschen, paternoster,
zeug, klaider, sporen, schwert
Würdt durch des fürwitz kostenn
schir all jar zwir verkert.
auff rätzisch, türckisch arte
land wachsen etlich fleck
der zipffel yn dem parte.
Handpogen, hellenparte,
Prait säbel, pferdes deck,
ein ding haist gepaneck.

14. Trawmaten, tromen, kramer,
pospotten welscher art,
Pamerantzen, essel, sämer,
ist als ietz auff der fart.
Welsch weiber, minich, pfaffen
und abenteur suptil,
der zottoten hund unnd affen,
auch moren schwartz beschaffen,
Aller lay gaugelspil,
Was etwan nit so fil.

15. Sunst lasz wir uns beschowen
auf abentürlich sit
Her tretten für die frowenn,
in ermel schlüff wir nit,
Mit hoch und weiten lätzen
Leicht klaider, kurtz als der
Betriegen wil die mätzen.
Das leit als an dem schätzen,
Wa nit der hadern mer
Dan das in latz gehör.

16. Das manger gieng geschecket
in hossen und in watt,
das get er nun geflecket
von platern, die er hat.
Der etwan laut thöt kossen,
das ligt er yetzund ynn.
die plag malafranzossen
acht nit gestickter hossen:
on zwiffel hat er ym sin,
wie er sein gsund gewin.

17. Fil fürwitz thü wir pflegen;
der kumm wir in endgelt.
Wer mag die leng verlegen
gepranchung disser welt?
Zåtrinken, schmucken, prassen,
panketten, mumerey,
Hoch pochen auff der gassen,
der gleichen ding nit lassen,
auszgebens nimer frey —
Wa kumpt der arem pey?

18. Der uns bisz liedes melde
von ersten hat gethon,
Er riert die furwitz welde
mit iren sitten an.
Dan er hat zå geschechen
So seltzams nie erlept,
Als yetzmals wird gesechen.
Wer kan das als verjechen?
So wunderlich si leptt,
on wasz sich noch erheppt.

Dies ist die erste umfassende Sprachsatire der Neuzeit, die mit sprachlichen Mitteln Ausländerei geißelt. Aber sie bleibt ganz vereinzelt bis in die Zeit des Dreißigjährigen Krieges hinein, da die Ausländerei so sehr angewachsen war, daß sich durch ganz Deutschland der vaterländische Sinn für deutsche Zucht und Sitte, für deutsche Sprache und Dichtung regte.

Das Französische hat in den Reformationsjahren, als man um unsere angestammte Volkssprache kämpfte, keine Gelegenheit gehabt, sich unserm Volk neben dem Latein aufzudrängen. Es ist geradezu auffällig, daß unsere Schriftsteller in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts zwar von französischen Sitten und Trachten, aber nicht von französischer Sprachmengerei reden. So verrät Joh. Agricola in seinen 'Deutschen Sprichwörtern' mehrfach Ingrimm gegen die Ausländerei, die sich durch ganz Deutschland breit mache: man habe welsche, hispanische und französische Kleidung, französische Röcke, hispanische Kappen, französische und hispanische Krankheiten, welsche Praktiken, französische Kronen, welsche Kardinäle und Herren. Von einer Einmischung romanischen Lehnguts in unsere Muttersprache redet dieser warme Vaterlandsfreund ebenso wenig, wie einige Jahre später das hervorragende 'Weltbuch' des für Kulturgeschichte und Volkskunde so bedeutsamen Sebastian Franck (1533) nur sagt, die französische Tracht sei „seltsam verschnitten und verprämt und die Schuch vornen breit und maulecht, welches die Teutschen seit kurzer Zeit in allem nachzutun angefangen haben, und hat diese Sitten also überhand genommen, daß man sicher ganz Italien und Deutschland in gallischer Tracht siehet". Derselbe Sebastian Franck klagt 1538 Germaniae Chronicon S. bb II a, „das Germania ietz voll Teutscher Frantzosen, Teutscher Walhen und Spanier ist. Es ist kein volck, es bleibt bei seiner spraach und kleydung, dunckt sich der gemeyd sein, und rhümpt sich deren, wil auch das mans darbey erkenn. Allein die Teutschen verleugnen jre spraach und kleydung, und geen in frembder seltzamer mummerey

hereyn, als haben sie einn böß stuck thon, das man sie an nicht kan kennen, dann an sauffen und kriegen." Auch sonst wird das deutsche Erbübel der Ausländerei oft hervorgehoben: „plerumque aliena appetimus et admiramur, propria et domi nostrae nata negligimus" — so heißt es im Vorwort von Maalers Deutschem Wörterbuch 1561.

Auch beobachteten unsere Sprachforscher damals die Zersetzung des Englischen durch französische Einflüsse. Geßners 'Mithridates', der dem Engländer John Bale gewidmet ist, gab den Deutschen Nachricht, wie in jüngster Zeit die englische Sprache massenhaftes Lehngut aus dem Französischen und auch aus dem Latein aufgenommen hatte. Daneben fiel es den Sprachgelehrten auf, wie Ausländerei in der französischen Sprache selbst tief eingreifende Wandlungen herbeiführte. So weiß Sebastian Franck in seinem 'Encomion, das Lob des göttlichen Worts' S. 163, wie damals spanische und besonders italienische Bestandteile ins Französische drangen. Wenn Deutsche so das zeitgenössische Französisch und Englisch kennzeichnen, können sie keine Veranlassung gehabt haben, denselben Vorwurf gegen das Deutsche zu erheben. Nirgends hören wir, daß in Deutschland vor 1550 sprachlicher Einfluß von Frankreich her auf die breiten Massen gewirkt hätte.

Aber wenn es auch an ausdrücklichen Zeugnissen für Verwelschung der Volkssprache durch das 16. Jahrhundert so gut wie ganz fehlt, drangen doch, zunächst noch unbemerkt, welsche Wörter langsam vor. Schon Luthers Abneigung gegen verba castrensia et aulica (oben S. 152) deutet den eigentlichen Bereich für den Beginn dieser Strömung an: vor allem steht das Kriegswesen seit der Mitte des 16. Jahrhunderts bei uns stark unter dem Einfluß des Romanischen. Welsche Zeitungen behalten in ihren Berichten über Frankreich, Spanien und Italien gern die fremden Kunstausdrücke bei, und bald werden diese der deutschen Heeressprache einverleibt. Der Dreißigjährige Krieg hat bei uns zahllose verba castrensia vorgefunden, die

z. B. den Kriegsschriftstellern zwischen 1550 und 1620 allgemein geläufig waren. Wörter wie General, Leutnant, Offizier, Admiral, Korporal, Profoß, Tambour, Marketender, wie Infanterie, Artillerie und Kavallerie, Armada, Truppen und Armeen, Flotte, Arsenal, Garnison, oder Munition, Muskete, Pistole und Kanone — solche Wörter wiederholen sich endlos bei den Kriegsschriftstellern und in deutschen Zeitungen um die Wende der beiden Jahrhunderte [1]).

Nicht erst der Dreißigjährige Krieg hat uns diese Fachausdrücke beschert. Wenn sich am Vorabend des Krieges Fürsten und Edle Mitteldeutschlands zusammenscharten, um im Palmenorden den Feind zu bekämpfen, so muß schon vorher die Größe der Gefahr manchem guten Deutschen klar gewesen sein. Wie hätte sonst auch Opitz im gleichen Jahr, dem der Palmenorden seine Entstehung verdankt, gegen sprachliche Ausländerei eifern können? Beim Abgang vom Breslauer Gymnasium 1617 hielt der 20jährige Jüngling die Abiturientenrede, die von warmer Vaterlandsliebe in schwungvollem Latein beredtes Zeugnis ablegt. Diese Rede erschien alsbald unter dem Titel „Aristarchus sive de contemptu linguae Teutonicae“. Er erinnert darin an die großen Taten der alten Germanen, an ihre Unbesiegbarkeit und ihre Siege, an ihre altehrwürdige Sprache, die sie in ihre Schlachten begleitet hat. Die Hoheit ihres Volkstums und die Hoheit ihrer Sprache waren sich gleich. Jahrhunderte haben die Reinheit der Sprache nicht getrübt. Aber jetzt wird sie vernachlässigt, und ihr fehlt die Pflege. Lateinische, französische, spanische und italienische Fremdwörter nehmen wir willig auf, ja griechische Brocken mischen wir in unsere Umgangssprache. So sagte neulich jemand zu einem jungen Mädchen: „Jungfraw, sie muß auch das

---

[1]) Vgl. Helbling in der Zeitschr. f. deutsche Wortforschung XIV 20—70 und Klara Hechtenberg, Fremdwörterbuch des 17. Jahrh. 1904.

'τό πρέπον' observieren", und ein junges Mädchen zu einem Herrn: „der Monsieur als ein brave Cavallier erzeige mir das plaisir". Jetzt muß es unsere ernste Pflicht sein, unsere edle Sprache immerdar rein zu erhalten. Liebt eure Sprache, pfleget sie, an ihr beweiset euern vaterländischen Sinn. Bei euern Vorfahren beschwöre ich euch: verleugnet eure Sprache nicht! Vererbt sie euern Kindern in ihrer alten Reinheit! — Diese von jugendlicher Begeisterung durchglühte vaterländische Rede ist der erste Vorbote einer Dichterlaufbahn, die hohe Ziele und Vorbilder für die Folgezeit aufstellte. Aber die rein sprachlichen Bemerkungen über das Fremdwörterwesen treten hinter den allgemeinen Betrachtungen doch so sehr zurück, daß wir hier die Größe und den Umfang der drohenden Verwelschung nicht klar erkennen können.

Was Opitz in der Sprache Ciceros für gelehrte Kreise als Pflicht der Gesamtheit aufstellte, das beseelte im Herzen Deutschlands vornehme Persönlichkeiten, die ein Todesfall am fürstlichen Hof im August 1617 nach Weimar geführt hatte [1]). Das Vorbild italienischer Akademien und zumal der florentinischen Accademia della Crusca [2]), die 1582 in Gestalt eines geschlossenen Gelehrtenvereins gegründet war, wirkte bei edlen Herren, die vielfach nach der Sitte der Zeit an romanischen Hochschulen und Höfen feine Sitte und gelehrte Bildung aufgesucht haben mochten. Während im allgemeinen die Auslandsreisen unserer Vornehmen dem modischen Fremdwörterwesen Vorschub leisteten, hatte der junge Prinz Ludwig von Anhalt

---

[1]) Über die Fruchtbringende Gesellschaft vgl. die ausführliche Darstellung von Barthold, Geschichte der Fruchtbringenden Gesellschaft (Berlin 1848), sowie Otto Denk, Fürst Ludwig zu Anhalt-Cöthen und der erste deutsche Sprachverein (Marburg 1917). Ein Verzeichnis der Mitglieder der Fruchtbringenden Gesellschaft gibt Goedekes Grundriß III [2] § 177 S. 6 f. Literatur bei Jellinek, Geschichte der neuhochdeutschen Grammatik I 116.

[2]) Vgl. Jellinek, Geschichte der nhd. Grammatik I 118 ff.

von seiner italienischen Reise 1598 Anregungen mit heimgebracht, die das Zusammensein mit gleichgesinnten Adligen seiner mitteldeutschen Heimat zur Reife brachte. Der Tod seiner Schwester führte den Fürsten, der die anhaltische Regierung 1606 nach der Rückkehr von langen Reisen angetreten hatte, an den weimarischen Hof, und der Ernst eines solchen Anlasses rief ernste Erwägungen hervor, die über die eigene Familie hinaus den Blick auf das Vaterland richteten. Der vornehmen Trauergesellschaft waren die Beziehungen der italienischen Höfe zu den zahllosen Akademien in lebhafter Erinnerung, und die Accademia della Crusca, in die Prinz Ludwig 1590 aufgenommen worden war, legte einen Verband zur Pflege deutscher Sprache und Dichtung nahe. Am 24. August 1617 vereinigte sich der kleine Kreis zu einer geschlossenen Gesellschaft. Fürst Ludwig wurde ihr Oberhaupt. Er hatte einen ausgesprochenen Sinn für die Muttersprache, und der Ernst seiner Persönlichkeit zog die Kreise der Gesellschaft immer weiter. Üppig wuchs der Palmbaum heran. Aber in seinem Schatten sehen wir nur Fürsten, Herzöge und Grafen, ganz ausnahmsweise auch hochgestellte bürgerliche Persönlichkeiten. Opitz, der nach längerem vergeblichem Streben als das 200. Mitglied aufgenommen wurde, war der zweite bürgerliche Name in diesem Kreise. Alle Mitglieder waren außerdem Protestanten. Die Satzungen schlossen zwar Katholiken so wenig aus, wie sie Bürgerliche ausschlossen, aber die wenigen Ausnahmen nach beiden Richtungen bestätigen doch die Tatsache, daß es eine Gesellschaft protestantischer Edelleute war. Um sich gegen die Ausländerei zu wehren, wiederholten sie ein ausländisches Vorbild, und an die abgeschmackten Gesellschaftsnamen der Kleienakademie erinnern z. B. die Namen des „Mehlreichen" und des „Nährenden", die dem Oberhaupt und seinem Stellvertreter zukamen. Die ganze Spielerei mit gesuchten und abgeschmackten Gesellschaftsnamen, wie sie in diesem Kreise herrschte, macht uns leicht den Eindruck einer

inhaltslosen Vereinsmeierei. Aber die Tätigkeit der Fruchtbringenden Gesellschaft hatte doch auch ihre ernsten Seiten. Fürst Ludwig hat durch unermüdlichen Verkehr mit den namhaftesten Sprachgelehrten nicht bloß der deutschen Sprachlehre, sondern auch der deutschen Sprache selbst ernsthafte Dienste geleistet. Er hat das sprachliche Ideal der protestantischen Heimat der Schriftsprache befestigen helfen. Doch vor allem wurden die adligen Kreise Deutschlands an die aufblühende deutsche Dichtung gewöhnt. Und wenn man vom Zeitalter Friedrichs des Großen sagen kann, daß der große preußische König die ganze Literatur seiner Zeit beherrscht hat, so haben die Dichtergeschlechter in diesen traurigen Zeiten des Kriegs gern hinaufgeschaut zu den Höhen des Palmbaums, und das Streben nach einer äußeren Formvollendung von Sprache und Vers galt doch wesentlich den adligen Kreisen, die man für die neue Literatur zu gewinnen trachtete.

So entstanden Dichtwerke, deren Formgewandtheit ganz Deutschland wieder für deutsche Sprache begeisterte, nachdem das abgelaufene Jahrhundert der Reformation reich an Taten, aber arm an Poesie und noch ärmer an Formensinn gewesen war. Deutschlands Dichtung war durch das 16. Jahrhundert hindurch wesentlich auf die lateinische Sprache beschränkt gewesen, und die adligen Kreise haben daran wenig Anteil genommen. So erhebt sich jetzt die deutsche Sprache zu deutscher Dichtung, auch für unsern Adel.

Dadurch erzog die Fruchtbringende Gesellschaft ihre Mitglieder zur deutschen Sprache. Französisch wurde im Briefverkehr verboten. Wer an das Oberhaupt in einer fremden Sprache schrieb, dem wurde eine Geldbuße auferlegt. Wilhelm Micrander wurde z. B. bestraft, als er 1648 in Vereinssachen an den Fürsten Ludwig ein Schreiben in spanischer Sprache richtete[1]).

[1]) E. Wülker, Die Verdienste der Fruchtbringenden Gesellschaft um die deutsche Sprache (Weimar 1888) S. 23.

In dieser Weise war der sprachlichen Ausländerei Einhalt geboten, und die Satzungen verlangten, daß die Mitglieder „die hochdeutsche Sprache in ihrem rechten Wesen und Stande, ohne Einmischung fremder Wörter, aufs möglichste und thunlichste erhalten, und sich sowohl der besten Aussprache im Reden als auch der reinsten Art im Schreiben und Reime-Dichten befleißigen sollten“.

Hatte die Verwelschung schon um die Wende der beiden Jahrhunderte eine bedrohliche Gestalt angenommen, so steigert der große Krieg die Gefahr, und je länger er sich hinschleppt, um so dringlicher wird der Ruf nach Abwehr in allen deutschen Landen. So fehlen in dem Sitten- und Kulturbild, das 1629 ein „Kleyder Teuffel“ entfaltet, neben den französischen Trachten auch die fremden Spracheinflüsse nicht: „Das wer ja ein ewige schande, da doch der meiste Theil Teutschen, jhre Kleidung und teutsche Gemüter schon längsten vermetamorphorisiret und verwandelt haben. Da gibts Teutsche Spanier, Teutsche Franzosen, Teutsche Italiener, Teutsche Engelländer, Summa der Teutsche Mann ein Allemodisch Mann“ [1]).

In den dreißiger und vierziger Jahren des Jahrhunderts durchziehen patriotische Lieder das durch den Krieg schwer heimgesuchte Vaterland. In allen ermahnt der deutsche Michel seine Landsleute, mit den modischen Fremdwörtern auch das Joch der Ausländerei abzuschütteln. Es sind immer Umgestaltungen desselben Grundlieds, das verloren gegangen zu sein scheint. Bald verkürzt, bald erweitert erscheinen Überarbeitungen des Grundstocks in Augsburg, Innsbruck, Köln und Frankfurt a. M., und Schriftsteller wie Moscherosch und Grimmelshausen verschmähen es nicht, wenn sie ihre Satire gegen Verwelschung der Sprache richten, Strophen aus diesem Liede mit eigenen Zutaten zu verweben. Natürlich macht auch die puristische

---

[1]) Birlinger, Alemannia 9, 55 (vgl. auch Osborn, Die Teufelliteratur des 16. Jahrhs. 1893 S. 212).

Literatur, wie am Ende des Dreißigjährigen Krieges „Der Teutschen Sprach Ehren-Krantz“ 1644, immer wieder Gebrauch von Strophen unseres Liedes, dem wahrscheinlich eine geläufige Weise („Das alt verachten, nach newem trachten, eim teutschen Bidermann steht nit wohl an“) zu schneller Berühmtheit verhalf. So sangbar aber das Lied auch war, und so sehr die vaterländische Stimmung einzelner Strophen Begeisterung entflammen mochte — die Mehrzahl der Strophen verdient nur die Beachtung der Wortforscher, und nur unter dem Druck der Verwelschung und der Ausländerei konnten sich treudeutsche Gemüter an gereimten Wortlisten begeistern.

Ein newes Klaglied wider alle Sprachverderber, der teutsche Michel genandt[1]).

1. Ich teutscher Michel, versteh schier nichel
In meinem Vatterland, es ist ein schand.
Man thuet jetz reden als wie die Schweden
In meinem Vatterland, es ist ein schand.

2. Ein jeder Schneyder will jetzund leyder
Der Sprach erfahren sein und redt Latein,
Welsch und Frantzösisch, halb Japonesisch,
Wann er ist voll und doll, der grobe Knoll.

3. Der Knecht Matthies spricht bona dies,
Wann er guet morgen sagt und grüßt die Magt;
Sie wendt den Kragen, thuet jhm Danck sagen,
Spricht Deo gratias, herr Hippocras.

4. Ihr fromme Teutschen, man solt euch beutschen,
Daß jhr die Muettersprach so wenig acht.
Ihr liebe Herren, das heißt nit mehren,
Die Sprach verkehren, zerstöhren.

5. Ihr thůt alls mischen mit faulen Fischen
Und macht ein mischgemäsch, ein wůste wåsch,
Ein faulen Hafenkåß, ein wunder seltzambs gfråß,
Ein gantzes A. B. C., ich nit versteh.

---

[1]) Das umständliche Titelblatt mit Angabe der Melodie läßt unser Abdruck außer acht. Die Überlieferung des Gedichtes erörtert Pietsch 1915 Deutscher Sprache Ehrenkranz ³ S. 598.

6. Was ist armieren, was avisieren?
Was avancieren, attaquieren?
Was approchieren, archibusieren?
Was arrivieren, accordieren?

7. Was ist bloquieren, was bastonieren,
Benedicieren, blaterieren?
Was blasphemieren, was buccinieren?
Was balsamieren, blandieren?

8. Was ist campieren, was chortesieren,
Contribuieren, crepieren?
Was ist citieren, was callopieren?
Was convoyieren, charschieren?

9. Was ist Armada, was retirada?
Was palisada, steggada?
Was ist intrada, was della spada?
Was ist cavalcada, provada?

10. Was ist ein Gubernier? verkaufft er Mertzenbier?
Was ist ein Commendant für ein Trabant?
Was ist Colonell? ein Müller oder Meel?
Was ist Maior? ein neues Stadlthor?

11. Wer ist der Capitan? ein doller Goggelhan?
Was ist Cornet? ein faule Bawrengreth?
Was seind denari für Commissari?
Was ist jhr adiutant? der Jud im Landt?

12. Ey holla holla! was ist parolla?
Was Soldatesca? wer da? wer da?
Was ist mostarda? was salva guarda?
Was ist standar, parlar? potz gueter Jahr?

13. Was ist Artolerey, was ist infanterey?
Was die cavallerey, was ein parthey?
Was ist die harmoney nur für ein Katzegschrey?
Was bringt die phantasey für ein convoy?

14. Was ist damnieren, was dubitieren,
Dissimulieren, dominieren?
Was dispensieren, was discurieren?
Was diffamieren, despectieren?

15. Was ist errieren, was excusieren,
Elaborieren, emendieren?
Was excludieren, examinieren,
Effectuieren, expedieren?

16. Was ist fundieren, favorisieren,
Was factorieren, fallieren?
Was ist florieren, fructificieren,
Was ist flangieren, flatieren?

17. Was ist das Haupt quartier? ein gfrässigs wildes Thier?
Was ist die Guarnison, was ein squadron?
Was ist die gantz Armee? nur lauter ach und wehe?
Was ist der Randefueß? ein Habermueß?

18. Was ist der Belvider? ein Schneider oder Scher?
Ist dann Escurial ein Schucsteraal?
Was ist Constabel? potz Endtenschnabel!
Was ist parabel für ein Gabel?

19. Wer seindt die Dame? krumm oder lahme?
Wer seind die Cavalier, oi oi monsieur?
Wer ist der favorit? ich traw und glaub jhm nit,
Er hat ein bötz credit wie ein Bandit.

20. Wer ist der Landerly, wer ist der Signor si?
Was ist die Gellery, gusy, gusy?
Was ist oy per ma fey? ist es ein Fuder Hey?
Was per lamor de die? ja morgen frúe!

21. Was ist gustieren, was gratulieren,
Gratificieren, gaudieren?
Was ist grassieren, was gubernieren?
Was gallisieren, glorieren?

22. Was ist hortieren, was haeredieren,
Halucinieren, haerieren?
Was honorieren, humorisieren?
Was humilieren, hesieren?

23. Was ist jactieren, was imparchieren,
Incaminieren, intrudieren?
Was intendieren, introducieren?
Intercipieren, informieren?

24. Was ist der Fresco für ein Tudesco?
Wer ist der Gentilhuom? Thorwächter z'Rom?
Was ist Tragoner? ein Königslohner?
Ein Muntifoner, Parmasoner?

25. Was ist ein Officier, was ein Avanturier?
Wer ist der Ingenier, wer ist Curier?
Was ist ein Passagier, was ist ein forestier?
Was ist ein Curisier? ein wilder Stier?

26. Was ist condition, was amunition?
Was reformation, confusion?
Was ist relation, was information,
Was visitation? Ich lauff darvon.

27. Was ist Officiant? ein großer Elephant?
Ist nit der alt furfant dir auch verwant?
Was ist Comoediant? was hat er für ein schandt?
Was ist ein Rebellant für ein Bachant?

28. Was ist logieren, was lamentieren?
Was laborieren, laedieren?
Was licentieren, was liberieren?
Was liquidieren, lustrieren?

29. Was ist marschieren, was molestieren?
Was mantenieren, mundieren?
Was ist monieren, was meritieren?
Was mantenieren, mancieren?

30. Was ist narrieren, was negotieren?
Notificieren, negieren?
Was nominieren, was negligieren?
Nobilitieren, nocieren?

31. Was ist ein Flotta, was ist ein Grotta?
Was ist die allianz? ein Bawrentantz?
Was ist doch ein Caball? ein alte Khue im stall?
Ist dann der Fabelhantz die Martesgantz?

32. Was ist ein dignitet? ist es die Morgenröth?
Was ist ein qualitet? sag an, Knospet.
Was ist Commoditet, was die Neutralitet?
Was sey Ballet, Trombet, kein Paur verstehet.

33. Was ist ein Traditor? ach bhüt mich Gott darvor!
Ist dann Buldron deß Meister Hanse Sohn?
Was sein Bastoni für guet Buggoni?
Was sein Buffoni? Narroni?

34. Was ist alarm, alarm? ju, ju, daß Gott erbarm!
was ist nur traffico für Haberstro?
Was ist die Liga, was siga, siga,
Olla putrida, fatiga?

35. Was ist impresa? wer gibt die spesa?
was ist Signor Patron für ein speon?
Was ist Bagaschi, was fouteraschi?
Was ist ein Baschi, gutaschi?

36. Was ist ornieren, was obedieren?
was obscurieren, offendieren?
Was obligieren, was offerieren?
was obtrudieren, oppugnieren?

37. Was ist parlieren, was perdonieren,
Parlamentieren, passieren?
Was ist pactieren, was perturbieren?
Was provocieren, parieren?

38. Was ist quartieren, was quiescieren,
Qualificieren, querieren?
Was quadruplieren, quadripartieren?
Was querulieren, quassieren?

39. Was sein retutten, Höcht oder Rutten?
Was sein statuten für Dutten?
Was sein recrutten für alte Kutten?
was sein patutten für Flutten?

40. Was ist contento, was fünff per cento?
was ist auff interim, doch für ein Stimm?
Was basta, basta? ich mag nit faste,
Ich wohn beym Summulier, trinck Wein für Bier.

41. Wo bleibt das Proviant, ist keins mehr inn dem Landt?
wer gibt uns dann Vivers, der von Nivers?
Commiß nimb hin und friß! es ist ein gueter Biß.
Serviz ist gantz keinitz, schweig still, ich schwitz.

42. Was ist der Hugenot? gar ein vergiffte Krot?
wie bsteht der Floriot? mit schand und spot.
Wer ist der Idiot, ist er dein Patriot?
was ist Piscot für gsodt, ach lieber Gott!

43. Was ist regieren, was retirieren?
was recontrieren, refreschieren?
Was ruinieren, recommandieren?
was rebellieren, reformieren?

44. Was ist spedieren, was strapizieren?
was succurieren, secundieren?
Was scharmizieren, was simulieren?
was sincerieren? verführen!

45. Was ist Gran Duca, was ist Baruca?
wer ist der Admiral? ein Fueteral?
Wer ist der Gran Prior? er geht gantz inn malor,
Ist jetz ein Servitor und suecht favor.

46. Was ist ein Pruniol, ein schöner Capriol?
Was ist das Vitriol, was Spaniol?
Was ist Alteza, was ist grandeza?
was ist forteza, del meza?

47. Was ist ein panatel? ist es ein Schriffterel?
was ist der cerebel nur für ein Gsell?
Was ist der Mirabel? ein junges Lämble-Fel?
was ist der Dilledell für ein Rebell?

48. Was ist ein Marcepan? ein Hennen od' Han?
was ist ein Grobian doch für ein Gspan?
Was ist ein Busican, was ist ein Carpezan?
was ist ein Partisan für ein Phasan?

49. Was ist taxieren, was traficieren,
Temporisieren, torquieren?
was transferieren, tumultieren?
was transigieren, tentieren?

50. Was ist votieren, was vidimieren,
Verificieren, vertieren?
was vitulieren, vociferieren?
Was visitieren, vexieren?

51. Wer iſt der Concipist? er und der Cancelist
Zu helffen dem Jurist ſein allzeit grüſt.
was thuet der Calvinist? er niſt zum Atheist
und ſitzt beym Antichrist auff ſeinem Miſt.

52. Was iſt ein Potentat, Praelat und Deputat?
was iſt ein Panlavat für ein Salat?
was iſt ein bastonat, was iſt ein Advocat,
was Commissariat? gſegn Gott das Badt.

53. Was iſt ihr Eminenz, was ihr Magnificenz?
was iſt ihr Excellenz, was iſt Licenz?
was iſt obedienz, was iſt correspondenz?
was iſt plenipotenz? botz peſtekrentz!

54. Was iſt allegrament, Patent und mancament?
was iſt retranchiment, was malcontent?
wer iſt der Praesident? potz hundert tauſent ſchendt!
Vollent dein bloderment, und mach ein endt!

55. Habt jhr verſtanden, mit Spott und ſchanden,
wie man die Sprach verkehrt und gantz zerſtöhrt?
Ich teutſcher Michel verſteh ſchier nichel
In meinem Vatterland, es iſt ein ſchand.

Der Reimſchmied, der die langatmigen Wortliſten in Verſe brachte, hätte vielleicht das Zeug gehabt, in einem Fremdwörterbuch die alamodiſche Sprache des Kriegs zu verewigen. Aber die Hochflut der Fremdwörterbücher ſollte erſt ſpäter kommen; damals verblieb es bei dem mehr als beſcheidenen Verſuch Zeillers in den Epiſteln III 294–301.

Wie ſchulmäßige Denkſprüche bieten die langatmigen Wortliſten dieſes Gedichtes dem Gedächtnis Fingerzeige und Warnungen. Und ſolcher Warnungstafeln mit den verpönten Fremdwörtern ſchuf die Zeit des Dreißigjährigen Krieges manche in Verſen[1]) wie in Proſa. Aber der Leſer von heute

[1]) In gewandterer Darſtellung bewegt ſich das von Pietſch, Deutſcher Sprache Ehrenkranz [3] S. 57—61 mitgeteilte Gedicht eines unbekannten Verfaſſers aus den letzten Jahren des Dreißigjährigen Krieges: „Deutſche Satyra Wieder alle Verterber der deutſchen Sprache“. Aus dem Jahre

würde durch weitere Zeugnisse nicht eigentlich mehr Material erhalten, als der „Teutsche Michel“ in Verse gebracht hat; durch den Abdruck desselben bin ich der Mitteilung weiterer Belege überhoben.

In buntem Wechsel stehen französische Fremdwörter neben lateinischen. Jetzt will man mit den welschen Eindringlingen auch die lateinischen verpönen. Wer beides neben- und ineinander sah, schauderte zurück, wie stark das rein deutsche Sprachbild der Lutherbibel verunreinigt war. Ein Modegötze hatte unsere Sprache und unser Volk verführt: Sitte und Zucht, Kleidung und Nahrung, Bildung und Erziehung — das stand nicht auf dem Spiel, das war schon fast verspielt. Und dieser Modegötze war die Mode selbst. Alamodisch — so hieß das Schlagwort der Verwelschung, so hieß auch der Schlachtruf der Patrioten gegen die Verwelscher[1]).

Waren vor dem großen Kriege nur Adel und Heer der Verwelschung erlegen, so versichern jetzt, während des Krieges, alle Beobachter, daß die Verwelschung alle Stände und Berufe ergriffen habe. Die verba aulica et castrensia, die Luthers Sprache und Zeitalter sich nicht allgemein angeeignet hatten, waren jetzt Gemeingut geworden. Und kein Stand, kein Beruf hätte sich der Verwelschung erwehrt, wenn nicht die Sprachreiniger ernsthaft und unermüdlich immer von neuem wieder die Forderung der Sprachreinheit verkündigt hätten. Denn das ganze gesellschaftliche Leben war bereits zersetzt. Im Briefverkehr der Gebildeten herrschten französische Überschriften und Unterschriften. Im Gespräch bildeten französische Komplimente einen unvermeidlichen Bestand. Gruß und Glückwunsch wurden französisch. Die Anrede war nicht mehr deutsch. Französische

---

1648 stammt die sich an den Teutschen Michel anschließende „Wehe-Klag deß alten Teutschen Michels uber die allomodische Sprachverderber“, die Pietsch ebenda S. 67 mitteilt.

[1]) Vgl. Erich Schmidt, Charakteristiken I 63 und Fr. Schramm, Schlagworte der Alamodezeit (Freiburg. Dissert.) 1913.

Flüche stellten sich neben die welschen Komplimente[1]. Und unsere deutsche Häuslichkeit wurde durch Wörter wie Papa und Mama, Onkel und Tante von der Mode bedroht.

Am häufigsten wiederholen sich die Klagen über die Heeressprache, die ja schon vor dem Krieg des Fremdartigen viel aufgenommen hatte. So macht ‘Der Teutschen Sprach Ehren-Krantz’ (Straßburg 1644) S. 4 folgende Zusammenstellung: „die hauffen müssen uns trouppen heissen, ein Heer armée, ein feldbind Escharpe, arbeiten travailliren, die arme Leút plagen tribuliren, die húlff unnd beystand assistentz, der bund Alliance, die freywillige Soldaten avantoureurs, das Wachthauß corps de garde, die flucht nemmen retiriren, da das retten gut teútsch wár, herzugraben approchiren, die Fahnen Standarten, dem Feind entgegen kommen recontriren, den Feind angreiffen chargiren, die Besatzung Guarnison, die ordentliche bezahlung gage, die fútterung fourage, der vorzug avantgarde, der nachzug arrière garde, unnd also viel Wágen voll Frantzósischen wórter.“ Ähnliche Zusammenstellungen macht in gebundener Form Ernst Christoph Homburg in seiner „Schimpff- und ernsthafften Clio“ (Hamburg 1647) S. C 5 a (Str. 7 und 8):

Nun wir haben dennoch Frommen,
Ob wir wol bekrieget sehr,
Von dem Kriege was bekommen,
Frembde Wörter Centner-schwer,
Dis, o Teutschland, dis zum besten,
Kriegst du von den frembden Gästen!

Wer weis nicht, was Escadronen,
Was Tambour und Capitain?
Was Pedarten und Canonen,
Minen, contre-minen seyn?
Reteriren, retrenchiren
Kan ein Bawr im Munde führen.

[1] Briefanfang: mon cher frère, Briefschluß: votre très humble serviteur; Gruß: bon jour, à dieu; Glückwunsch: à votre santé; An-

Machten sich im Kriegsleben welsche Fremdwörter breit, so übte das Latein nach wie vor einen starken Einfluß auf alle Stände aus. Rechnungen und Briefe der Kaufleute begannen mit laus deo, und schlossen mit datum, anno, post scriptum, manu propria. In den Kanzleien der Gerichte herrschen unzählige Fremdwörter auf -ieren. Wie man daran jetzt Anstoß nahm, obwohl schon die Sprache des 16. Jahrhunderts davon gestrotzt hatte, so fiel es nun unangenehm auf, daß die Kunstsprache der Ärzte nur lateinische Fachausdrücke zuließ, die dem Laien unverständlich bleiben sollten. Wie anstößig war es vollends, daß sogar die Geistlichen auf der Kanzel ihre Sprache mit Fremdwörtern spickten! „Wie offt höret man ab dem Predigstul — sagt 'Der Unartig Teútscher Sprach Verderber' (1643) S. 22 — accomodiern, approbiern, confirmiern, demonstriern, exequiern, fingiern, imaginiern, jubiliern, lamentiern, molestiern, ordiniern, praestiern, und dergleichen noch viel Wort fallen."

So waren alle Stände und Berufe von dem Unfug der Ausländerei durchseucht. Man überbot sich gegenseitig in dem Prunken mit Fremdwörtern. War die Sprache des gemeinen Mannes von der Mode beeinflußt, so konnte sich die Sprache der Stutzer nicht mit dem Wortstoff begnügen, der schon in aller Munde war. Der richtige Monsieur Alamode, wie er in Flugblättern aus der Zeit des Dreißigjährigen Krieges genannt wird, wollte nichts gemein haben mit dem gemeinen Mann und schuf sich ein fremdartiges und fremdländisches Gigerldeutsch aus gesuchten Fremdwörtern. Im Munde solcher Gecken hieß das Haar Imagination, der Zopf Favorit, der Hut Respondent, der Halskragen Variant, das Wams Malcontent, der Degen Penitent, der Spazierstock Commandeur, der Schuh Necessité, der Stiefel

rede: monsieur, mon camarade, madame, demoiselle; Flüche: par ma foi, morbleu, mort de ma vie, par dieu; Komplimente: votre esclave; plus obligé à vous obéir.

Occasion, die Rosette Confusion, die Galoschen Sentinelle, die Sporen Resonant, der Mantel Pennal, Gang und Gebärde Stultissimo[1]).

So steigerte sich überall die modische Unart zur Unnatur. War im 16. Jahrhundert die Volkssprache in ihrer derben Natürlichkeit dem Aufblühen von Formensinn im Wege gewesen, so kann jetzt die Dichtung vor Ausländerei und geschraubter Sprachhandhabung nicht zu reinen Formen heranreifen. Die Poeten, wie sich jetzt die neuen Dichterlinge so gerne nannten, bewegten sich oft in den gesuchtesten Redewendungen, die dem nüchternen Beobachter und Verehrer der Volkssprache widerlich sein mußten. Lauremberg liefert 1652 dafür ein abschreckendes Beispiel, wenn er die Verse lächerlich macht:

> Auff einem holtzern Pferd das nasse blaw durchschneidet,
> Spaltend Neptuni rück mit einem Waldgewächs.
>
> (4. Scherzgedicht V. 400')

Schupp liefert hierzu im 'Teutschen Lehrmeister' (1658) ein Gegenstück: „Du Helffte meiner Seelen, du mein ander Ich, meine Gehülffin, meine Augenlust! Das gegossene Ertz hat den neundten Thon von sich gegeben, erhebe dich auff die Säulen deines Cörpers und verfüge dich in das mit Federn gefüllte Eingeweide." So zeigen sich in der Dichtersprache schon um die Mitte des Jahrhunderts die frühsten Regungen der Unnatur, die bald im Schwulst von Lohensteins Dramen ihre schlimmste Entfaltung zeitigen sollte.

Aber im Mittelpunkt des Interesses steht bei den Zeitgenossen gegen das Ende des großen Krieges entschieden die Fremdwörterfrage. Wer alle Äußerungen der deutschgesinnten Sprachfreunde aus den vierziger Jahren des Jahrhunderts zusammen-

[1]) Deutungen dieser Fremdwörter in der Sprache der Stutzer gibt Falke in der Zeitschr. f. deutsche Kulturgeschichte (1856) I 167. Sie stammen aus einem alten Flugblatt. Vgl. auch Schramm a. a. O.

stellen könnte, würde erstaunt sein über die Fülle der Zeugnisse und den Umfang der Abwehr[1]).

Aber — könnte man einwenden — dürfen wir den Sprachreinigern der Zeit auch trauen? Pflegen nicht ängstliche Gemüter die Lage immer schwärzer anzusehen und auszumalen, als sie sich bei ruhiger Überlegung darstellt? Sind die Wortlisten des Teutschen Michel nicht unerhörte Übertreibungen?

Solche Fragen sind hier kaum am Platz. Man schaue, wohin man will — überall und voneinander unabhängig erheben sich den ganzen Krieg hindurch die Stimmen gegen die Sprachmode, die sich in allen Kreisen breitmacht. Aber die Zahl solcher Stimmen ist vielleicht nicht für jedermann so beweiskräftig wie die Sprachhandhabung der Zeit. Was man damals der deutschen Sprache zuzumuten begann, läßt sich z. B. aus dem Briefe Wallensteins an den Kaiser (5. 9. 1632) nach dem Sturm bei Nürnberg erkennen: „Das combat hat gar frühe angefangen und den ganzen Tag caldissimamente gewährt. Alle Officiers und Soldaten haben sich so tapfer gehalten, als ichs in einiger occasion mein Leben lang gesehn hab, und niemand hat einen fallo in valor erzeigt. Der König hat sein Volk über die Maßen discoragirt; Ew. Majestät Armee aber, indem sie gesehen, wie der König repussirt wurde, ist mehr denn zuvor assekurirt worden[2])."

Kaum hätte der Spott und Hohn eines Sprachreinigers ein derartiges Musterbeispiel toller Fremdwörterhäufung ersinnen können. Das Schreiben Wallensteins zeigt jedoch deutlich genug, daß der Briefstil der Zeit tatsächlich im Fremdwort förmlich schwelgt. So konnte der Dichter Rist, als er seine Streitschrift gegen das alamodische Wesen in der Sprache richtete, keine entsprechendere Form zur Verkündigung seiner An-

[1]) Zahlreiche Zeugnisse in gebundener Rede stellt P. Pietsch zusammen in seinem Buch „Deutscher Sprache Ehrenkranz" [3] (1918) S. 41 f.

[2]) Wallensteins Briefe hrsg. v. Fr. Förster (1829) II 238. Vgl. A. Götze in den Neuen Jahrbüchern f. d. klassische Altertum 35 (1915) 151/2.

schauungen finden als eben die Briefform[1]). Indem er 1642 seine 'Rettung der edlen teutschen Hauptsprache' schreibt, veranschaulicht er nicht bloß den Umfang der ganzen Gefahr in den Briefen des Herrn Pomposianus Windbrecher zu Schneideberg und des Herrn Liepholb von Hasewitz zur Leimstangen, sondern zugleich wird auch in den Briefen des Freiherrn Ernst Teutsch-Hertz von Redlichshausen und des Fräuleins Adelheit von Ehrenberg der Beweis erbracht, daß die Muttersprache den Forderungen der Reinheit völlig zu entsprechen imstande sei. Und dieser Gedanke wiederholt sich endlos in der Fülle von Schriften, die der Ehrenrettung unserer Sprache durch Rist auf dem Fuße folgten: Der Unartig Teutscher Sprachverderber 1643[2]); Teutscher unartiger Sprach, Sitten- und Tugend-Verderber 1644; Der Teutschen Sprach Ehren-Krantz 1644; Neue außgeputzte Sprachposaun 1648. Warum Armee und nicht Heer? Kapitän und nicht Hauptmann? Ist Fußvolk und Reiterei nicht klarer und glücklicher als Infanterie und Kavallerie? Beispiele solcher Art waren leicht gefunden, und man konnte sich noch wohl erinnern, daß man früher Personen und Sachen nur mit gutem Deutsch bezeichnet hatte. Wer hätte unter dem Drang des Kriegs und seiner Verwüstung da von der Berechtigung des Fremdworts zu sprechen gewagt?

So ist der Kampf gegen die Verwelschung ganz allgemein. Man schart sich zusammen und kämpft in großen Vereinen für Sprachreinheit. An den Ritterorden der Fruchtbringenden Gesellschaft schließen sich jetzt Verbände an, in denen sich bürgerliche Schriftsteller für Deutschheit in Sprache und Dichtung

---

[1]) Kl. Hechtenberg, Der Briefstil d. 17. Jahrhs. 1903.

[2]) Vgl. Hans Gräf, Der 'Sprachverderber' vom Jahre 1643 (Dissert. Jena 1892), sowie Beinert in der Zeitschr. f. deutsche Wortforschg. VI 76, wo Moscherosch als der Verfasser erwiesen wird. Über den Verfasser der Schrift 'Der Teutschen Sprach Ehren-Krantz' vgl. zuletzt Pietsch, Deutscher Sprache Ehrenkranz 1915[2] S. 604.

begeistern: die Aufrichtige Tannengesellschaft zu Straßburg 1633; Zesens Deutschgesinnte Genossenschaft zu Hamburg 1643; die Pegnitzschäfer zu Nürnberg 1644; Rists Elbschwanenorden 1658[1]).

Die Besten unseres Volks waren von derselben Überzeugung beseelt wie die Sprachgesellschaften und die Vorkämpfer für Sprachreinheit in Schrift und Lied. Die große Not des Vaterlands hatte alle aufgeweckt. Eine bedeutende Vergangenheit, die Helden von erhebender Kraft und befreiendem Mut aufweist, der Sieg unseres Volksgeistes in weltbewegenden Stürmen, vor allem die große Tatsache der deutschen Reformation — in solchen Erinnerungen schwelgten damals unsere besten Schriftsteller, in solchen Rückblicken findet man trotz Sorgen und Befürchtungen Kraft und Mut zum Kampf gegen Ausländerei und Verwelschung. Helden wie Ariovist, Arminius und Wittekind sind die führenden Geister aller Bedrängten. Weltentrückt durchleben sie in ernsten Beratungen des Vaterlands Gefahren. So hat Philander von Sittewald sie auf der Burg Geroldseck an der Saar erschaut. Er schildert die alamodischen Laster der Zeit auch sprachlich mit alamodischen Farben: „Nicht das ich irgend mangel an Teutscher Sprach gehabt hätte, sondern das man ein offenbares Muster habe in künfftiger zeit, und sehe, wie so gar unsere heutige unartige Landsleut (auch wohl die jenige, so den Fuß niemahlen auß der Mutter Heymat gesetzet haben) solche Untugend hoch und herrlich halten; auch

[1]) Vgl. H. Schultz, Die Bestrebungen der Sprachgesellschaften des 17. Jahrhunderts. Berlin 1888. Über die Tannengesellschaft vgl. G. Voigt, Die Dichter der Aufr. Tannengesellschaft zu Straßburg (Programm von Groß-Lichterfelde) 1899. Über den Pegnesischen Blumenorden vgl. die Festschrift zur 250jährigen Jubelfeier des Pegnesischen Blumenordens hrsg. von Th. Bischoff und Aug. Schmidt (Nürnberg 1894), sowie Herdegen (Amarantes), Historische Nachricht von deß löblichen Hirten- und Blumen-Ordens an der Pegnitz Anfang und Fortgang (Nürnberg 1744) und Conrad von Hövelen (Candorin), Des Hochlöbl. ädelen Swanen-Ordens deutscher Zimber-Swan. Lübeck 1666.

nicht wohl etliche wort reden können, sie müssen ihre angeborne Selbständige Haupt-Sprach mit diesen Bastart sprachen verunehren." „Solche Sprach verkätzerung ist anzeigung genug der Untreu, die du deinem Vatterland erweisest." „Ihr mehr als Unvernünfftigen Nachkömlinge! welches unvernünfftige Thier ist doch, das dem andern zu gefallen seine Sprach und Stimm nur änderte? hastu je eine Katz dem Hund zu gefallen bellen, ein Hund der Katzen zu lieb mauchzen hören? Nun sind warhafftig in seiner Natur ein Teutsches festes Gemüth und ein Schlipffriger Wälscher Sinn anderst nicht als Hund und Katzen gegen einander geartet; und gleichwohl wollet Ihr, unverständiger als die Thiere, Ihnen wider allen danck nacharten? Hastu je einen Vogel blärren, eine Kuh pfeiffen hören? Und ihr wollet die edele Sprach, die euch angeboren, so gar nicht in obacht nemmen in eurem Vatterland. Pfuy dich der schand!" „Alsden wird das Reich, das mächtigste Reich, zu grunde gehen, wo Gott nicht einen Helden erwecket, der der Sprach wider ihre maß setze, Sie durch Gelehrte Leut auffbringe und die Wälschlende Stimpler nach verdienst abstraffe. O Gott, welchen Helden hastu dir hie zu erwählet? treibe ihn, auf das dieß Werck einen Seeligen vortgang habe!"

Aber alles Hoffen und Sehnen, das Moscherosch in so eindringliche Worte kleidet, blieb unerfüllt, wenn auch im äußersten Osten Friedrich von Logau und im äußersten Norden Hans Wilmsen Lauremberg ihre Satire in Versen gegen die Verwelschung richten; der heißersehnte Held, den Moscherosch in seinen Träumen dem Vaterland gewünscht hatte, ist ausgeblieben, so viele sich auch für berufen hielten, Hand an das große Werk zu legen. Jedenfalls ist Philipp Zesen, der Begründer der Deutschgesinnten Genossenschaft, dieser Retter in der Not nicht geworden.

Zesen selbst und seine Freunde von der Deutschgesinnten Genossenschaft waren allerdings von der Überzeugung beseelt, daß er Kraft und Mut, Bildung und Kenntnisse, Sprachgefühl

und Wortgewalt mehr in sich vereinige, als irgendein anderer Zeitgenosse. Er stammte aus einem protestantischen Pfarrhaus, die Heimat der Fruchtbringenden Gesellschaft war auch seine Heimat. Er besuchte die Lateinschule in Halle und die Hochschule in Wittenberg, und Sprachgelehrte, die für den Palmenorden tätig waren, sind seine Lehrer gewesen. Sprachreinheit, wie sie in der Fruchtbringenden Gesellschaft ihren ersten Ausdruck gefunden hatte, erfüllte den Jüngling, als er vom Jahr 1642 an wiederholt längeren Aufenthalt in Holland nahm. Dort, wo sich die deutsche Sprache in einer überraschenden Reinheit frei von Fremdwörtern ausgebildet hatte, erkannte er, daß der Reichtum unserer Sprache einen unendlichen Stoff zu neuen Wortgebilden besitze, um alle Fremdwörter zu beseitigen. So hielt er sich nicht in den Schranken, vor denen andere zurückgeschreckt waren, aber sein Ausgangspunkt war derselbe, sein Ziel war dasselbe, sein Erfolg dagegen war größer. Allerdings seine Gegner, wie die ganze Folgezeit, wissen mehr von der Lächerlichkeit seiner Mißgriffe als von seinen Erfolgen. Aber manche von den Wortgebilden, die man als seine Wortschöpfungen verspottet, waren Verirrungen einer Keckheit und Zügellosigkeit, die nur durch ein jugendliches Alter von etwa 25 Jahren entschuldigt werden können. So alt war Zesen, als er in Holland 1645 seinen Roman von Ibrahim Pascha nach französischer Vorlage und seinen Originalroman von der Adriatischen Rosamund abfaßte und darin eine Fülle von Neuerungen wagte: Tageleuchter für Fenster, Jungfernzwinger für Nonnenkloster, Mannszwinger für Mönchkloster, Reitpuffer für Pistole, Zeugemutter für Natur, Walthauptmann für Leutnant, Mummgesicht für Maske, Lusthöhle für Grotte, Prunkrede für Kompliment, Prunktuch für Teppich, Schauburg für Theater, Goldapfel für Pomeranze. Einzelne dieser Neuerungen verraten unzweifelhaft wortschöpferische Kraft und gesundes Sprachgefühl. Und von einigen

Jugendsünden hat sich Zesen mit reiferen Jahren losgesagt, wie er es an ernster Spracharbeit nie hat fehlen lassen. Es mochte ihm allmählich wohl eine Ahnung von dem Unterschied zwischen Fremdwort und Lehnwort dämmern; denn so sehr sich auch die ganze Zeit sprachlich ernsthaft bemühte, so war doch eigentlich niemand unter den Sprachgelehrten, die jetzt eine deutsche Philologie begründeten, mit der geschichtlichen Durchdringung des ganzen Sprachstoffs so vertraut, daß Fremdwort und Lehnwort säuberlich geschieden worden wären. So konnte sich Zesens Eifer an Wörtern wie Kloster, Fenster, Tempel, Thron, Krone, Dutzend vergreifen.

Aber nicht nach den Mißgriffen allein darf man die ganze Bewegung einschätzen und beurteilen. Denn dieser an Irrungen und Wirrungen reichen Zeit verdankt unsere Sprache auch glückliche Neubildungen[1]) wie lustwandeln für spazieren, Vollmacht für Plenipotenz, Augenblick für Moment, Gesichtskreis für Horizont, Wundarzt für Barbier, Verfasser für Autor, Vertrag für Kontrakt, letzter Wille für Testament, Sinngedicht für Epigramm. An diesen und ähnlichen glücklichen Wortübersetzungen hat Zesen einen Anteil, sei es, daß er sie selbst geschaffen hat, sei es, daß seine Empfehlung einem wenig geläufigen Ausdruck zum Durchbruch verhalf.

Den vollen Umfang an neuem Wortgut, das in dieser Zeit aufkam, klar zu ermessen, sind wir heute leider noch immer nicht imstande. Sicher aber ist, daß manche unserer glücklichsten Wortgebilde den Bestrebungen dieser Zeit ihr Dasein ver-

---

[1]) Vgl. darüber die wichtigen Abhandlungen von H. Wolff, Der Purismus in der deutschen Literatur des 17. Jahrhunderts (Straßb. Diss. 1888) und von H. Harbrecht, Ph. von Zesen als Sprachreiniger (Freiburger Dissert. 1912); vgl. auch Dissel, Ph. von Zesen und die Deutschgesinnte Genossenschaft (Hamburger Programm 1890) und Prahl, Ph. von Zesen, ein Beitrag zur Geschichte der Sprachreinigung im Deutschen (Danziger Programm 1891).

danken. Ebenbürtig mit Zesens lustwandeln ist das Wort Briefwechsel, das der Nürnberger Harsdörffer, der Begründer des Pegnesischen Blumenordens, als Verdeutschung für Korrespondenz aufbrachte. Das Lateinische saeculum hatte im 16./17. Jahrhundert zweifelloses Bürgerrecht. Wer hätte damals geglaubt, daß es einem deutschen Worte Platz machen könnte? Und nun erhebt sich im Dreißigjährigen Krieg ganz vereinzelt die auffällige Wortbildung Jahrhundert: sie wurde nach 1700 vorherrschend, und Jahrzehnt, Jahrtausend treten später daneben.

Wer etwas durchsetzen will, muß immer das Doppelte fordern. Dieser alte Grundsatz hat gewiß die Sprachreiniger zu weit getrieben. Aber wenn wir unter den erfolgreichen Neuerungen so manches glückliche Wort finden, das in der Sprache unserer größten Dichter wie in der gebildeten Umgangssprache der beiden folgenden Jahrhunderte einen festen Platz behauptet, so haben wir hier auch noch die Pflicht, jene treudeutschen Sprachfreunde von dem Verdacht der Urheberschaft einiger zweifelhafter Wortgebilde zu reinigen, die ihnen von ihren Gegnern angedichtet wurden und die ihnen ungeschichtliche Voreingenommenheit immer noch andichtet. Im hausbackenen Wortwitz der älteren Fastnachtspiele sind Umschreibungen wie Löschhorn für Nase Scherze, die sich ins 17. Jahrhundert hinüber vererben. Wer aus den Kreisen der Sprachreiniger jetzt so alte Philisterscherze mitmachte, geriet gleich in den Verdacht einer lächerlichen Verdeutschungswut. Zesen hat zweimal das Wort Nase mit Löschhorn umschrieben. Aber es ist nicht im geringsten zweifelhaft, daß er damit keine sprachliche Neuerung anstrebte, sondern nur einen alten Wortwitz aus den Nürnberger Fastnachtspielen und der Sprache Fischarts auffrischte.

Wenn man den Sprachreinigern dieser Zeit die Verdeutschung des Lehnworts Katze durch pelzene Mausefalle zugeschoben hat, so fehlt dafür jede Spur eines Beweises. Das

war vielmehr ein alter Scherz, der hinter Klostermauern und in mönchischen Gelehrtenstuben beliebt war. Zesen und seine gleichstrebenden Freunde haben ihren Eifer nie gegen das Wort Katze gerichtet[1]). Zu Unrecht wird auch gern Windfang für Mantel als eine Neuerung Zesens behauptet, ohne daß jemand bisher dafür hat einen Beweis erbringen können; es war vielmehr ein rotwelsches Wort der Bettler- oder Feldsprache des 16./17. Jahrhunderts, das Zesen nie in die Feder gekommen ist. Ganz willkürlich ist die auch schon im 17. Jahrhundert auftretende Behauptung, Zesen habe Sattelpuffer für Pistole gebraucht. Auch dieses Wort kommt nie in Zesens Werken vor. Und wenn dann noch behauptet wird, der Purismus des 17. Jahrhunderts habe Gesichtserker für das vermeintlich fremde Nase aufgebracht, so fehlt das offenkundige Scherzwort dem 17. und 18. Jahrhundert überhaupt ganz und gar. So überzeugt man sich schnell, wie die Lästersucht auch schon bei Zesens Lebzeiten darauf ausging, den sprachlichen Bestrebungen einer ernsten Vaterlandsliebe übeln Leumund anzuhängen[2]).

Allerdings stand die Frage nach dem Ursprung von Wörtern wie Katze und Nase auf der Tagesordnung. Indem man den Ursprung unserer Sprache dicht an das Hebräische heranrückte, strebte man darnach, das Deutsche in seiner ursprüng-

[1]) Das DWb. und Sanders belegen die scherzhafte Bezeichnung aus Specks Trutznachtigall 36, 103 und aus Abr. a S. Clara, Judas d. Erzschelm 1, 250. Weiterer Beleg: Aldenburgk 1627 Westind. Reiße G IV b „dieweil sich aber eine grosse Noht von grossen und kleinen Meusen in der Stadt ereignete, also daß wir nicht recht ruhen kundten, dannenhero man den Beltzeren Meußfallen sicher Quartir außruffen muste.“

[2]) H. Wolff, Purismus S. 100 kennt nur zwei Stellen, an denen Zesen Löschhorn gebraucht, und für beide vermutet er komische Absicht: „wie wird die Welt ihr Löschhorn rümpfen“ Vorr. z. Simson; „wenn er, der Gegner, sein klügelweises Leschhorn nur auf ein Stündlein in das Buch stecken wollte“ Helikonische Hechel (1668) S. 100. — Vgl. auch mein Etymol. Wb.[8] unter Gesichtserker.

lichen Reinheit klar zu erfassen. Aber die sprachwissenschaftliche Erkenntnis der Schwärmer für Deutschheit war noch nicht so weit vorgerückt, daß man die Grenze zwischen Urverwandtschaft und Entlehnung erkannt hätte. Wie hätte man auch vor Jacob Grimm und Franz Bopp feststellen wollen, in welchem Sinn das Verhältnis von deutsch Nase zu lateinisch nasus, von Fenster zu lateinisch fenestra, von deutsch Mai zu lateinisch maius zu verstehen sei?[1]) Die Unterscheidung von Urverwandtschaft und Entlehnung ist das schwierigste Kapitel der deutschen Wortforschung, und man darf den Vorläufern und Vorboten der deutschen Philologie aus mannigfaltigen Mißgriffen keinen Vorwurf machen[2]). Erst nachdem sich jetzt mehrere Geschlechter ernsthaft um die Muttersprache bemühten, konnte der Grund für alle gelehrte Arbeit gelegt werden.

Für das 16. Jahrhundert können wir nicht eigentlich von deutscher Sprachforschung und Sprachwissenschaft reden, aber wer wird dem Wolfenbüttler Grammatiker Schottel den Namen eines Sprachforschers vorenthalten wollen? Vor Jacob Grimm hat niemand die Muttersprache so gründlich und vielseitig erforscht und dargestellt, wie Schottel in seiner „Ausführlichen Arbeit von der Teutschen Haubt-Sprache" (Braunschweig 1663). Er hat gearbeitet, wo andere nur schwärmten. Er hat geforscht, wo andere sich mit dunklen Ahnungen begnügten. Er hat ausgebaut, was vor ihm noch niemand klar erfaßt hatte. Aber indem er sich als echter und wahrer Sprachforscher über

[1]) Der römische Adler (Leiden 1645) Fohrrede S. 5: „Wegen des wohrtes Mey stehen viele in der meinung, daß es vom Lateinischen Majus hergekommen sei. Ich aber halte dafohr, biß auf bäßeren bericht, das gegenspihl wahr zu sein, daß der Lateinische Nahme Majus von dem Teutschen Mei, und nicht das Teutsche vom Lateinischen entsprossen sei."

[2]) Übrigens sind die Bezeichnungen Lehnwort und Fremdwort überraschend spät — um 1850 — aufgekommen; im 17. und 18. Jahrhundert hatte man den Unterschied der verschiedenen Stufen der Entlehnung überhaupt noch nicht erfaßt.

alle Sprachfreunde und Sprachverbände seiner Zeit erhebt, sehen wir ihn zugleich beseelt von demselben Geist, der die Führer der Fruchtbringenden Gesellschaft belebte. Er stand mit ihnen im regsten Austausch über alle sprachlichen Fragen und war einig mit ihnen im Kampf gegen die Verwelschung. Auch Schottel huldigt der Sprachreinigung und führt dies Bestreben in die deutsche Grammatik ein. Während des 16. Jahrhunderts hatte sich die deutsche Sprachlehre allmählich aus der lateinischen heraus entwickelt, die Kunstwörter jedoch hafteten ihr noch fest an. Nachdem nun Ratich die deutsche Schule und den deutschen Sprachunterricht begründet hatte, ergab sich die Notwendigkeit einer Umgestaltung der Kunstwörter, und Schottel war zu dieser Aufgabe durch hervorragendes Sprachgefühl besonders befähigt. Das Glück, das so manchen Wortgebilden Zesens zuteil geworden war, sollte auch ihm beschieden sein. Mundart für Dialekt, Wörterbuch für Lexikon, Sprachlehre für Grammatik, Wurzel für radix, Zeitwort für Verb, Doppelpunkt für Kolon, Rechtschreibung für Orthographie, Redensart für Phrase, Geschlecht für Genus, Wortforschung für Etymologie — diese und viele andere Wörter aus dem Bereich der Sprachwissenschaft sind Neuerungen und Wortschöpfungen Schottels. Und Ähnliches hat er für Poetik und Rhetorik geleistet: gebundene Rede für Poesie, ungebundene Rede für Prosa, Lustspiel für Komödie, Trauerspiel für Tragödie[1]).

Was Sprachforscher und Sprachfreunde, Dichter und Schriftsteller einzeln und in Sprachvereinen als Hauptaufgabe für alle Vaterlandsfreunde in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts verkündeten, das gleiche Streben beseelt auch in der zweiten Hälfte desselben Jahrhunderts unsere besten Schriftsteller. Mit Beharrlichkeit predigt die Satire in allen deutschen

---

[1]) Vgl. Wolff, Purismus S. 130 f.

Landschaften immer von neuem dies Gebot der Sprachreinheit. Auf Logaus Sinngedichte, in denen Verwelschung und Entwelschung ein Hauptmotiv bilden, folgt Gryphius mit seinem Horribilicribrifax (1663), der die alamodischen Sprachunarten seiner Zeit im Lustspiel an lebenswahren Vertretern veranschaulicht. Da stellt sich der Gelehrtendünkel, der mit dem Firlefanz eines reichen Zitatenschatzes um sich wirft, neben den großsprecherischen Soldatenton, der in welschen Flüchen und welschen Komplimenten schwelgt. In dem zumeist gefährdeten deutschen Westen, wo die vierziger Jahre eine Fülle von Sprachschriften hervorgerufen hatten, erneuerte Grimmelshausen mit seinem Deutschen Michel (1673) den Kampf, in dem einige Jahrzehnte früher Moscherosch der Führer gewesen war. Aber immer noch blieb der Retter aus, den gerade die Straßburger Kreise und die benachbarten Landschaften mit besonderer Inbrunst ersehnt hatten.

So groß auch die allgemeine Not war, der Erfolg aller Bemühungen entsprach nicht dem großen Aufwand von Ernst und Arbeit, von Liebe und Hingebung, die sich damals überall betätigte. Und so viel Einzelheiten dieser Arbeit unsere Anerkennung und auch unsere Bewunderung finden, die Gefahr war und blieb ungemindert, und das welsche Fremdwort regte immer von neuem unsere besten Schriftsteller zur Abwehr an.

Es wäre ungerecht, den Übereifer der Sprachreiniger und die Unzulänglichkeit der damaligen Sprachforschung für die Geringfügigkeit der Erfolge verantwortlich zu machen. Noch unberechtigter aber wäre es, mit der Fortdauer und der Stärke der Verwelschung des 17. Jahrhunderts die Notwendigkeit des Fremdwörterwesens überhaupt beweisen zu wollen; denn niemals sind die Fremdwörter notwendig und unentbehrlich [1]).

Die Hauptschuld an den Mißerfolgen der ganzen Bewegung

[1]) Über die Teilnahme der Jesuiten am Kampfe gegen die sprachliche Ausländerei vgl. Bernhard Duhr, Zur Bekämpfung der Ausländerei im 17. Jahrh. im Jahresbericht der Görres-Gesellschaft 1917.

liegt an dem niederen Stande des deutschen Schrifttums und an dem großen Unglück des Dreißigjährigen Krieges. Aber verhängnisvoller als unsere eigene Ohnmacht war die Größe unseres Erbfeinds. Indem sich das Ansehen des französischen Namens immer mehr steigerte und unter Ludwig XIV. eine Weltmacht wurde, deren Ruhm ganz Europa beherrschte, erlagen Fürsten und Adlige einer Ausländerei, gegen die Ludwig von Anhalt mit einigem Erfolg angekämpft hatte. Der Glanz einer vielbewunderten Dichtung bezauberte die weitesten Kreise der Gebildeten, und wo vorher nur französische Brocken und Wendungen sich breit gemacht hatten, da hielt jetzt das Französische selbst seinen Einzug. Französisch war die Sprache der Höfe[1]) wie der Gelehrten, und was etwa dem Französischen an Raum bei uns fehlte, darin teilte sich die Muttersprache mit dem Latein.

So hat das Ende des traurigen Jahrhunderts Schlimmeres erlebt, als man vor dem Beginn des großen Krieges nur hätte ahnen können. Hoffnungsloser hat das Ansehen der deutschen Sprache niemals darnieder gelegen, als an der Wende des

[1]) Am Brandenburgischen Hofe des Großen Kurfürsten, der übrigens Mitglied der Fruchtbringenden Gesellschaft war, hörte der Geschichtschreiber Gregorio Leti aus Mailand während eines sechswöchigen Aufenthalts in Berlin nur Französisch und kaum Deutsch; vgl. dessen Ritratti historici, politici, chronologici e genealogici della casa serenissima e elettorale di Brandeburgo (Amsterdam 1687) I 394 Ma per dire il vero, per quello che spetta alla lingua francese, benche in tutte le corti di Germania sia in tale uso, che par materna da per tutto, ad ogni modo è certo che per quanto hò possuto osservare in sei settimane continue che mi sono fermato, dalla matina à sera, mi par cosa impossibile che si possa trovare un' altra corte dove sia più comune, e più in uso, e trà li prencipi, e trà la nobiltà. Nella camera di sua serenità elettorale, tante volte che hò havuto la fortuna di scontrarmi, non hò in teso mai parlare altra lingua che francese, e di rado il tedesco. Nelle gallerie, nelle camere gli uni con gli altri non si parlano che francese, nè mi ricordo se hò scontrato alcuno nella corte che non parli francese.

17. Jahrhunderts. Deutschlands größter Gelehrter, der tiefste Denker seiner Zeit, der große Leibniz, schrieb seine Werke in lateinischer und in französischer Sprache. Der Tiefstand der deutschen Sprache lag ihm klar vor der Seele. Nach Moscherosch und Schottel war niemand mehr durchdrungen von der allgemeinen Not, und ebenso lebhaft wie sie hat er die Besserung und Pflege der Muttersprache, das Ansehen des Deutschen nach innen und nach außen immer von neuem erwogen. Seine Sorgen und Befürchtungen, seine Hoffnungen und Wünsche hat er wiederholt in Worte gekleidet. Zwei deutsche Schriften, in denen er umfassende Vorschläge zur Abhilfe entwickelt, haben sich in seinem Nachlaß gefunden. Aber veröffentlicht hat er sie selbst nie — so aussichtslos erschien ihm sein Plan[1]).

Zwar war die Vorherrschaft des Lateins im Schrifttum endgültig gebrochen; zwischen 1681 und 1691 tritt das Latein als Buchsprache hinter unserem Deutsch dauernd zurück, um akademische oder papierne Gelehrtensprache zu werden. Dafür erhebt nunmehr das Französische Anspruch an das Schrifttum Deutschlands; und dieser steigert sich seit 1740 in so hohem Grade, daß der zahlenmäßige Umfang des französischen Schrifttums bei uns im 7. Jahrzehnt des 18. Jahrhunderts ein Achtel der gesamten Literatur ausmacht[2]). Wurde doch z. B. die in gutem Deutsch geschriebene Metaphysik des Philosophen Wolff auf Befehl Friedrichs des Großen ins Französische übertragen, damit die vornehmen Kreise Deutschlands das Werk des deutschen Philosophen besser verstehen könnten. Für die vornehmen Kreise Deutschlands hat es sicher eine gewisse Geltung zu beanspruchen, wenn Voltaire vom Hofe Friedrichs des Großen aus in seine Heimat berichtete: „Je me trouve ici en France. On ne parle que notre langue. L'Allemand est pour les soldats et pour les chevaux; il n'est nécessaire que pour

---

[1]) Neudruck bei P. Pietsch, G. W. Leibniz. Berlin 1916.

[2]) Fr. Paulsen, Geschichte des gelehrten Unterrichts [2] II 688.

la route.“ Versichert doch 1761 Mendelssohn, daß das Französische in Berlin fast zur Muttersprache geworden sei [1]). Wehmut mußte die Zeitgenossen Klopstocks darüber erfüllen, daß der deutsche Adel unser Deutsch in die Gesindestube verwies und im Kreise der Familie kein Deutsch wünschte. Graf Friedrich Leopold zu Stolberg denkt an die eigene Kindheit zurück, wenn er in seinem Aufsatz ‘Über unsere Sprache’ von dem „Hausgesetz“ spricht, bei der Tafel französisch zu reden: „jeder kindliche Wunsch mußte, um bei den Eltern Gehör zu finden, sei es mündlich, sei es schriftlich, in der Sprache des Fremdlings vorgelegt werden“ [2]).

Aber das Zeitalter Friedrichs des Großen, das die Blüte unserer klassischen Literatur beginnt, hat noch in einem andern Sinne sprachlich das Zeitalter der charakterlosen Minderjährigkeit abgeschlossen: Oberdeutschland legt die letzten Merkmale seiner ererbten Literaturdialekte ab und beugt sich endgültig unter die neue Schriftsprache.

10. Oberdeutschland und die Katholiken im 18. Jahrhundert.

Schon während des 16. und 17. Jahrhunderts waren die katholischen Kreise von der großen Sprachbewegung, die von unserm Reformator angeregt und durchgeführt wurde, zum Teil ergriffen worden. Die deutsche Sprachlehre des Claius (1578), die den Sprachgebrauch Luthers als Norm betrachtet, blieb nicht ohne Einfluß auf die Katholiken. Das Buch erlebte so zahlreiche Auflagen, daß es zweifellos auch in katholischen Kreisen eine weite Verbreitung gefunden haben muß (oben S. 45). Im 17. Jahrhundert erlebt es sieben Auflagen (die Übersetzungen

---

[1]) Vgl. Georg Mentz in der Zeitschr. f. deutsche Wortforschung I 202.

[2]) Der Brüder Christian und Friedrich Leopold Grafen zu Stolberg Gesammelte Werke (Hamburg 1820—25) 10, 313 f.

in fremde Sprachen abgerechnet): 1604, 1610, 1617, 1625, 1651, 1677, 1689; die letzte, der Zahl nach die 11. Auflage, erschien 1720[1]). Nahezu durch ein und ein halbes Jahrhundert behält das Buch also eine praktische Bedeutung. Und mit ihm steigt auch das Ansehen und die Bedeutung von Luthers Sprache, die seit etwa 1580 zur Norm für unser Schriftdeutsch wird.

Luthergrammatik und Lutherdeutsch — das ist die Losung im 17. Jahrhundert[2]). Aber ein endgültiger Anschluß der katholischen Landschaften Oberdeutschlands an die aufblühende Schriftsprache vollzieht sich erst während des 18. Jahrhunderts. Die Gegensätze von Katholizismus und Protestantismus, von Norddeutschland und Süddeutschland, von oberdeutscher und mitteldeutscher Sprachart waren zu groß, als daß sie in einem kurzen Zeitraum hätten vermittelt werden können. Der Zwiespalt spitzt sich in gleichem Verhältnis zu, wie die schöne Literatur in Mitteldeutschland an Bedeutung für die ganze Nation zunimmt. Erst am Schluß des 18. Jahrhunderts, nachdem die klassischen Werke unserer Geisteshelden der Sprache des Protestantismus die Weihe für die ganze Zukunft gegeben haben, verstummt in den katholisch-jesuitischen Kreisen Oberdeutschlands der Widerstand gegen die siegreiche Sprache Luthers.

Aber im Beginn des 18. Jahrhunderts dauern die alten Klagen an und nehmen an Heftigkeit zu. So hören wir 1709 einen aus Calw gebürtigen, in Hamburg schriftstellernden

---

[1]) Vgl. Fr. Weidlings Neudruck der Grammatica Germanicae linguae des Claius (Straßburg 1894) und M. H. Jellinek, Geschichte d. nhd. Gramm. I 73 ff.

[2]) Vgl. oben S. 183 ff. und dazu z. B. noch eine Gothaische Schulordnung von 1642, die für den Unterricht Rücksicht auf den Lautstand der „reinen meißnischen Sprache" verlangt: „Wenn ein Zweifel vorfället, ob ein Wort mit einem d oder t oder was sonst für gleichlautende Buchstaben mit einander können verwechselt werden, zu schreiben sei, so soll besonders die teutsche Bibel, so in reiner meißnischer Sprache verfertiget, Richter sein."

Schwaben, den Magister Ludw. Friedr. Vischer, der sich später (1720) als Übersetzer von Defoes Robinson Crusoe einen Namen machte, die sprachlichen Gegensätze der beiden Konfessionen darlegen[1]): „Man lese doch eine Catholische Predigt, oder höre einen Vortrag von einem Päbstlichen Scribenten, sonderheitlich Pfaffen, was miserabel deutsch setzt es offt? Da hingegen, wanns ans Lateinische disputiren und perorirren geht, mancher Protestante sich verkriechen muß, der aber in unserer Mutter-Sprach tausendmahl annehmlicher ist, als jener. Das allerbeste Deutsch unter den Herrn Papisten findt man bey ihren Juristen, die etwa in einem offentlichen Amt stehen. Aber es ist so serieux, und curialisch, daß mans, wer nicht auch ein Ernsthaffter und auff sich selbst sitzender Mann ist, offt mit Verdruß lieset (doch immer noch einige individua felicia außgenommen). Die Ursach dessen ist leichte von jedem zu erachten, der nur weiß, daß die Jesuiten ihre Scholaren, par tout nicht anderst als Latein informiren, und Latein reden lassen. Bey den Protestanten aber, die ihre Sprache mehr excoliren, fliest ein Deutscher Vortrag noch so gut; und kenne ich von jenen hohe Leute, welche, wann sie die Wahl hatten, unter zwei Deutschen Scribenten einerley Materie, worunter der eine Römisch, der andere Evangelisch war, den letzten vor sich gewählet, weil, wie sie sagten, Unsere Leute coulanter (läuffiger und fliessender) Deutsch hätten. Die Religion oder Secte macht ja nichts darzu: Sondern theils die Schulen, theils auch das hören Evangelischer Predigten. Wo ist unter hundert Pfaffen ein einiger, dessen Declamation ans Volck nicht halb latein ist? Dixit Dominus discipulis suis, Der Herr sprach zu seinen Jüngern 2c. Diß wird man tausendmahl hören. Interim tempus labitur. Es mag hingegen ein Pfarrer bey uns noch

[1]) L. Fr. Vischer 1709 Der wol informirte Informator in einem auf gesunde Vernunfft und lange Erfahrung gegründeten Vorschlage zum Unterrichte Adel. und Bürgerl. Jugend, in Frömmigkeit, Sitten, Sprachen, Künsten und Wissenschaften S. 89. 110.

so rüde seyn, so hängt doch sein deutsches Concept besser aneinander, als dergleichen Zeug. Wie viel mehr kan man sich dann erbauen auch in Unserer lieben Mutter-Sprache, aus den wohlstudirten Vorträgen gelehrter Männer unter uns, zumahlen wo sie gelösete Zungen haben — Und bleibet diß unwiderleget, daß unsre Mutter-Sprache aller Ehren wehrt, und nach bißheriger Polirung (durch die gelehrte Protestanten: dann unter hundert tausend Catholicken redet keiner Ihnen gleich: Man lese Ihre deutsche Tractaten, und höre sie declamiren) schier so artig, schön und prächtig erscheint, als eine unter den Langues Vivantes, oder gängbaren Europäischen Sprachen."

Für diese Anschuldigungen Vischers sollte der eingehende Beweis nicht ausbleiben. Im Jahre 1731 ließ der Jenaer Magister Litzel unter dem Decknamen Megalissus eine Streitschrift „Der undeutsche Catholick"[1]) erscheinen. Mit geschichtlichen Tatsachen wird hier das ablehnende Verhalten der katholischen Landschaften gegen unser neueres Schrifttum vorgeführt. Die Schrift ist eine Geschichte der Sprachbewegungen, die veranschaulichen soll, wie ausschließlich Protestanten sich um die Muttersprache bemüht haben. Luther, die Sprachgesellschaften, die Sprachgelehrten, die Dichter werden uns vorgeführt — nirgends sehen wir Katholiken an den großen Bewegungen teilnehmen. Die Fruchtbringende Gesellschaft hatte nur ein katholisches Mitglied, Matthias Abele, den Entscheidenden. Der Jesuit Balde hat kein Anrecht auf den Namen eines deutschen Dichters. Was wir aus den Federn

[1]) Der genaue Titel lautet: Der undeutsche Catholick, oder historischer Bericht von der allzugroßen Nachlässigkeit der Römisch-Catholischen, in Sonderheit unter der Clerisei der Jesuiten, in Verbesserung der deutschen Sprache und Poesie. Wobei die Ursachen solcher Nachlässigkeit angezeiget, die eifrige Bemühungen und Verdienste der Protestanten zur Nachfolge vorgeleget und sichere Mittel zu einer allgemeinen Sprachverbesserung vorgeschlagen werden. Jena 1731.

katholischer Geistlicher an Reimwerken erhalten haben, zeigt eine gänzlich rohe, verwahrloste Sprache[1]); die Jesuiten sind ihrer Sprache und ihren Bestrebungen nach undeutsch. In den katholischen, zumal den Jesuitenschulen hat deutsche Sprache und deutsche Dichtung keinen Raum; an einer Universität wie Mainz wurde den Studierenden keine Gelegenheit zu deutschen Sprachübungen geboten, nachdem Leipzig, Halle, Jena längst eigene Lehrer dafür bestellt hatten. Wie sollen wir Protestanten es uns erklären, daß die Katholiken in ihrer Sprache so zurückbleiben? Unsere Bücher sind ihnen ein Dorn im Auge; die Lektüre derselben wird verboten, auch wenn sie die konfessionellen Streitigkeiten nicht berühren. Man hält sogar unsere Dictionaria, Vocabularia, Nomenklatores, Lexika, Thesauros, Phraseologias und andere Schulbücher für schädlich: der Jesuit Pexenfelder warnt vor derartigen Büchern, quod acatholici erronea sua dogmata sparsim inserunt!

Im folgenden Jahr gab Litzel (Frankfurt 1732) eine Blütenlese von Reimwerken, um nicht zu sagen Dichtungen katholischer Geistlicher unter dem Titel 'Deutsche Jesuitenpoesie' heraus, die in der Tat eine überraschende Bestätigung aller in der früheren Schrift aufgestellten Behauptungen enthält. Von Dichtungen Baldes abgesehen, bietet Litzel wesentlich Gedichte, die zwischen 1680 und 1730 entstanden sind. In allen treffen wir strengere oberdeutsche Züge, die in der Schriftsprache längst überwunden waren. Zahlreiche ue (Huef, guet) und ai (Aiche, erraichen, Straich, gehaißen, waiß[2]) kehren

[1]) Götzinger, Alemannia 5, 178 hebt ein katholisches Kirchenlied des St. Galler kath. Gesangbuchs von 1705 „Soll's sein, so sei's" hervor, das sich ebenbürtig neben Dichtungen eines P. Gerhardt stelle.

[2]) Das altbayr. ai, dem mhd. ei entspricht, bewahren wir in einigen charakteristischen Wörtern wie Kaiser, Bayern, die noch heute als Beweis für die einstige Bedeutung der bayr.-östreich. Kanzlei angesehen werden können. Übrigens werden mhd. î und ei in Drucken vom Mittelrhein (bes. Frankfurt) durch das ganze 16. Jahrhundert gern als ei

wieder; der oberdeutsche Ausfall des e in der Vorsilbe ge (ghören, gfallen, gsehen, Gmüt, Gselle, Gsicht, Gstalt) wird nicht gemieden; so begegnen auch b'herrschen, sogar z'bergen; selbst der Artikel die erleidet Verstümmlung (d'Schäfle, d'Backen, d'Höch, d'Vorhöll, d'Trompeten). Das Auslauts-e oder, wie jene Zeit es benannte, das lutherische e vermissen wir häufig: die Stuff, der grausamb Tod, die Höll, die Hitz, der Namm; in der Mehrzahl finden wir die Feind, die Leut. Oberdeutsche Umlautslosigkeit verrät sich durch zuruck, Stuck, die Lucken, trucken (für drücken), rucken, sowie in der Ableitung von Geheimnus, Bündnus. Aus der Deklination seien Formen wie ihne für ihn, deim für deinem angeführt. Auch das Zeitwort zeigt harte oberdeutsche Formen: er findt, er leb', er mach', geloffen für gelaufen, gewest für gewesen.

---

und ey unterschieden. Um von zahlreichen Drucken zu schweigen, wovon nur Werke Fischarts aus den Jahren 1570—1574 (vgl. Baesecke, Fischarts Glückh. Schiff S. X Neudr.) erwähnt seien, nenne ich besonders Erasmus Alberus, Novum Dictionarii genus (Frankfurt 1540), Hunger, Linguae Germ. vindicatio (Straßburg 1585), Helfr. Emmel, Deutsch-lat. usw. Wb. (Basel 1592). — Joh. Matth. Schneuber, Mitbegründer der Straßburger Tannengesellschaft, unterscheidet 1656 in seiner 2. Gedichtsammlung ei und ey ebenso regelmäßig, während Rompler 1647 ei und ai nach altbayr. Weise zu erneuern versucht. So war schon am Schluß des 16. Jahrhunderts Paulus Melissus (bei Freher, Orig. Palat. cap. IX) in einem lat. Sendschreiben (Heidelberg 20. August 1598) für die von Fischart 1575—1577 durchgeführte Unterscheidung von ei und ai ebenso vergeblich eingetreten, wie 1572 in dem mißlungenen Versuch einer neuen Rechtschreibung in seiner Psalmenübersetzung. Die letzten Ausläufer der ganzen Bewegung sind Fulda und Nast, die in ihrem 'Teutschen Sprachforscher' (1777 II 158) eine Unterscheidung von ei und éi befürworten. Ich habe diese Zahlen für die Geschichte des ai hier zusammengestellt, um meine Sammlung auch anderen nutzbar zu machen. Was Wilmanns, Die Orthographie in den Schulen Deutschlands [2] 81 beibringt, ist der Ergänzung bedürftig.

Es ist nicht unsere Aufgabe, hier eine erschöpfende Darstellung solcher Sprachhandhabung in derartigen Reimereien zu geben. Es genüge nur noch zu bemerken, daß die syntaktischen Fügungen, die Wortformen und der ganze Satzbau ebenso weit von der in protestantischen Kreisen anerkannten und befolgten Norm abweichen, wie die behandelten Erscheinungen der Laut- und Formenlehre. Völlige Regellosigkeit, Roheit und Ungelenkigkeit kennzeichnen die Sprache dieser Dichter. Derartige Züge sind allen Stücken, die Megalissus mitteilt, gemeinsam.

Fast durch das ganze 18. Jahrhundert sah man die Spracherscheinungen da, wo es sich um die Unvollkommenheit und Unausgeglichenheit einer erst nach Anerkennung strebenden Schriftsprache handelte, gern unter dem konfessionellen Gesichtspunkt an. Es war aber nicht so sehr katholische, als vielmehr oberdeutsche Sprachhandhabung nach Maßgabe der altoberdeutschen Literaturdialekte, die immer noch nicht abgestorben waren. Seit dem 13. Jahrhundert hatte Oberdeutschland sich mit selbständigen Lautgesetzen entfernt von dem mitteldeutschen Sprachbild, das sich durch Schrifttum wie durch Sprachlehre Anerkennung und schließlich die Herrschaft erwarb. Es hatte in der Tat nichts mit der Konfession zu tun, wenn Süddeutschland in Wort und Schrift die alten Buß, Glaub, Sünd beibehielt. Aber alles drängte zu der Einheitlichkeit der Sprache hin. Das 18. Jahrhundert ist die Zeit der bewegtesten Sprachkämpfe; aber der Kampf wogt auf und ab bis zur schließlichen Entscheidung. Daß die Konfession dabei nicht eigentlich eine Rolle spielt, sieht man an einem Beispiel aus dem Leben des reformierten Bern. Zum Jahre 1750 berichtet ein gleichzeitiger Chronist[1]): „Herr Jakob Wolf, Diakon zu Bern, fängt einen einfältigen Streit an wegen dem Buchstaben E. Er ließ nämlich unsern Katechismus nach der holländischen Aussprach mit 900 E vermehrt

---

[1]) Berner Chronik hrsg. von J. Sterchi (Blätter für bernische Geschichte 1913 Bd. 9) S. 247.

drucken, z. B. Lobe statt Lob, Troste statt Trost. Das gab in allen Schulen eine Verwirrung. Darum mußte wieder eine neue Auflage, ohne alle diese 900 E, gemacht werden Anno 1752, sonst wäre es zu Schulmeistern selbst und nicht nur zu Schlägen auf die Kinder gekommen."

Es hat sich hier offenbar um einen fragwürdigen Versuch gehandelt, die Endungs-e nach der Weise der neuen Schriftsprache einzuführen, aber das reformierte Bern zog es zunächst vor, auf seinem oberdeutschen Standpunkt zu verharren. Und so darf es uns nicht befremden, daß auch die katholischen Landschaften Oberdeutschlands in diesen wie in andern Punkten immer noch schrieben, wie es die Literaturdialekte schon vier Jahrhunderte getan hatten. Aber ebenso wenig darf es uns wunder nehmen, daß Mitteldeutschland auf sein Schrifttum und seine Sprachlehre pochte, denen das katholische Oberdeutschland nun doch einmal nichts Ebenbürtiges an die Seite zu setzen hatte.

Es ist begreiflich, daß sich der Bekehrungseifer der mitteldeutschen Sprachfreunde vor allem auf die Reichshauptstadt richtete, deren Gewinnung natürlich für weite Kreise von maßgebender Bedeutung gewesen wäre. Wien konnte sich keiner feinen Sprache rühmen. Während Lazius im 16. Jahrhundert unter dem Einfluß des kaiserlichen Hofes und bei dem großen Verkehr, der Deutsche aller Gaue in die Reichshauptstadt führte, eine feinere Mundart in der Stadt als auf dem Lande zu beobachten glaubte, hören wir in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts wesentlich Stimmen, die dem Deutsch der Wiener Gesellschaft das Böseste nachsagen. Auf vereinzelte Äußerungen, die das Wiener Deutsch damals hochstellten, ist dabei kein Gewicht zu legen. Wer wird sich wundern, wenn die Sprache, die am Sitz des kaiserlichen Hofes und der Reichsregierung herrscht, Lobredner findet! Ein solcher war der Braunschweigische Hof- und Kanzleirat von Meiern, der die Acta Publica des Westfälischen Friedens 1734 herausgab. Aber

seine Behauptung, daß in sprachlichen Dingen „Wien als die höchste Schule der Welt den Vorzug mit Recht vor allen übrigen Höfen und Kanzleien verdient", steht im schärfsten Gegensatz zu allen Tatsachen unserer Sprachentwicklung[1]).

Um dieselbe Zeit klagt ein Kenner der Wiener Verhältnisse, die Aussprache dort wie in Österreich überhaupt sei sehr grossière, der Akzent überaus unangenehm, die Aussprache ue statt u (in Fueß), der harte Sibilus in st (als scht) beleidige feinere Ohren, Flickwörter wie die häufigen tun, mein' ich, halter, schauts seien unerträglich, ebenso enker statt euer. Die starke Einmischung von Fremdwörtern sei unschön, auch habe das Französische und Spanische, vor allem aber das Italienische zu breiten Raum bei Hofe[2]).

Nur selten regen sich vor 1750 in Wien Bestrebungen, die auf die Besserung der Sprache gerichtet sind. Es war bedeutungslos, wenn z. B. gelegentlich, doch nur vorübergehend, der Ruf nach Sprachreinigung in den dortigen Regierungskreisen laut wurde. Weit bedeutsamer ist, daß ein großartiger Entwurf, der die allgemeinen deutschen Sprachzustände betraf, in des Kaisers nächster Nähe entstand, ohne freilich die allerhöchste Beachtung zu finden. Der kaiserliche Rat C. G. Heräus, dessen Dichtungen dem Ideal der Schriftsprache jener Zeit gerecht werden, suchte das Reichsoberhaupt für die Gründung einer Sprachgesellschaft zu begeistern, deren Entwurf, 'Unvorgreifliche Gedanken über Auf- und Einrichtung einer deutschen Sprachgesellschaft', dem Minister vorgelegen haben.

Was dieser einsichtige Schriftsteller wollte, war eine Wiederbelebung der großen Sprachgesellschaften des 17. Jahrhunderts mit dem Kaiser an der Spitze, eine Sprachakademie nach dem Vorbild der Pariser Akademie. Wenn die Fürsten der Fruchtbringenden Gesellschaft wegen des geringen Umfangs ihrer

---

[1]) Erdmannsdörffer-Scherer im Anz. f. d. Altert. I 196.

[2]) Küchelbecker 1732 Allerneueste Nachricht vom Kayserlichen Hofe nebst einer Beschreibung der Residenzstadt Wien I 423/24.

Länder nur in einem beschränkten Teil unseres Vaterlands wirken konnten, so durfte eine Akademie, an deren Spitze der Kaiser und ein ihn vertretender Minister stehen sollten, auf eine allgemeine Wirkung über ganz Deutschland hoffen. Wie vorteilhaft mußte eine solche Akademie auf alle katholischen Landschaften Oberdeutschlands wirken, zumal wenn obersächsische Schriftsteller von Bedeutung hineingezogen wurden!

Der Entwurf dieser Satzungen für die Karolinische Akademie, den Heräus ausgearbeitet und dem Minister überreicht hatte, fand keinen Anklang bei Hofe! Den Kaiser lockte der Ruhm einer solchen Gründung nicht. Der ernste Versuch, sprachlich den Mittelpunkt Deutschlands in den Bereich der nächsten Einflüsse der Reichsregierung und in die katholischen Landschaften zu bringen, konnte an einer Stelle nicht verstanden und gewürdigt werden, wo welsche Sprachen und Vorbilder herrschten. Die Reichsleitung hatte damit endgültig auf eine führende Stellung in allen deutschsprachlichen Bestrebungen verzichtet. Die große Bewegung, die mit Luthers Auftreten begonnen hatte, war abgeschlossen. Zunächst blieb Obersachsen der geistige Mittelpunkt Deutschlands.

Heräus hatte in seinem Entwurf der Satzungen einer Karolinischen Akademie dem protestantischen Mitteldeutschland das Verdienst ungeschmälert eingeräumt, das meiste zur Zierde und Reinigkeit der Muttersprache beigetragen zu haben. Im katholischen Bayern konnte man sich aber gleichzeitig noch nicht zu einer ruhigen Würdigung der neuen Schriftsprache verstehen. Unter den Nachwirkungen des bayrisch-österreichischen Literaturdialekts denkt man noch immer an die Gleichberechtigung der alten landschaftlichen Unterschiede, wenn z. B. der unter Stöckleins Namen herausgegebene „Weltbott" — ein großes Sammelwerk jesuitischer Missionsberichte — 1726 im Vorbericht bemerkt: „Die Schreibart oder den Stylum, wie auch die Orthographiam belangend hab ich ohne den geringsten Zwang mich der Deutlichkeit und Kürtze beflissen, damit ich

nemlich ohne verdrüßliche Umschweiff von allen Hochteutschen Ländern so wol Rheinischer als Sächsischer Seits verstanden wurde, ohne mich dannoch kleinmüthiger Weise an eine gewisse Land-Sprach anzubinden. Es wäre zwar zu wünschen, daß beyde obgesetzte Teutsche Haubt-Nationes hierüber sich mit einander verglichen, damit in gantz Teutschland die Schreib-Kunst betreffend gelehrte Männer sich durchgehends einerley Sprach, einer Grammatic, gleicher Orthographie und Regel bedienten." Daneben erkennt eine jesuitische Monatsschrift wie der in München seit 1725 erscheinende Parnassus Boicus [1]) an, „daß sich die Herren Lutheraner von vielen Jahren her ungemeine Bemühungen geben und äußerst geflissen seind, die teutsche Sprach immer zu verbessern, auch zu zieren und zur Vollkommenheit zu bringen". 1725 wird zugegeben und zu erklären versucht, daß die Katholiken an den neuen Sprachbewegungen keinen Anteil haben. Aber neben dieser Anerkennung geschichtlicher Tatsachen treffen wir in derselben Zeitschrift die unerhörte Behauptung, daß niemals ein ärgerer Sprachverderber aufgestanden sei als Luther.

In einer Zeitschrift, die in einer um ein Jahrhundert hinter der Entwicklung zurückgebliebenen Sprache geschrieben war, hat sich ein Jesuit zu jenem Angriff auf Luthers sprachliche Bedeutung erdreistet. In Norddeutschland, wo der Parnassus Boicus wenig Verbreitung fand, erhob sich als Verteidiger Luthers der Lüneburger Konrektor H. Chr. Lemcker, der in den Leipziger 'Beiträgen zur critischen Historie' [2]) einen freilich ganz unzulänglichen Aufsatz über Luthers sprachliche Stellung erscheinen ließ. Lehrreicher für die Zeitgenossen war jedenfalls der Bericht über den Parnassus Boicus, den die Beiträge zur critischen Historie 1736 [3]) gaben: da wurde die Sprachhandhabung

[1]) Parnassus Boicus 18 (1725) 409 und Neufortgesetzter Parnassus Boicus 5 (1736) 67.

[2]) Stück 13 S. 74 ff.

[3]) Stück 14 S. 264.

der bayrischen Jesuiten durch Auszüge beleuchtet. Dieselbe Zeitschrift führte ihren Lesern 1743 [1]) ein Gedicht auf Karls VII. Kaiserkrönung vor, das einen Münchener Studenten der Theologie zum Verfasser hatte und sprachlich voll ungebührlicher bayrischer Eigenheiten war.

Eine große Rolle spielt das bayrisch gefärbte Oberdeutsch katholischer Geistlicher in den Streitschriften, in deren Mittelpunkt 1752 und 1753 der zum Protestantismus übergetretene Benediktiner Rothfischer steht. Hatte sich Rothfischer die Freiheit genommen, seinen Regensburger Weihbischof in der derbsten Mundart vorzuführen, so wird er dafür zurechtgewiesen: „Wenn er die Bayerische Mund-Art verlachen will, so muß er auch zugleich Durchlauchtigste Herrschaften und grosse Männer, die sich derselben von Jugend auf bedienet haben und noch bedienen, ja sich selbst verspotten, der, so lange er in Bayern lebte, Bayerisch redete. Jede Provinz unsers Deutschlandes hat ihre besondere Mund-Art, die einer andern lächerlich scheinet. Deswegen aber verliert Bayern von dem Ansehen und Alterthum seiner Aussprache gar nichts, wenn es etwa den feinen und neuen Geschmack der so sehr geprießnen Meißner Schreib- und Mund-Art sich nicht zum Gesetze dienen läßt." Ein anderer Gegner Rothfischers meint: „Er spricht zwar hochteutsch: aber er spricht nach der affectirten Mundart des hochtrabenden Gottscheds [2])."

[1]) Stück 31 S. 490 ff.

[2]) Rothfischer, Nachricht von seinem Übergange von der Römischen zu der Evangelischen Kirche (Leipzig und Wolfenbüttel 1752) S. 148, 164 ff. — Eines aufrichtigen Catholicken und ehmaligen Hertzens-Freundes des vormaligen Benedictiners zu St. Emmeram in Regenspurg und nunmehrigen Helmstädtischen Professors, Herrn Frantz Rothfischers, Wahrhafte Nachricht von dieses letztern vor und in dem Closter geführten Lebens-Wandel, erlangten Wissenschaften und endlich erfolgter Religions-Aenderung (Regenspurg und Stadt am Hof 1753) S. 94 (Verfasser soll sein Osterwald, Präsident des geistlichen Rats zu München, unter dem Namen Lochstein). — Joseph Anton von Bandel, Catholisches Kriegs-

Noch 1767 konnte ein Kritiker in der Allgemeinen deutschen Bibliothek (5 I 179) ein vernichtendes Urteil über die Übersetzung irgendeines Ulmer Paters fällen, der sein Schwäbisch mit der unmaßgeblichen Erwägung begründete, „die Regeln unserer Muttersprache seien nicht allgemein gültig: vielleicht sei seine Schreibart nicht nach dem neueren heikeln Geschmack; der Leser möge all Wort nach seiner beliebten Mundart lesen und aussprechen, so wäre beden geholfen".

Durch Jahrzehnte war die Rückständigkeit der Sprachhandhabung in Bayern die Zielscheibe für heftige Angriffe aus dem obersächsischen Lager. Die Regierung konnte sich der Einsicht nicht erwehren, daß solche Zustände unhaltbar seien. So erließ Kurfürst Max Josef 1765 eine Verordnung, daß „an die Excolier- und Auszierung unserer deutschen Muttersprache, welche bisher nicht wenig in hiesigen Gegenden vernachlässiget worden, nach dem Beyspiele anderer benachbarten deutschen Staaten ernstliche Hand" angelegt werde[1]).

Aber die Durchführung der landesherrlichen Bestimmungen fand nicht bloß eifrige Beförderung, sondern ebenso sehr auch Widerstand. Der Benediktiner Braun war es, der, als Lehrer der deutschen Beredsamkeit an der Universität München, im Anschluß an Gottscheds Sprachlehre Bayern für die neue Literatursprache zu gewinnen bemüht war. Aber als er im Jahre 1770 für die bayrischen Volksschulen ein Namen- und Buchstabierbüchlein herausgab, folgten die heftigsten Angriffe gegen dessen lutherische Sprache. Ein Zeitgenosse berichtet später darüber: „Man unterließ nicht in Refektorien und auf Kugelstätten, in Märzenkellern und Sakristeien, in Predigten und auf dem Kräutlmarkte, in Kanzleien und bei den Bier-

---

Recht über den Closter- und Glaubes-Deserteur P. Gregorius Rothfischer (Constantz 1752) S. 21.

[1]) Vgl. O. Brenner, Mundarten und Schriftsprache in Bayern S. 71, sowie M. Gückel, Heinrich Braun und die bayerischen Schulen von 1770—1781 (Dissert. Erlangen) 1891.

zapfern, das ist aller Orten, über die Schulreformation zusammen zu schreien und sich vor dem leidigen Lutheranismo in den deutschen Namen- und Buchstabierbüchlein zu fürchten."

Auch im Rheintal herrschten um die Mitte des 18. Jahrhunderts Verhältnisse, die bei den protestantischen Sprachmeistern Mitteldeutschlands Entrüstung erregten. Das Streben der ganzen neueren Entwicklung nach einem einheitlichen Deutsch war vielen hier nicht zum Bewußtsein gekommen. Man führte zahlreiche Züge der alten oberrheinischen Kanzleisprache von Geschlecht zu Geschlecht weiter, unbekümmert, ob unsere Muttersprache jetzt nicht andere Formen verlangte. Die 'Beiträge zur critischen Historie' (29. Stück S. 233) zeigten an einer 1741 in Bruchsal gehaltenen und gedruckten Gedächtnispredigt eines Franziskaners auf Kaiser Karl VI., wie fremd die neue Sprachnorm in dem katholischen Rheintal war.

Noch zehn Jahre später (1755) fand Gottscheds redliches Bemühen um die Schriftsprache einen leidenschaftlichen Gegner in dem alemannischen Pater Augustin Dornblüth, Benediktiner zu Gengenbach [1]) im Kinzigtal. Sein Deutsch ist stark oberländisch gefärbt, und er vertritt den oberdeutschen Sprachgebrauch auch als Theoretiker. Die oberdeutsche Abstoßung

[1]) Vgl. Konrad Burdach, Verhandlungen der Dessauer Philologen-Versammlung S. 170 und M. H. Jellinek, Geschichte der nhd. Grammatik I 263. Der Titel der Schrift des Paters lautet: „Observationes oder Gründliche Anmerckungen über die Art und Weise eine gute Ubersetzung besonders in die teutsche Sprach zu machen, wobey die Fehler der bisherigen teutschen Ubersetzungen samt denen Ursachen solcher Fehleren und daraus erfolgten Verkehrung der teutschen Sprach aufrichtig entdeckt werden, nebst einer zu disem Vorhaben unentpärlichen Critic über Herrn Gottschedens sogenannte Redekunst und teutsche Grammatic oder (wie er sie nennt) Grundlegung zur teutschen Sprache. Aus patriotischem Eyfer zur Verhütung fernerer Verkehrung und Schändung der ausländischen Bücheren ans Tagliecht gegeben von R. P. Augustino Dornblüth, Priestern Ord. S. Benedicti des Reichs-Gottshaus in Gengenbach. Augspurg, verlegts Matthäus Rieger 1755." Dazu E. Boucke, Augustin Dornblüths Observationes (Freiburger Dissertation 1895).

des e ist bei ihm Regel (die Sprach, die Lieb, die Köpf); er ereifert sich gegen die obersächsischen Endungs-e in Glaube, Name, Same, Knabe, Rabe, Bube und in Formen wie lebet, liebet, saget, höret, gemehret, bedienet, gelobet. Er verlangt ich nimb, ich gib, ich sprich, ich hab, ich laß, ich mach, ich lauf als Indikative, wozu die Konjunktive ich nehme, ich gebe, ich spreche, ich habe, ich lasse, ich mache, ich laufe lauten sollen. Ihm ist die Umlautslosigkeit der 3. Person wie laßt, stoßt, glanzt, raumt das richtige. Die Endung -nis erscheint bei Dornblüth als -nus (Zeugnus, Erkanntnus, Geheimnus, Gleichnus, Verderbnus) und zwar als weiblich. Formen wie ihme, deme, denen (gleich den), wie die Übersetzere befremden bei ihm nicht. Wenn er sich nachhaltigen Einfluß auf die Sprache zugetraut hätte, wäre er mit großer Entschiedenheit für die längst ausgestorbenen altbayrischen ai und ay (Layd, Klayd, Ways 'pupillus', Rayß 'iter') eingetreten. Ländlich sittlich! das ist Dornblüths Grundsatz, mit dem er auch das oberdeutsche Geschlecht von der Gewalt, der Luft, der Tauf, die Schooß rechtfertigt, ja zur Herrschaft erheben möchte.

So steht Dornblüth im mundartlichen Bann des Südwestens. Es kann uns nicht befremden, daß er sein sprachliches Ideal in der oberdeutschen Kanzlei findet. Er empfiehlt den angehenden Schriftstellern das eifrige Studium der Gerichtsakten des Kammergerichts zu Speyer, zumal derer zwischen 1680 bis 1690. Deshalb trat der Benediktiner allen den Bestrebungen entgegen, die Gottsched[1]) mit Einsicht und Tatkraft verfolgte. Dieser hatte der Kanzlei den letzten Rest von Bedeutung und Einfluß in Sachen der Sprache entzogen. Dornblüth weist sogar auf die 70 Jahre früher geübte Kanzleisprache hin mit

[1]) Über Gottsched vgl. Koberstein III 176 und bes. Eugen Wolff, Über Gottscheds Stellung in der Geschichte d. deutsch. Sprache in d. Hildebrand-Festschrift der Zeitschr. f. d. deutsch. Unterricht.

Geringschätzung der inzwischen aufgeblühten Literatur. Gottsched bemüht sich, der mit Luther beginnenden Vorherrschaft der obersächsischen Mundart die Anerkennung aller Landschaften Deutschlands zu erwerben. Dornblüth greift in wesentlichen Dingen den Vorrang des Meißnischen an und stellt damit die Berechtigung der neuen Schriftsprache überhaupt in Frage. Als katholischer Priester in Oberdeutschland ist er uns verständlich. Er hat am eingehendsten zu Wort gebracht, was um die Mitte des 18. Jahrhunderts die katholischen Kreise bei dem Aufblühen der protestantischen Literatur bewegte. Er hat den letzten Versuch gewagt, seine Glaubensgenossen sprachlich von dem protestantischen Deutschland zu befreien und dem großen Streben unserer besten Köpfe nach einer einheitlichen Schriftsprache einen Damm entgegenzustellen.

Schon hatte der Zeitgeist selbst katholische Geistliche erfaßt. Ein solcher war der als Kanzelredner hochangesehene und als Dialektdichter vielgelesene Sebastian Sailer (1714—77)[1]. Dieser unternahm unter dem Decknamen eines Pater Benastasius Liares zugunsten Gottscheds und seiner sprachlichen Bestrebungen einen wohlgemeinten, jedoch unzulänglichen Angriff auf Dornblüth. In seinen 'Vier Sendschreiben wider Herrn P. Augustin Dornblüth aus dem Preißgauischen ins Teutsche übersetzt' (Ulm 1756) zeigt er ein unverkennbares Streben, sich von seinem heimatlichen Oberdeutsch zu befreien. Er verurteilt das Breisgauische Deutsch des Kinzigtals, das er dem Pater Dornblüth beilegt, kann aber seine eigene Mundart doch nicht verleugnen. Er will sich nach großen katholischen Sprachmeistern gebildet haben, verteidigt aber mit warmen Worten diejenigen Katholiken, die in Gottscheds Schriften sprachliche Belehrung suchen.

Pater Sailers Sendschreiben haben den Leipziger Sprachrichter Gottsched der Mühe überhoben, sich mit seinem und Luthers Gegner Dornblüth auseinanderzusetzen, als er im

---

[1]) Über Sailer-Liares vgl. Boucke S. 13.

Jahre 1758 im Vorwort zu seinen 'Beobachtungen über den Gebrauch und Mißbrauch vieler deutscher Worte und Redensarten' auf Dornblüths Rückständigkeit zu sprechen kam. Luther brauchte auch keinen Verteidiger. Hatte doch Gottsched ein in Salzburg aufgeführtes Singspiel eines schwäbischen Kapuziners als bequemen Beweis zur Verfügung, wie traurig es im katholischen Oberdeutschland mit der Sprachhandhabung in katholischen Kreisen bestellt war. Freilich konnte er sich anderseits auf die Tatsache berufen, daß er unter den Benediktinern sprachgewandte Schriftsteller anerkennen müsse.

Und von jetzt an vernehmen wir in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts aus den Reihen der katholischen Geistlichkeit in Oberdeutschland einzelne gewichtige Stimmen, die für die allgemeine Schriftsprache eintreten. Der aus Ingolstadt stammende Jesuit Ignaz Weitenauer, der zwischen 1753 und 1773 eine Professur des Hebräischen und Griechischen an der Universität Innsbruck bekleidete, veröffentlichte — „Alles zur größeren Ehre Gottes" — „mit Erlaubnis der Obern" 1764 seine 'Zweifel von der deutschen Sprache vorgetragen, aufgelöst oder anderen aufzulösen überlassen, samt einem orthographischen Lexikon' [1]) — ein wertvolles Zeugnis für den Wandel der Zeiten seit Dornblüth. War dieser eigensinnig und sprachlich wie kirchlich unduldsam, so ist Weitenauer infolge des großen Aufschwungs der protestantischen Literatur zu einer verständigen Nachgiebigkeit bereit. Zumal in der Behandlung des schriftsprachlichen Endungs-e zeigt er ein ernstes Bestreben, seine katholischen Landsleute aufzuklären. „Woher entspringt doch dieser unversöhnliche Haß wider das unglückliche e? Ist der Übelklang des armen Buchstaben oder ein unerbittliches altes Vorurteil oder wohl gar die Religion an seiner Verdammung

---

[1]) Mir haben davon die 3. und 4. Auflage, Augsburg und Freiburg 1768, 1774 vorgelegen. Die 5. verbesserte Auflage erschien ebenda 1778. Vgl. Jellinek, Geschichte der nhd. Grammatik I 18. 245. 268.

schuld? Von der Religion erstlich zu reden, ist es schwer zu begreifen, wie man sie in die Rechtschreibung eingemischt. Was hat immermehr die Glaubenslehre mit dem e zu thun? Welchen Artikel hat dann derjenige abgeschworen, welcher hie und da ein Nennwort um eine Silbe verlängert?" Es werden Belege aus gut katholischen Schriftstellern, zumal aus Ulenbergs katholischer Bibelübersetzung dafür angeführt, daß auch katholische Texte jenes e (die Sünde, die Beine, die Hände, die Füße) anwenden. Auch ist Weitenauer der Ansicht, daß die verkürzten Formen des Oberdeutschen, die auf die Einsilbigkeit des Chinesischen hinführen, keineswegs besonders wohllautend seien. Zudem sei das Oberdeutsche nicht einmal folgerecht: man schreibe ihme, ihne, deme, auch denen (für den); änderen, verbesseren anstatt ändern, verbessern; dazu die überflüssigen e in Bluet, guet, Mueter, Güeter, Hüeter. Mit einem Hinweis auf den Wohlklang, den das Endungs-e den gehäuften Konsonanten des Deutschen gebe, schließt der Jesuit seine allgemeine Verteidigung des „lutherischen" e. Er kommt dann noch im Verlauf weiterer Sprachbetrachtungen auf Einzelfälle zurück, um möglichst eindringlich seine oberdeutschen Landsleute über die Ungefährlichkeit solcher sprachlichen Neuerungen zu beruhigen.

Fast überall steht Weitenauer in schroffem Gegensatz zu Dornblüth, dessen er nirgends Erwähnung tut. Hatte dieser in der Mehrzahl durchgehends Brieffstellere, Übersetzere, Liebhabere gesagt, so verpönt Weitenauer jenes überflüssige e. War jener für Predig und für Porte eingetreten, so verteidigt dieser Predigt mit dem Hinweis auf die Bibelübersetzung Ulenbergs und Pforte mit der Neigung der deutschen Sprache, pf im Anlaut lateinischer Lehnwörter einzuführen. Hatte der Benediktiner gewest für gewesen gebraucht, so gilt dem Innsbrucker Professor die alemannische Form für pöbelhaft. Kurz, Weitenauer zollt den Lautformen Gottscheds und der Obersachsen kräftige Anerkennung und

fördert den Anschluß der oberdeutschen Landschaften an die gemeindeutsche Schriftsprache.

Um dieselbe Zeit regte sich auch am Mittelrhein [1]) der Geist einer neuen Zeit. Der kurfürstliche Hof zu Mannheim war der Mittelpunkt, um den sich die Bestrebungen für die neuere Literatur, Kunst und Wissenschaften zu gruppieren begannen. Ein ganzer Kreis von Männern war hier tätig, im Sinne der Aufklärung geistiges Leben in der engeren Heimat zu erwecken. Auf diese Bestrebungen geht die Gründung des Mannheimer Nationaltheaters zurück, das nach dem Scheitern der Hamburger Unternehmung die Augen des gebildeten Deutschlands auf sich zog [2]). Mitten in dieser so wichtigen Bewegung sehen wir den Hofkaplan Jakob Hemmer, der der sprachlichen Literatur seiner Zeit lebhafte Studien gewidmet hatte und die grammatischen Werke von Dornblüth, Braun und Weitenauer ebensogut kannte wie die einschneidenden Arbeiten Gottscheds und die Streitschriften des Megalissus. Hemmer ließ 1769 zu Mannheim eine 'Abhandlung über die deutsche Sprache zum Nutzen der Pfalz' erscheinen, die wesentlich den schlechten Zustand der Sprachhandhabung in seiner Heimat zum Gegenstand hat. Die

---

1) Im ganzen waren die katholischen Landschaften am Mittelrhein hinter der Sprachentwicklung zurückgeblieben. Öfters klagen denn auch die Mitarbeiter der großen Zeitschriften über die katholischen Schriftsteller in den Rheinlanden. So heißt es in der Allgemeinen Deutschen Bibliothek 1766 (3 II 302) von der deutschen Übersetzung eines französischen Werks: „Der Übersetzer ist ein Einwohner einer katholischen am Rhein gelegenen Provinz: das sieht man nicht allein an vielen Wörtern und Redensarten, sondern auch an gewissen ganz unleidlichen Wortfügungen und Wendungen, die man nur in katholischen Schriftstellern zu finden pflegt. Der Übersetzer mag erst deutsch lernen!"

2) Wichtig für diese ganze Bewegung sind Aufzeichnungen des Buchhändlers Schwan, herausgegeben von J. Dieffenbacher in den Mannheimer Geschichtsblättern Jahrgang 1 (1900), und des kurf. Sekretärs v. Stengel. Über diesen vgl. Heigel in der Zeitschr. f. allg. Gesch. 1887 Band 4.

Endungs-e, die bei seinen katholischen Landsleuten „als affektirt und weibisch, ja als lutherisch“ verschrien waren, bilden hier wie sonst den Mittelpunkt des Streites. Hemmer weist darauf hin, daß auch in vorlutherischen Bibeln die verhaßte Schreibweise (die Sünde, Herde, Dinge, Tage, Berge) Gesetz sei, und dringt darauf, das Bekenntnis bei dieser rein sprachlichen Angelegenheit aus dem Spiel zu lassen[1]). Er ereifert sich gegen das e in Pluralformen wie Bürgermeistere, Stadtschreibere, dem Dornblüth gehuldigt hatte, verlangt aber das e in Pluralbildungen wie die Feinde, Hände, Schafe und tritt durchgängig für Gottscheds Obersächsisch ein. Die Besonderheiten der pfälzischen Mundart (Lascht, Luscht, Gascht; Dad, Dugend, Dochter, daufen, Dag, danzen, ê für ö in heren, steren, frelich, bes) werden durchgenommen, um daran das Ideal einer gemeindeutschen Schriftsprache entwickeln zu können.

Der Erfolg dieser mit guten Beispielen pfälzischer Schreibart durchsetzten Arbeit war gewaltig. Es folgten zahlreiche Streitschriften[2]). Über drei Jahre dauerte der Kampf um die Sprache. Fortan erschien — so berichtet ein Zeitgenosse, der eine bedeutende Rolle in jener Bewegung spielte — in der Pfalz kaum eine Schrift, die nicht einen sprachlichen Fortschritt zeigte. Hemmer selbst blieb im Mittelpunkt der ganzen Bewegung. Persönlich angegriffen und angefeindet schrieb er 1777 eine ‘Verteidigung seiner Abhandlung über die deutsche Sprache’ gegen die Schmähschrift eines Ungenannten. Freudig erregt

[1]) Auf Hemmers Stellungnahme zu „der lutherischen Art zu reden“ nimmt alsbald die Erfurtische Gelehrte Zeitung von 1771 S. 131 Bezug. Ähnlich berichtet auch Klotz (Deutsche Bibliothek der schönen Wissenschaften 1771 20. Stück S. 711): „Sonderbar ist S. 129 die Anecdote, daß viele Pfälzer das e in der ersten Endung der vielfachen Zahl den Hauptwörtern um deswillen nicht anhängen wollen, weil dieses eine lutherische Art zu reden sey.“

[2]) Gleichzeitig wurde in der Pfalz gegen das Fremdwörterunwesen gekämpft; vgl. W. Feldmann in Zeitschr. f. deutsche Wortforschg. 7, 241.

gedenkt er darin der Zustimmung, die ihm aus verschiedenen Orten der Pfalz zuteil geworden, der ernsten Bemühungen zahlreicher Prediger, ihre Muttersprache auf den Kanzeln edler und würdiger zu gebrauchen, sowie des Entgegenkommens der Lehrerschaft, die nach Einführung der so nachdrücklich und ernst empfohlenen Schreibart verlangte. Die Anhänger des alten Schlenders zu gewinnen, wandte sich der Verfasser mit jener eingehenden Verteidigungsschrift von neuem an seine Landsleute. Die Wärme seines Tons und der männliche Ernst seiner deutschen Gesinnung, die sich bewußt in geraden Gegensatz zu Dornblüths engherzigem, von Vorurteilen befangenem Standpunkt stellen, errangen vor Ablauf von zehn Jahren einen völligen Sieg[1]).

An diesem Erfolg hatte auch ein Exjesuit hervorragenden Anteil. Schon vor der Aufhebung seines Ordens hatte Anton von Klein, ein freudiger Anhänger des aufblühenden deutschen Schrifttums, als junger Lehrer im Jahre 1768 die neue Schreibart wie die neuen Dichter in die Jesuitenschule zu Mannheim eingeführt; „als Märtyrer seiner Neuerungsbegierde" mußte er Mannheim dann auf zwei Jahre verlassen. Aber mit der Aufhebung des Jesuitenordens Ende 1773 kehrte er nach Mannheim zurück, wo gerade Schubart „den Geschmack an deutscher Leserei" lebhaft ausbreitete und in deutschem Sinne Anregung gab. Klein wirkte fortan als Professor der schönen Wissenschaften für die neue Dichtung wie für die neue Schriftsprache[2]). Er gehörte zu den ersten und tätigsten Mitgliedern der im Oktober 1775 gegründeten Mannheimer „Teutschen Gesellschaft", deren Bedeutung dadurch gekennzeichnet wird, daß ihr Lessing, Klopstock und Wieland, später auch Schiller als Ehrenmitglieder angehörten. Die ersten Jahrgänge der Schriften

[1]) Über Hemmer vgl. Jellinek, Geschichte der nhd. Grammatik I 12. 273.

[2]) „Seyn Sie für die Pfalz, was Sonnenfels für Östreich war". Brief Schubarts an Klein vom 3. Okt. 1774, abgedruckt im Morgenblatt 1820 II 919.

der Kurfürstlichen Deutschen Gesellschaft, die noch heute Beachtung verdienen, sind ein schönes Zeugnis für den schnellen Umschwung, den die katholische Pfalz seit Hemmers zündender Flugschrift und Kleins fortschrittlichen Neuerungen erfahren hat. Wo noch vor fünfzehn Jahren ausschließlich die französische Sprache in den vornehmen Kreisen wie auf der Bühne und ein „barbarisches" Deutsch auf den Kanzeln geherrscht hatte — so konnte Klein in der Festrede am zehnjährigen Stiftungsfest der Gesellschaft ausführen [1]) — blühte jetzt ein reines unverfälschtes Schriftdeutsch. Ein Hofkaplan und ein Jesuit waren es, die den Anschluß der Pfalz an die Schriftsprache erwirkt hatten. Welcher Wandel der Zeiten!

Eine ähnliche Bewegung fördert auch im südlichen Baden den Fortschritt der Schriftsprache. In Freiburg wirkte seit Neujahr 1782 eine aus Professorenkreisen hervorgegangene Monatsschrift 'Der Freimüthige' durch Vorbild und Aufklärung für die neue Sprache. Nicht ohne Bitterkeit ruft ein Mitarbeiter die Zeit zurück, da die Jesuitenschulen der Muttersprache Pflege vorenthielten: „Wenigstens waren die Schriften eines Gellerts, eines Rabeners und noch vielmehr eines Geßners selbst Schullehrern verbotene Bücher. Ja sogar Gottscheds Sprachlehre, wie uns ein Exjesuit versicherte, mußte man vor den Oberen verborgen halten. Freilich haben die Katholiken aus diesen Werken viel Gift gesogen. Wenn nichts wäre, als das lutherische e, das sie sich durch Lesung derselben allmählich angewöhnten — immer schade genug! Es klang doch ehemals so genuinkatholisch: die Seel, die Cron, die Sonn, die Blum usw. — und nun schreiben die unsrigen fast durchgängig: die Seele, die Krone,

[1]) Schriften der Kurfürstl. Deutsch. Gesellschaft zu Mannheim I 13 ff., dazu Seuffert im Anz. f. d. Altertum VI 276 ff., sowie Krükl, Leben und Werke des elsässischen Schriftstellers Anton von Klein (Straßburg 1902) S. 7 und 131—152 und R. Petsch in den Wissenschaftl. Beiheften d. Allgem. deutsch. Sprachvereins Heft 38/40 S. 294.

die Sonne, die Blume — wie die leibhaften Ketzer auch schreiben!" [1])

Noch am Ende des 18. Jahrhunderts weiß man von diesen konfessionellen Gegensätzen in der Sprachhandhabung, wenn z. B. die Oberdeutsche Allgemeine Literatur-Zeitung 1788 (4. Vierteljahr) S. 3013 behauptet: „Die Bildung der deutschen Sprache wird auf den katholischen Schulen Deutschlands noch immer nicht mit jenem Fleiße und Eifer betrieben, als es die Wichtigkeit dieses Gegenstandes erfordert." Die Jenaer Literatur-Zeitung (IV 686) vom Jahre 1796 verlautbart eine Stimme: „Eine correcte und edle Schreibart pflegt man in katholischen Landen hin und wieder protestantisches Deutsch zu nennen [2])."

Wer solche auffällige Tatsachen kennt, kann unmöglich versuchen, Luther aus seiner Stellung im Beginn der neuhochdeutschen Sprachgeschichte zu verdrängen. Niemals ist bezweifelt worden, daß der Sprache des Reformators im 16. Jahrhundert die allgemeine Aufnahme in Deutschland versagt blieb. Bereits im Jahre 1870 hat ein feiner Kenner unserer Literatur [3]) an die S. 240 besprochene Tatsache erinnert, daß man noch nach 1770 in Bayern an hochdeutsch verfaßten Schulbüchern die lutherische Wortschreibung und die ketzerische Sprache be-

---

[1]) Der Freimüthige II 481 nach Birlinger in der Alemannia IX 265. — Am katholischen Niederrhein waren die Verhältnisse in der Mitte des Jahrhunderts entschieden schon viel früher zu besserer Sprachhandhabung gelangt. Schon 1751 hört man eine gleich warme Empfehlung der damaligen Literaturgrößen Leipzigs (wie Gellert), „wo izzo die zierliche Gelehrsamkeit in voller Blüte ist", in der Kölner Zeitschrift „Nüzliche Beiträge zur Verbesserung des guten Geschmacks am Niederrhein"; vgl. Karl Beckmann, Zum Leben und zur literarischen Stellung des rheinischen Satirikers Heinrich Lindenborn 1907 und Heinrich Lindenborn, der Kölnische Diogenes, Leben und Werke 1908.

[2]) Vgl. die noch ungedruckte Freiburger Dissertation von E. Steiger, Mundart und Schriftsprache in der 2. Hälfte des 18. Jahrhs. nach gleichzeitigen Zeitschriften.

[3]) E. Höpfner in der Zeitschrift für deutsche Philologie II 487.

fehdete, um zu beweisen, daß wir, selbst nachdem das dritte Viertel des 18. Jahrhunderts abgelaufen war, eine in allen Teilen Deutschlands angenommene Schriftsprache noch nicht besaßen.

Erst seit und mit unserer klassischen Literatur besitzen wir eine Schriftsprache, die auch für Oberdeutschland und die katholischen Kreise Richtschnur und Gesetz geworden ist. Aber dieselben Tatsachen bestätigen auch den wichtigen Satz, daß unsere Schriftsprache an Luther anknüpft. Das „lutherische e" und das „protestantische Deutsch" — diese Schlagworte jesuitischer Kreise könnten als Beweise für den Zusammenhang unserer Sprache mit der Reformation genügen. Und jenes lutherische e, worin Katholiken damals das wesentlichste Merkmal der verhaßten Schriftsprache erblickt haben, ist nicht der einzige Zug in dem Gesamtbild unserer Sprache, der auf den großen Reformator hinweist. Und wenn schon das 18. Jahrhundert von der neueren Schriftsprache als dem protestantischen Deutsch redete, so war es keine neue Anschauung, als Jacob Grimm in der Vorrede zur Deutschen Grammatik 1822 (S. XI) unsere Schriftsprache als einen protestantischen Dialekt kennzeichnete.

Gerade die große Sprachbewegung des 18. Jahrhunderts macht wieder klar, daß mit Luther die Neuzeit für unser Deutsch beginnt. Die Tatsachen, die zur Entschuldigung der sprachlichen Zustände Oberdeutschlands in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts dienen können, rücken die Bedeutung unseres Reformators wieder in das hellste Licht. Im Parnassus Boicus wird (1725, XVIII 409) die Vernachlässigung sprachlicher Bestrebungen im katholischen Oberdeutschland mit dem Übergewicht des unter kirchlicher Empfehlung stehenden Lateins entschuldigt. Auch ein schwäbischer Sprachgelehrter[1]) erblickt darin die Ursache: „Sprache kultiviren und lutherisch sein sei

[1]) Nast, Der teutsche Sprachforscher (Stuttgart 1777), in der Vorrede.

in jenen Landen gleichbedeutend, und die römische Religion begünstige die lateinische Sprache vor der teutschen".

So spiegelt das 18. Jahrhundert die Zustände zu Luthers Zeit wider. Der Katholizismus mit seiner Kirchensprache war noch immer ein Hemmnis unserer Entwicklung. Was dem Zeitalter der Aufklärung gelang — es war die Zeit, da unter deutschen Kirchenfürsten der Wunsch nach einer Nationalkirche laut werden konnte, die Zeit, da aus katholischen Kreisen auch die Aufhebung des Jesuitenordens gefordert und erzielt wurde —, was diese Zeit uns errungen hat, ist die Anbahnung einer geistigen Annäherung von Katholizismus und Protestantismus durch den sprachlichen Anschluß des Südens an den Norden.

11. Goethe und die deutsche Sprache.

„Deutschland, so lange von auswärtigen Völkern überschwemmt, von andern Nationen durchdrungen, in gelehrten und diplomatischen Verhandlungen an fremde Sprachen gewiesen, konnte seine eigne unmöglich ausbilden. Es drangen sich ihr, zu so manchen neuen Begriffen, auch unzählige fremde Worte nöthiger und unnöthiger Weise mit auf, und auch für schon bekannte Gegenstände ward man veranlaßt, sich ausländischer Ausdrücke und Wendungen zu bedienen. Der Deutsche, seit beinahe zwei Jahrhunderten in einem unglücklichen tumultuarischen Zustande verwildert, begab sich bei den Franzosen in die Schule, um lebensartig zu werden, und bei den Römern, um sich würdig auszudrücken. Dieß sollte aber auch in der Muttersprache geschehen; da denn die unmittelbare Anwendung jener Idiome und deren Halbverdeutschung sowohl den Welt- als Geschäfts-Stil lächerlich machte. Überdieß faßte man die Gleichnißreden der südlichen Sprachen unmäßig auf und bediente sich derselben höchst übertrieben. Eben so zog man den vornehmen Anstand der fürstengleichen Römischen Bürger auf deutsche kleinstädtische Gelehrten-Verhältnisse herüber, und war eben nirgends, am wenigsten bei sich zu Hause. Wie aber schon in dieser Epoche genialische Werke entsprangen, so regte sich auch hier der deutsche Frei- und Frohsinn. Dieser, begleitet von einem aufrichtigen Ernste, drang darauf, daß rein und natürlich, ohne Einmischung fremder Worte, und wie es der gemeine verständliche Sinn gab, geschrieben würde. Durch diese löblichen

Bemühungen ward jedoch der vaterländischen breiten Plattheit Thür und Thor geöffnet, ja der Damm durchstochen, durch welchen das große Gewässer zunächst eindringen sollte. Indessen hielt ein steifer Pedantismus in allen vier Facultäten lange Stand, bis er sich endlich viel später aus einer in die andere flüchtete."

Es ist kein zünftiger Sprachforscher gewesen, der mit diesen Worten die sprachlichen Vorbedingungen der Zeit des jungen Goethe veranschaulicht hat. Und doch war es das erste Mal, daß der Zeitraum vor Goethe mit sprachgeschichtlichen Absichten und Gesichtspunkten klar erfaßt und anschaulich geschildert wurde. Goethe selber hat im 7. Buch von Dichtung und Wahrheit diesen Rückblick auf unsere Sprachzustände vor seinem öffentlichen Auftreten mit einer bewunderungswürdigen Meisterschaft entworfen. Er hat damit zugleich bewiesen, wie sein wissenschaftlicher Sinn auch das Leben der Sprache so ernsthaft in den Kreis seiner Beobachtungen gezogen hat, daß noch immer niemand den Mut findet, seine sprachgeschichtliche Erörterung für ihn selber fortzusetzen.

Goethes Laufbahn gehört zur Hälfte dem Ende des 18. und zur Hälfte dem Beginn des 19. Jahrhunderts an. Die Reihe der Jahrzehnte, die sein dichterisches Schaffen füllt, steht in unserer Sprachgeschichte einstweilen noch als ein unbebautes Land: die Fülle der Lebenskräfte im Volksleben wie im Schrifttum, die damals in unserer Sprache wirksam waren, überschauen wir heute ebensowenig wie das Verhältnis von Goethes Sprache zu der seiner Zeitgenossen. So viel Einzelheiten wir auch beibringen können — wir müssen bekennen, daß die neuere Sprachwissenschaft gegenüber dem Schrifttum Goethes und seiner Zeit völlig ohnmächtig geblieben ist.

Aber Goethe hat ein eigenartiges Verhältnis zu unserer Muttersprache gehabt, und in den Äußerungen seines Geistes hören wir oft genug Bekenntnisse über sein Verhältnis zur Sprache [1]).

---

[1]) Vgl. G. Rausch, Goethe und die deutsche Sprache 1909 und J. Seiler,

Goethes Verhältnis zur Sprache unterscheidet sich sehr wesentlich von der Sprachhandhabung der Dichter neuester Zeiten. Es ist die Natur, die auch hier seine Führerin ist. Das Wort ist für ihn in erster Linie das gesprochene Wort, die Sprache die gesprochene Sprache. So hatte Homer die Sprache gebraucht, so Sophokles, Walther von der Vogelweide, Shakespeare. Die Schrift ist für den Dichter nur ein trauriger Ersatz der Sprache, ein Notbehelf; vollends Schriftsprache ein barer Widersinn. Denn nur das gesprochene Wort, nur menschliche Stimme und menschliche Sprache kann von Herz zu Herzen wirken. Mit Wehmut schaut unser Dichter aus einem tintenkleckſenden Säkulum in die alte Patriarchenzeit und ermißt,

Wie das Wort so wichtig dort war,
Weil es ein gesprochen Wort war [1]).

Vom Standpunkt seiner Auffassung der Sprache aus erfuhr der Dichter durch den Phrenologen Gall einst eine höchst willkommene Würdigung, die ihm einen sympathischen Eindruck hinterließ – daß er, der Dichter, eigentlich zum Volksredner geboren sei. Aber im Bereich seiner Poesie konnte Goethe seine Auffassung der Sprache ebenso zur Geltung bringen wie im persönlichen Verkehr. Für die Rhythmik des Versbaues ist dieser Standpunkt natürlich gewichtig und bedeutsam. Denn

Nach dem Takte reget
Und nach dem Maß beweget
Sich alles an mir fort [2]).

Die Anschauungen Goethes von der deutschen Sprache 1909 (zwei vom Allgem. deutschen Sprachverein gekrönte Preisschriften).

[1]) W. A. 6, 5 (Westöstl. Divan, Buch des Sängers).

[2]) W. A. 1, 23 (Der Musensohn). Vgl. hierzu W. Meisters Wanderjahre II 1 (Werke 25, 66): „Mir ist zwar von der Natur, versetzte Wilhelm, eine glückliche Stimme versagt, aber innerlich scheint mir oft ein geheimer Genius etwas Rhythmisches vorzuflüstern, so daß ich mich beim Wandern jedesmal im Tact bewege und zugleich leise Töne zu vernehmen glaube, wodurch denn irgend ein Lied begleitet wird, das sich mir auf eine oder die andere Weise gefällig vergegenwärtigt."

Alle Poesie sollte eigentlich von dem lebendigen Wort, von dem lebendigen Vortrag getragen sein: „Gewiß schwarz auf weiß sollte durchaus verbannt sein; das Epische sollte rezitiert, das Lyrische gesungen und getanzt und das Dramatische persönlich mimisch vorgetragen werden" (W. A. 42 II, 456 vom 30. 12. 1824). „Schreiben ist ein Mißbrauch der Sprache, stille für sich lesen ein trauriges Surrogat der Rede" — lesen wir in Dichtung und Wahrheit (X. Buch). „Poesie ist nicht für's Auge gemacht", heißt es in der Ital. Reise (Rom, 22. 1. 1787). Gesprächsweise gab Goethe der gesprochenen Rede auch den Vorzug vor dem Gesang; denn „ihre Abwechslungen und Mannigfaltigkeiten sind für das Gemüt unzählig".

Vor allem bringt das gesprochene Wort den ganzen Zauber einer großen und schönen Seele zur vollen Entfaltung. Goethes Zeitgenossen, denen die Gunst seiner persönlichen Gegenwart das volle Dichterbild ergänzte, haben wiederholt an sich erfahren, was uns Eckermann bestätigt, „daß sein gesprochenes Wort besser sei als sein geschriebenes und gedrucktes". So wirkte unser Dichter auf seine Umgebung durch Vorlesen und Erzählen. Er übte die angestammte Lust zum Fabulieren mit jener Frohnatur, deren Zauber manche seiner Treuergebenen der Nachwelt zu veranschaulichen bemüht gewesen sind [1]). Wiederholt hat Eckermann sein Staunen über Goethes mündlichen Vortrag geäußert. Als er den Dichter zum ersten Male einige seiner Gedichte vorlesen hörte, bricht er in die Worte aus (22. März 1824): „Welche Mannigfaltigkeit und Kraft der Stimme! Welcher Ausdruck und welches Leben des großen Gesichts voller Falten! Und welche Augen!" Und ein andermal (Vorrede zum 3. Teil) schwärmt Eckermann: „Er war wie ein lachender Sommertag, wo alle Sänger des Waldes uns aus Büschen und Hecken entgegenjubeln, der Kuckuck durch

[1]) Z. B. von Biedermanns Gespräche ² IV 13 bei O. von Greyerz, Der Deutschunterricht als Weg zur nationalen Erziehung (1914) S. 26.

blaue Lüfte ruft und der Bach durch blumige Auen rieselt. Dann war es eine Lust ihn zu hören, seine Nähe war dann beseligend, und das Herz erweiterte sich bei seinen Worten."

So verkündigte Goethe im Sinne seiner Weltmission die Forderung der Rückkehr zur Natur, wenn er das Geheimnis der Sprache als eines lebendigen Wirkungsmittels der Kunst wie des Lebens offenbarte. Und dieses sein eigenstes Evangelium bewahrte ihn als Schriftsteller und als Dichter vor jenen Verirrungen des papierenen Deutsch, gegen die heute — vielfach im Hinblick auf Goethe — allerdings mit geringem Erfolg angekämpft wird. Aber das Evangelium vom lebendigen Wort und der lebendigen Sprache war nicht geschaffen für eine Zeit des politischen Tiefstands, für eine Zeit, in der nur der Prediger im Gotteshaus zum Volke sprach. Goethes Zeitalter vertrug in Deutschland keinen Volksredner. So ist Goethe eigentlich zum Schweigen verurteilt, wenn er nach Galls Zeugnis zum Volksredner[1]) bestimmt war. Und doppelt zum Schweigen verurteilt er sich selbst, wenn er nur das gesprochene Wort gelten läßt. Das Druckenlassen ist dem Dichter in der Tat unbehaglich:

Wie nimmt ein leidenschaftlich Stammeln
Geschrieben sich so seltsam aus!

Solche „Vorklage" eröffnet die Ausgabe der Werke von 1815[2]). Auch im brieflichen Verkehr mit seinen Freunden fühlt der Meister seiner angestammten Sprache oft ein Mißbehagen, weil die Schrift das lebendige Wort nicht ersetzen kann. „Ich habe noch so tausenderlei zu sagen. Wenn nur das Schreiben nicht eine so halbe Sache wäre. Acht Tage Gegenwart würde ein schöner Genuß, ein schöner Vorteil sein" (Br. 7, 217). Seine oft getadelte Gewohnheit zu diktieren rechtfertigt der Dichter mit volleren Worten in einem Brief an Dorothea von Knabenau

[1]) Über ein rednerisches Mißgeschick Goethes bei der Festrede zum Ilmenauer Bergbau vgl. Eckermann zum 14. IV. 1831.

[2]) W. A. 1, 11.

im Jahre 1808: „Wenn ich im Zimmer auf und ab gehe, mich mit entfernten Freunden laut unterhalten kann und eine vertraute Feder meine Worte auffängt, so kann etwas in die Ferne gelangen. Mich hinzusetzen und selbst zu schreiben, hat etwas Peinliches und Ängstliches, das mir den guten Humor, ja ich möchte beinah sagen, die Vertraulichkeit lähmt[1]."

Noch in späteren Jahren hat die frühe im väterlichen Hause gepflogene Gewohnheit des Diktierens einen poetischen Ausdruck gefunden in dem Spruche:

Da ich viel allein verbleibe,
Pflege weniges zu sagen;
Da ich aber gerne schreibe,
Mögen's meine Leser tragen!
Sollte heißen: gern diktiere!
Und das ist doch auch ein Sprechen,
Wo ich keine Zeit verliere;
Niemand wird mich unterbrechen[2].

Man sollte nach alledem meinen, daß nicht leicht jemand eine höhere Auffassung von der Sprache haben kann als Goethe. Von ihm gilt, wenn von irgendeinem Dichter, was er Tasso (V 5) in den Mund legt:

Wenn der Mensch in seiner Qual verstummt,
Gab mir ein Gott zu sagen, wie ich leide.

Wem der große Wurf so gelingt, alles, was ein reiches Innere und bedeutsame Erlebnisse an Großem und Schönem zeitigen, den staunenden Blicken der Zeitgenossen zu entfalten, wem „Glück und Unglück Gesang wird", der Geschlechter auf Geschlechter zu Liebe und Verehrung des Dichters führt — diesem Dichter sollte man auch das Selbstbewußtsein und die Erkenntnis zutrauen, daß ihm die Sprache als ausreichendes Werkzeug seiner reichen Dichternatur erschien. Aber gerade Goethe fühlt immer von neuem wieder eine Unzulänglichkeit

[1]) W. A. Briefe 20, 179 vom 14. Okt. 1808.
[2]) W. A. 3, 351 (Zahme Xenien VI).

der Sprache. Was er zuwege bringt, scheint ihm oft nur ein Stammeln: „Wie nimmt ein leidenschaftlich Stammeln geschrieben sich so seltsam aus" — klagt er über seine lyrischen Gedichte. Was das Dichterherz bewegt, kann der Mund nur stammeln, nur stottern; aber Schweigen ist dem schöpferischen Geist unmöglich:

Ich zittre nur, ich stottre nur
Und kann es doch nicht lassen!

Wie sich Helena bemüht, die „grause" Schreckensgestalt der Phorkyas (Faust II 3, V. 8691) dem Chor zu schildern, fühlt sie die Ohnmacht der sprachlichen Mittel:

Doch red' ich in die Lüfte; denn das Wort bemüht
Sich nur umsonst, Gestalten schöpferisch aufzubaun

und sofort läßt der Dichter die Schreckensgestalt selbst vor den Blicken der Zuschauer erscheinen:

Da seht sie selbst! Sie wagt sogar sich an's Licht hervor!

Wie kommt Goethe zu dieser Meinung von der Unzulänglichkeit der Sprache?

Worte sind der Seele Bild —
Nicht ein Bild! sie sind ein Schatten!
Sagen herbe, deuten mild,
Was wir haben, was wir hatten[1]).

Hören wir lieber Faust und des Dichters Glaubensbekenntnis auf die Frage: Glaubst du an Gott? (Faust I V. 3451):

Erfüll davon dein Herz, so groß es ist,
Und wenn du ganz in dem Gefühle selig bist,
Nenn es dann, wie du willst,
Nenn's Glück! Herz! Liebe! Gott!
Ich habe keinen Namen
Dafür! Gefühl ist alles;
Name ist Schall und Rauch,
Umnebelnd Himmelsglut!

Es gibt nur eine stumme Sprache, die klar und deutlich redet — denn die Verlautbarung der Wortsprache ist un-

[1]) W. A. 4, 71 (Rhein und Main, Wert des Wortes).

zulänglich. Von der Größe der Gottheit und ihrer Erscheinungsformen kann nur das Menschenherz seine stumme Gefühlssprache reden (Faust I V. 3462):

Es sagen's aller Orten
Alle Herzen unter dem himmlischen Tage.

Aber wenn der Dichter auch zeitweise die Sprache als unzulängliches Abbild dessen ansieht, was in seinem Herzen lebt und sich gestaltet, so hat doch wohl niemand dankbarer empfunden als Goethe, was die Sprache zumal dem Dichter, zumal ihm selbst bedeutet; niemand hat wie er die Wohltat der erlösenden und befreienden Macht des Wortes gefühlt.

Wenn der Mensch in seiner Qual verstummt,
Gab mir ein Gott zu sagen, wie ich leide.

Aus diesem Dichtergemüt entquellen lyrische Ergüsse von Wahrheit und Innigkeit; und die Wohltat seines Wortes erleichtert für viele, die waren und sein werden, das Herz mit frommen Gebeten: „Der du von dem Himmel bist" oder „Über allen Gipfeln ist Ruh."

Was Wortsprache vermag, um die stumme Sprache des Herzens in Worte zu kleiden, das hat Goethe erreicht. Und er leiht uns seine Worte, wenn Jubel und Freude, wenn Freundschaft, Lieb und Brüderschaft uns bewegen. Die deutsche Sprache hat seinesgleichen im Gebiet der Dichtung weder vorher noch nachher wieder gesehen. Aber so dankbar die Geschichte unserer Sprache den Namen Goethe verehrt, so hart hat der Dichter selbst in den Venezianischen Epigrammen (1790) wiederholt über unser Deutsch geurteilt:

29. Vieles hab' ich versucht, gezeichnet, in Kupfer gestochen,
Öl gemahlt, in Thon hab' ich auch manches gedruckt,
Unbeständig jedoch, und nichts gelernt noch geleistet;
Nur ein einzig Talent bracht' ich der Meisterschaft nah:
Deutsch zu schreiben. Und so verderb' ich unglücklicher Dichter
In dem schlechtesten Stoff leider nun Leben und Kunst.

76. Was mit mir das Schicksal gewollt? Es wäre verwegen,
Das zu fragen — denn meist will es mit Vielen nicht viel.
Einen Dichter zu bilden, die Absicht wär' ihm gelungen,
Hätte die Sprache sich nicht unüberwindlich gezeigt[1]).

Schon in der Zeit unmittelbar vor der italienischen Reise, wo Reiseplan und Opernpläne zur Beschäftigung mit der italienischen Sprache drängten, begegnen wir in den Briefen Goethes Vorklängen dieses harten Urteils. „Der gute Kayser dauert mich nur, daß er seine Musik an diese barbarische Sprache verschwendet", schreibt Goethe Januar 1786 an Frau v. Stein, und im Briefverkehr mit dem Tonsetzer Kayser redet er bald darauf von der „unglücklichen" deutschen Sprache. Der Gegensatz ist klar, immer schwebt dem Dichter der Wohllaut des Italienischen vor. An Kayser schreibt er: „Noch eins! Wie steht es mit dem Italienischen? Üben Sie sich fleißig in dieser einzigen Sprache des Musikers[2])!" Nun verstehen wir auch die beiden Venezianischen Epigramme.

Inmitten der Klänge von Tassos Sprache, umrauscht von dem Wohllaut eines klassischen Vokalreichtums und von der „stummen Sprache" der wunderbaren Kunstdenkmäler einer großen Vergangenheit herausfordernd begrüßt, konnte Goethe vorübergehend vergessen, daß die Muttersprache ihm das Höchste zu verlautbaren gestattet hatte. Wie auf Faust die Fülle der Gesichte, die er zu erschauen gefleht, so wirken — beängstigend zunächst — auf Goethe die Eindrücke einer neuen Welt, die er mit der Seele gesucht hatte. Die Vergleiche drängten sich ihm auf. Er hatte unerwartet Gelegenheit, neue Sprachen zu hören. In Rom hörte er bei einer kirchlichen Feier am Dreikönigsfest unter andern Sprachen auch ein griechisches Lied;

---

[1]) Über den Entwurf eines weiteren Epigramms mit sprachlichen Absichten (W. A. 5 II S. 376 Nr. 46) vgl. Rausch in der Zeitschr. d. Allg. deutsch. Sprachvereins 25 (1910) Sp. 357.

[2]) Briefe (W. A.) 7, 171. 217. 188.

er berichtete nach Weimar: „Das Griechische klang, wie ein Stern in der Nacht erscheint“ (13. 1. 1787)[1]).

„Ich bin selbst ein geplagter Fremdling“, schreibt Goethe aus Rom 1787 (13. 1.) an Herder, „den nicht die Furien, den die Musen und Grazien und die ganze Macht der seligen Götter mit Erscheinungen überdecken.“ Entschuldigen wir darum den Dichter der Venezianischen Epigramme für die vorübergehend harte Einschätzung der Muttersprache. So hat Goethe auch selbst sein Urteil wohl stillschweigend zurückgenommen:

Im Vaterlande
Schreibe, was dir gefällt:
Da sind Liebesbande,
Da ist deine Welt[2]).

In diesem Spruch liegt zugleich die Anerkennung der Muttersprache.

Indem der Dichter von der Höhe eines abgeklärteren Alters und einer reicheren Welterfahrung überschlägt, was er in deutscher Sprache für sich und seine Zeit geleistet, kehrt jene harte Beurteilung der Muttersprache nie mehr wieder. Welch köstliche Warnung richtet er (Werke II 206) an das junge Geschlecht, das sich gebart, als ob der ererbte Reichtum der Sprache gar nicht vorhanden, sondern von ihm erst zu schaffen wäre.

Ich begegnet' einem jungen Mann,
Ich fragt' ihn um sein Gewerbe;
Er sagt': ich sorge, wie ich kann,
Daß ich mir, eh' ich sterbe,
Ein Bauergütchen erwerbe.

---

[1]) W. A. Briefe 8, 131. Auch schon vor der italienischen Reise treffen wir ähnliche Stimmungen. Befremdlich für uns nimmt Goethe — vielleicht nur zum Scherz — an dem Worte „Gickelhahn“ Anstoß, wenn er an Frau v. Stein (6. September 1780 — Br. IV 281) schreibt: „Auf dem Gickelhahn, dem höchsten Berg des Reviers, den man in einer klingernden Sprache Alecktrüogallonax nennen könnte, hab ich mich gebettet.“

[2]) W. A. II 242 (Sprichwörtlich).

Ich sagte: das ist sehr wohl gedacht;
Und wünschte, er hätt' es so weit gebracht.
Da hört' ich: er habe vom lieben Papa
Und eben so von der Frau Mama
Die allerschönsten Rittergüter. —
Das nenn' ich doch originale Gemüther.

So hatte er schon in jüngeren Jahren, als Klopstock eine reiche und mächtige Dichtersprache voll Schwung und Männlichkeit geschaffen hatte, zwar aus teutonisierender Zeit heraus, aber im Vollgefühl eigensten Könnens, jede Meinungsverschiedenheit über die Tragweite unserer Sprache abgelehnt, als ob das Deutsche an und für sich arm oder reich sein und dem Künstler versagen könne:

Was reich und arm! Was stark und schwach!
Ist reich vergrabner Urne Bauch?
Ist stark das Schwert im Arsenal?
Greif milde drein, und freundlich Glück
Fließt, Gottheit, von dir aus!
Faß an zum Siege, Macht, das Schwert
Und über Nachbarn Ruhm [1])!

Es sind prophetische Verse, die im Jahre 1773 ahnungsvoll erschauen, was 100 Jahre später beseligende Wahrheit war. Und die Einheit der deutschen Sprache hat unser Vaterland zu Macht und Sieg und Ruhm geführt; denn die Einheit der Sprache ist die Grundbedingung gewesen für die Einigung des Vaterlands.

Bei der hohen Bedeutung, die Goethe dem gesprochenen Wort, der mündlichen Rede beimißt, erhebt sich für den Sprachforscher die auf den ersten Blick überraschende Frage nach der Aussprache des Dichters. Die gebildete Einheitssprache, die wir heute in Deutschland sprechen — man nennt sie Bühnendeutsch, besser wäre gebildete Umgangssprache — diese heutige

---

[1]) W. A. II 256 (Sprache). G. Roethe, Reimvorreden des Sachsenspiegels (1899) S. 105 ff. weist Zusammenhang des Spruches mit dem Sachsenspiegel des Eike von Repgow nach.

Aussprache der gebildeten Kreise hat sich erst im Gefolg unserer klassischen Literatur entwickelt; die Zeit der Romantiker bemühte sich um reine Aussprache, die der Schrift gerecht werden sollte. Aber um die Wende des 18. und 19. Jahrhunderts kannte man das Ideal einer gemeindeutschen Aussprache noch nicht. Damals klang durch jedermanns Rede der mundartliche Grundton weit stärker durch als heute. Und so ist unsere heutige Aussprache nicht die Goethes gewesen. Aber der Edisonsche Apparat, der heute das lebendige Wort großer Männer auf die Nachwelt bringt, fehlte damals, und wie hätten Zeitgenossen so gleichgültige und unbedeutende Züge erwähnen sollen, die kaum auffielen, weil die Aussprache überall unfest schwankte. Und wir würden kaum Kunde in dieser Richtung besitzen, wenn nicht Vertreter eines jüngeren Geschlechts dem neuen Ideal einer Einheitssprache näher gewesen wären. Wir haben Zeugnisse von Heinrich Heine, Rahel Varnhagen und Wilhelm Grimm, dem Germanisten.

Bedenklich und ganz fragwürdig ist das Urteil Rahels in einem Brief an Varnhagen (Oktober 1815): „Goethe sprach zu mir in einer etwas sächsischen, sehr aiséen Sprache“ [1]). Es ist schwer zu sagen, was Rahel sich unter Goethes sächsischer Aussprache gedacht haben kann; vielleicht hat sie Thüringisch damit gemeint. Sicher ist nur, daß sie sich — als Berlinerin — über die anders gefärbte Aussprache des Dichters wunderte. Aber die voneinander unabhängigen Zeugnisse Heinrich Heines und Wilhelm Grimms stimmen darin überein, daß sie eine Frankfurter Dialektfarbe in des Dichters Aussprache anerkennen. Wilhelm Grimm, der berühmte Märchenerzähler, war als geborener Hanauer ein halber Landsmann Goethes — aber er war 37 Jahre jünger als der Dichter, und dieser Altersunterschied erklärt zugleich, daß Wilhelm Grimm

---

[1]) Rahel, Ein Buch des Andenkens für ihre Freunde II 331 = Zeitschr. f. d. deutschen Unterricht VII 449.

sich bei Gelegenheit eines Besuchs über die frankfurtisch gefärbte Aussprache des alten Dichters verwunderte. Er berichtete darüber in einem Vortrag, den er im September 1846 in der Geburtsstadt des Dichters hielt[1]: „Goethe hat mit dem richtigsten Gefühl, wie der Augenblick drängte, die ihm angeborene Mundart benutzt und mehr daraus in die Höhe gehoben als irgend ein anderer. Auch seine Aussprache, zumal in vertraulicher Rede, war noch danach gefärbt, und als sich jemand beklagte, daß man ihm den Anflug seiner südlichen Mundart in Norddeutschland zum Vorwurf gemacht habe, hörte ich ihn scherzhaft erwidern: „Man soll sich sein Recht nicht nehmen lassen, der Bär brummt nach der Höhle, in der er geboren ist." Das Zeugnis Wilhelm Grimms wiegt schwerer als ein Zeugnis Heines, der Goethe 1824 besuchte. In seiner Börneschrift[2] bezeichnet er das Frankfurter Deutsch, die eigentliche Frankfurter Landessprache als das, was „wir in Norddeutschland Mauscheln nennen", und will in uns den Glauben erwecken, als habe Goethe, dessen Organfärbung den heimatlichen Dialekt nie ganz habe verleugnen können, auch an diesem Mauscheln Anteil gehabt so gut wie Börne[3].

Als Leiter des weimarischen Theaters wendete der Dichter seine volle Aufmerksamkeit der Aussprache der Schauspieler zu. Aber die 1803 verfaßten „Regeln für Schauspieler" beziehen sich doch zunächst nur auf die Aussprache der Konsonanten,

---

[1]) Kleine Schriften I 512.

[2]) H. Heine, Werke, herausg. v. Elster VII 30.

[3]) Ein Zeugnis, das auf oberdeutsche Aussprache Goethes hinweist, bringt Prof. Frederking in Worms bei. David Veit schreibt im März 1793 an Rahel: „Man hört's ihm noch manchmal an, daß er aus dem Reich ist, wie er uns auch selbst sagte" (Lewes, Leben Goethes übers. von Frese, 9. Aufl. II. Bd. Anhang I S. 564). Ein weiteres Zeugnis liefert Wienbarg 1834 Soll die plattdeutsche Sprache gepflegt oder ausgerottet werden S. 7: „Göthe sprach das Hochdeutsche wie ein geborner Frankfurter, Schiller wie ein Wirtemberger." W. Creizenach verweist mich noch auf Biedermanns Gespräche [2] IV 492 und V 184.

erst später — 1824 — kommt er in einem, denselben Gegenstand behandelnden Gespräch mit Eckermann auf die reine Aussprache der Vokale zu sprechen. Denn gerade die weimarischen Bühnenkräfte sündigten da vielfach. Hier ist eine hübsche Erzählung am Platze. Als sich Eckermann und Goethe über die Aussprache der Bühne und die Sprechfehler der Thüringer unterhielten, fiel dem Dichter ein, wie ihn einmal in Jena ein Student der Theologie besuchte. Dichter und Student unterhielten sich ganz hübsch, aber zum Abschied rückte der Student mit einem Anliegen eigener Art hervor. „Er bat mich nämlich", so lauten Goethes Worte an Eckermann, „ihm doch am nächsten Sonntag zu erlauben, statt meiner predigen zu dürfen. Ich merkte sogleich, woher der Wind wehte, und daß der hoffnungsvolle Jüngling einer von denen sei, die das G und K verwechseln." Der Dichter klärte dann den Studenten mit aller Freundlichkeit auf, indem er ihn an den jenaischen Pastor Koethe verwies. Indem Goethe solche Fehler im einzelnen rügt, sehen wir einerseits, daß er sich von den Fehlern der Thüringer Aussprache andauernd frei gehalten hat, aber zugleich auch, wie ernsthaft bereits in des Dichters Alter die Aussprache der Gebildeten sich von gröberen mundartlichen Zügen frei zu halten bemühte.

Auch an Goethe trat damals eine neue technische Forderung heran, die Forderung der Reinheit der Reime. Aber er konnte ihr nicht mehr voll gerecht werden. Und über der Formvollendung stand ihm noch die Klarheit und Wahrheit des Gedankens:

Ein reiner Reim wird wohl begehrt;
Doch den Gedanken rein zu haben,
Die edelste von allen Gaben,
Das ist mir alle Reime wert[1]).

Aber abgesehen von der Tatsache, daß Goethes gesprochenes Wort und seine lebendige Rede einen ausgeprägten Frank-

[1]) W. A. III 338 (Zahme Xenien V).

furter Grundton hatte, entzieht sich Goethes Aussprache unserer Kenntnis seltsamerweise völlig. Denn aus seinem Reimgebrauch läßt sich nichts Sicheres darüber gewinnen, weil dabei dichterische Freiheiten und Herkommen mitwirkten. Man hat vielfach gemeint, daß Mißverständnisse seiner Schreiber bei der Niederschrift von Diktaten Rückschlüsse über die wahre Aussprache des Dichters gestatten. Aber man überschätzt die Beweiskraft von Schreibfehlern bei Diktaten und unterschätzt die Gedankenlosigkeit, die Mißverständnisse und die Unbildung der Schreiber. Jedenfalls hat die Goetheforschung bisher noch nicht im Zusammenhang festgestellt, was der Reimgebrauch des Dichters und die Niederschriften seiner Diktate für die Aussprache des Dichters ergeben.

Aber eines ist für Goethe, allerdings auch für die zeitgenössischen Dichter sicher, sie alle bleiben formell hinter einem Ideal zurück, das im ersten Blütenalter unserer Literatur erreicht war: die Reinheit der Reime bei den Minnesingern wie Walther von der Vogelweide und bei Gottfried von Straßburg ist dem Blütenalter vom Ende des 18. Jahrhunderts ein ungekanntes Ideal. Wer also vom Standpunkt der klassischen Sprachform der mittelhochdeutschen Zeit die Sprache Goethes in den Reimen beobachtet, wird zunächst mit Bedauern feststellen, daß Goethe da nicht an Walther von der Vogelweide heranreicht. Aber die politischen Verhältnisse Deutschlands konnten im 18. Jahrhundert keine verbindliche Aussprache des Deutschen zeitigen. An dem Segen einer gebildeten Umgangssprache von leidlich einheitlichem Gepräge konnte Goethe noch nicht teilhaben. So ist er ein Kind seiner Zeit, und die damalige Volkssprache in ihren Mannigfaltigkeiten und Schwankungen spiegelt sich auch in seinen Sprachformen wieder.

Unter den Quellen von Goethes Sprache nimmt neben der Volksmundart auch die Sprache der Bibel eine Hauptstelle ein. Aus „Dichtung und Wahrheit“ ist bekannt, wie Goethe an und mit der deutschen Bibel aufgewachsen war.

Er sagt im 7. Buch: „Ich für meine Person hatte die Bibel lieb und wert; denn fast ihr allein war ich meine sittliche Bildung schuldig, und die Begebenheiten, die Lehren, die Symbole, die Gleichnisse, alles hatte sich tief bei mir eingedrückt und war auf eine oder andere Weise wirksam gewesen." Dieser Einfluß der Bibel auf den Dichter hatte auch eine sprachliche Bedeutung, und wir erfahren darüber Näheres im 6. Buch von „Dichtung und Wahrheit" bei Gelegenheit des Widerstreits seiner angestammten Frankfurter Sprache mit der angeblich allein richtigen Meißner Sprechweise, wie sie in Leipzig — zumal an Gottsched und Gellert — gewichtige Vertreter hatte. „Mir sollten die Anspielungen auf biblische Kernstellen untersagt sein," berichtet Goethe hier unter anderem. Aber durch sein ganzes Leben blieb ihm der Vorrat an biblischen Worten und Wendungen geläufig, selbst in der Zeit des hellenisch-idealen Stiles. Der Heide Goethe flicht Bibelworte ungesucht und ungewollt in seine Iphigenie, seinen Prometheus ein; und Faust, der unwillig sich von der Bibel lossagt, bleibt bibelfest wie Goethe [1]).

Die Stellung Goethes dem Fremdwort gegenüber ist viel besprochen, aber noch immer nicht erschöpfend dargestellt [2]). Mit Behagen wird gern der Spott über den Sprachreiniger Campe aus den Xenien zugunsten einer weitherzigen Nachsicht gegen modische Fremdwörter beigebracht. Campe, der uns allen als Verfasser des deutschen Robinson im besten Andenken lebt, ist als Purist den Xeniendichtern die furchtbare Waschfrau, „welche

---

[1]) Vgl. Victor Hehn im Goethe-Jahrbuch 8, 187 und G. Hauff ebenda 11, 176, sowie Steph. Waetzoldt, Die Jugendsprache Goethes (2. Aufl. Leipzig 1903) S. 18 ff.

[2]) Vgl. Dehnike, Goethe und die Fremdwörter im Progr. des Johanneums zu Lüneburg 1892 und Wilibald Strasdas, Das Fremdwort bei Goethe bis zu seiner Rückkehr aus Italien (Freiburger Dissert.) 1907, auch Th. Matthias in der Zeitschr. d. Allgem. deutschen Sprachvereins 17 Nr. 3, sowie Rausch a. a. O. S. 136 ff. und Seiler a. a. O. S. 102 ff.

die Sprache des Teut säubert mit Lauge und Salz" (Xenion 115). Ein Xenion (358) stellt ihm eine besondere Aufgabe zur Sprachreinigung:

Sinnreich bist du, die Sprache von gallischen Wörtern zu säubern,
Nun, so sage doch, Freund, wie man Pedant uns verdeutscht[1]).

Aber der einseitigen Abwehr gegen pedantische Einmengung und Schulmeisterei steht die gewiß nicht zufällige Tatsache gegenüber, daß die Iphigenie — trotz der Fremdartigkeit des Stoffes — sich völlig frei von Fremdwörtern hält. Und wie hätte auch ein Künstler von Goethes Bedeutung sich der natürlichen Forderung verschließen können, daß ein wahres Kunstwerk frei von modischen Floskeln fremder Herkunft sein müsse? Denn das modische Fremdwort stört den einheitlichen Grundton der Darstellung; die großen Meisterwerke unserer Sprache, wie Luthers Bibel und die Gedichte Walthers von der Vogelweide, sind in ihrer reinen und einheitlichen Farbe nicht entstellt durch fremdartige Züge, die unserm Deutsch in Laut und Ton widerstreben.

Von der Sprachhandhabung in der Iphigenie entfernt sich unser Dichter jedoch im Gesellschaftsroman. Ungesucht und ungewollt stellen sich im Wilhelm Meister französische Modewörter ein. Aus der gesellschaftlichen Sprache der Zeit, die durchaus unter der Herrschaft des Französischen stand, boten sich dem Dichter eine Fülle von Fremdwörtern bei der Schilderung der zeitgenössischen Gesellschaftsklassen. Das wird dem Dichter selbst gar nicht zum Bewußtsein gekommen sein. Als Friedrich Schlegel in den Heidelberger Jahrbüchern 1808 S. 181 Wilhelm Meisters Lehrjahre besprach, war er kühn genug, darüber eine ernste Anfrage an den Dichter zu richten, dessen Bestrebungen im Sinne der Sprachreinheit er im übrigen richtig würdigt:

---

[1]) Vgl. die Xenien herausg. von E. Schmidt und B. Suphan (Schriften der Goethe-Gesellschaft Bd. 8) S. 155.

„Man halte es mehr für eine Anfrage, als für einen Tadel, wenn wir ein Verzeichnis der im Meister gebrauchten ausländischen und Französischen Worte hersetzen. Produciren, determiniren, rezitiren, reduziren, Inspiration, Sensation, Disproportion, Komposition, personificiren, qualificiren, korrigiren, variiren und unzählige andere, sind in der Büchersprache aufgenommen; wenn sie aber in einer Abhandlung, wo nicht unentbehrlich, doch unschädlich sind, sollte ein darstellendes Werk sie nicht eher vermeiden, als beynah auffsuchen und im Übermaß anwenden? Unter denen, die mehr der Gesellschaftssprache angehören, wie Equipage, Engagement, Negligée, applaudiren, Route, Douceur, respectiren, Calculs, secundiren, tractiren für bewirthen, undelicat, Indiscretion, Conferenzen, Dislocationsplan, imponiren, assecuriren, paradiren, repraesentiren, Sukkurs, Gage, Details, Societät — sind doch nur sehr wenige, die sich nicht sehr leicht und ungezwungen durch deutsche Worte geben ließen. Wir bemerken noch aus mehreren andern: honorabel, Confidenz, Condeszendenz, brouillirt, Sagacität, souteniren und Mystificationen, welches letzte wohl nicht einmal in der Gesellschaftssprache aufgenommen ist, deren Geist und Art im Ganzen der darstellende Dichter wohl ausdrücken mag, ohne ihre sprachwidrige Unarten mit aufzunehmen. Haben doch Meisters Lehrjahre von dieser Seite grade ein so großes Verdienst, indem sie die Sprache unermeßlich bereicherten durch eine Menge der feinsten und glücklichsten Ausdrücke und Wendungen für gesellschaftliche Beziehungen und Ansichten, für die vorher entweder gar keine Bezeichnung vorhanden, oder doch in keinem gedruckten Buche anzutreffen war, und der Meister selbst ist in unzähligen Stellen der beste Beweis, wie wenig die Frantzösischen Worte zur Wahrheit der Darstellung gesellschaftlicher Begebenheiten und Gespräche wesentlich sind. Je mehr nun aber die Sprache im Meister sich über die gewöhnliche Gesellschaftssprache durch Sorgfalt und Bildung erhebt, je mehr scheint uns die erwähnte Einmischung — obwohl an sich vielleicht geringfügig — eine kleine Störung in der sonst so vollendeten Gleichmäßigkeit zu verursachen. Worte wie schwadroniren, oder Redensarten, wie: der Cavalier fand Approbation, mein Renommée zu menagiren, würden uns in manchem andern Buche gar nicht einmal bemerklich werden, aber im Meister, in Goethes Sprache fallen sie dem Gefühl auf[1]). Man wird sagen, daß oft in dem mit

[1]) Fr. Schlegel hat versäumt zu bemerken, daß diese Stellen aus den Bekenntnissen einer schönen Seele stammen: Werke (W. A.) 22, 297 „es

Fleiß gewählten fremden Wort ein besonderer Ausdruck liege; aber es wird sich schwerlich irgend eine Stelle auffinden lassen, wo dies nicht auch, wie an so unzählig vielen andern Stellen, in dem reinsten Deutsch sich hätte erreichen und sagen lassen, ohne zu der barbarischen Avantage ausländischer Redensarten seine Zuflucht nehmen zu müssen."

Goethe hat Friedrich Schlegels Anfragen und Rügen bei späteren Auflagen des Wilhelm Meister nicht berücksichtigt und damit bewiesen, daß ihm der Gebrauch von Fremdwörtern dem Ton seines Gesellschaftsromans zu entsprechen schien. So war ihm auch im Briefverkehr mit seinen Freunden die Pflicht der Sprachreinheit unbequem und für den Augenblick zu umständlich. Aber mag sich Goethe immerhin im Briefwechsel mit Schiller und sonst gelegentlich gehen lassen, wenn die Forderung des Augenblicks schnelles Festhalten eines flüchtigen Gedankens auch auf Kosten der Sprachreinheit gebot — der Dichter hat uns in den großen Meisterwerken auch das Ideal der Sprachreinheit gelehrt, und die tiefsten und persönlichsten Ergüsse, die seinem reichen Dichterherzen entquellen, sind unwiderlegliche Beweise, wie das tiefste deutsche Dichtergemüt in seiner Herzensreinheit auch die Forderungen der Sprachreinheit unbewußt beobachtet. Man mustere die ewigen Schöpfungen seiner Lyrik, und die Gönner der Fremdwörter werden verstummen! Wenn die Dichter der Xenien aber sich gegen Campe ereifern, so richtet sich die Abwehr nicht gegen die Forderung der Sprachreinheit, sondern gegen die Auswüchse einer pedantischen Sprachreinigung, die rücksichtslos und schonungslos mit einem Mal ein fernes, nur allmählich zu erreichendes Ziel erzwingen will.

Je mehr der Dichter alterte, desto mehr gewannen seine wissenschaftlichen Neigungen an Ausdehnung. Aber es war

---

möge zu spät sein, meine Renommée zu menagieren" — 22, 323 „Der Kavalier fand große Approbation". — Auch andere von Schlegel getadelte Worte stammen aus dieser Einlage, z. B. brouilliert 22, 323, Condescendenz 22, 333.

noch schlecht bestellt um die Fachausdrücke einzelner Gebiete. In der Farbenlehre klagt Goethe eingehend über die Schwierigkeit der wissenschaftlichen Sprache, und gerade auch im Gebiet der ästhetischen Theorie, das der Briefwechsel mit Schiller erörterte, boten sich ungesucht und bequem nur Fremdwörter dar. Und nun sollte der Dichter als Fachgelehrter eine Forderung erfüllen, die gewiß aus gut deutscher Gesinnung, aber nicht aus einer vollen Überschau über den Umfang der deutschen Sprache kam. Gerade nach den Freiheitskriegen regte sich der Purismus, und es kann nicht im mindesten zweifelhaft sein, daß Campe sich im ganzen wie im einzelnen große Verdienste erworben hat. Aber der Übereifer stieß auf Abwehr.

Als Campes Gesinnungsgenosse Radlof in einem Aufsatz 'Frankreichs Sprach- und Geistestyrannei über Europa' 1814 die Behörden gegen das Fremdwörterwesen aufrief, ward es Goethe unbehaglich zu Mute. Um so freudiger war er bewegt, als ein junger Schweizer Gelehrter namens Karl Ruckstuhl 1816 in einem Aufsatz 'Von der Ausbildung der deutschen Sprache in Beziehung auf neue dafür angestellte Bemühungen' [1]) den Sprachreinigern gegenüber einen ablehnenden Standpunkt einnahm. Darin fand Goethe alle Gesichtspunkte vertreten, die er selber als Schriftsteller und Sprachfreund unter manchen Mißgriffen der Puristen in sich zur Reife gebracht hatte. In dem langen Leben, das ihm beschieden gewesen ist, konnte sein Standpunkt nicht immer der gleiche bleiben. Aus dieser Zeit stammt das Zahme Xenion:

Gott Dank, daß uns so wohl geschah:
Der Tyrann sitzt auf Helena!
Doch ließ sich nur der eine bannen,
Wir haben jetzo hundert Tyrannen,
Die schmieden, uns gar unbequem,
Ein neues Kontinentalsystem.

---

[1]) Veröffentlicht in der von Luden herausgegebenen Zeitschrift Nemesis 8, 337—386 (Neudruck Gießen 1890).

Teutschland soll rein sich isolieren,
Einen Pestkordon um die Grenze führen,
Daß nicht einschleiche fort und fort
Kopf, Körper und Schwanz von fremdem Wort[1]).

Es wäre durchaus einseitig, Goethes Stellung zur Fremdwörterfrage nach diesem Spruch und nach den Xenien gegen Campe zu bemessen. Und Campe war in der glücklichen Lage, aus Goethes Dichtungen klassische Stellen anführen zu können, in denen ein klarer Purismus waltete, wenn man andere zeitgenössische Schriftsteller zum Vergleich heranzog. Und die Fremdwörterfrage war bei der Schlußredaktion der späteren Werke stets ein Hauptaugenmerk unseres Dichters. Wie wir es neuerdings erlebt haben, daß Gustav Freytag einen Berater hatte, der die Fremdwörter seiner Werke auf Notwendigkeit und Unentbehrlichkeit prüfte und dann an Zahl beträchtlich minderte, so hatte Riemer von Goethe den Auftrag erhalten, für den Druck von Dichtung und Wahrheit „die fremden Worte aus der Handschrift zu tilgen, insofern es möglich und rätlich sei, wie wir auch schon früher getan haben: ich bin, wie Sie wissen, in diesem Punkte weder eigensinnig noch allzu leicht gesinnt“ [2]). So lebte in ihm das Ideal der Spracheinheit; und wenn er in einem Aufsatz über den Philologen Welcker die Reinheit und Keuschheit unserer Sprache betonte, so war's ihm damit heiliger Ernst.

Aber seit seinen jungen Jahren beseelte ihn auch die Freude an fremden Sprachen, toten wie lebenden. Als Offenbarungen des menschlichen Geistes ziehen sie den Dichter immer von neuem wieder an, und gern bemüht er sich, Fähigkeit und Eigenart der sprachlichen Ausdrucksmittel abzuwägen. Zwar hat er nie zum Latein gegriffen, wenn er auch oft Bewunderung

---

[1]) W. A. 5 I S. 143 (Zahme Xenien IX).

[2]) Goethe an Riemer 30. Juni 1813 (W. A. Briefe 23, 374). Vgl. hierüber Matthias und Nestle in der Zeitschr. d. Allgem. deutschen Sprachvereins 1902 Bd. 17 (März und September).

hegte. Als der schwäbische Philologe B. G. Fischer Hermann und Dorothea, die deutscheste von Goethes größeren Dichtungen, 1822 in die Sprache Virgils einkleidete, fand die unzeitgemäße Spielerei bei dem Dichter Stimmung und artige Aufnahme [1]).

Aber das Französische war dem Dichter ganz anders in Fleisch und Blut übergegangen, es begleitete ihn durch sein ganzes Leben. Es hat ihn auch in den Studentenjahren nach Straßburg gezogen, wo denn allerdings sein deutsches Herz in Freundschaft und Liebe, in Kunst und Dichtung zur vollen Entfaltung kommen sollte. Aber im Briefverkehr konnte er auch noch in Weimar zum Französischen greifen. Und als Übersetzer französischer Werke versenkte er sich gern in den Geist französischer Sprache. Wenn Wilhelm Meister (5. Buch 16. Kap.) betont, „wie kann man einer Sprache fremd sein, der man den größten Teil seiner Bildung schuldig ist", so spricht Aurelie in ihrer feindlichen Stimmung dem Französischen gegenüber manche bedeutsame Worte, in denen Goethe sein eigenes Verhältnis zum Französischen in wechselnder Beleuchtung zeigt:

„Es ist kein Vorurtheil! versetzte Aurelie: ein unglücklicher Eindruck, eine verhaßte Erinnerung an meinen treulosen Freund hat mir die Lust an dieser schönen und ausgebildeten Sprache geraubt. Wie ich sie jetzt von ganzem Herzen hasse! Während der Zeit unserer freundschaftlichen Verbindung schrieb er Deutsch, und welch ein herzliches, wahres, kräftiges Deutsch! Nun da er mich los sein wollte, fing er an Französisch zu schreiben, das vorher manchmal nur im Scherze geschehen war. Ich fühlte, ich merkte, was es bedeuten sollte. Was er in seiner Muttersprache zu sagen errötete, konnte er nun mit gutem Gewissen hinschreiben. Zu Reservationen, Halbheiten und Lügen ist es eine treffliche Sprache; sie ist eine perfide Sprache! Ich finde, Gott sei Dank! kein deutsches Wort, um perfid in seinem ganzen Umfange auszudrücken. Unser armseliges treulos ist ein unschuldiges Kind dagegen. Perfid ist treulos mit Genuß, mit Übermut und Schadenfreude. O, die Ausbildung einer Nation ist zu beneiden, die so feine Schattierungen in einem Worte auszudrücken weiß! Französisch ist recht die Sprache der Welt, wert, die allgemeine Sprache zu sein, damit sie sich nur alle untereinander

[1]) W. A. Briefe 37, 123.

recht betrügen und belügen können! Seine französischen Briefe ließen sich noch immer gut genug lesen. Wenn man sich's einbilden wollte, klangen sie warm und selbst leidenschaftlich; doch genau besehen, waren es Phrasen, vermaledeite Phrasen! Er hat mir alle Freude an der ganzen Sprache, an der französischen Literatur, selbst an dem schönen und köstlichen Ausdruck edler Seelen in dieser Mundart verdorben; mich schaudert, wenn ich ein französisches Wort höre!"

In dieser Romanstelle bewundern wir den feinen Sinn, mit dem unser Dichter den Gefühlswert von Sprachen und Worten zu bestimmen vermag. Aber noch größer wird unsere Bewunderung, wenn wir uns dem Umfang seines Sprachschatzes zuwenden.

Goethes Sprache zeichnet sich wie sein Denken durch die Gegenständlichkeit aus. Es ist bekannt, wie Goethe sich über dieses Schlagwort freute, als im Jahre 1823 der Philosoph Heinroth sein Denken als gegenständlich bezeichnete; „er will damit aussprechen", erklärt Goethe, „daß mein Denken sich von den Gegenständen nicht sondern läßt, daß die Elemente der Gegenstände, die Anschauungen in dasselbe eingehen und von ihm aufs innigste durchdrungen werden." So ist die sprachliche Plastik, die Sinnlichkeit und Anschaulichkeit seiner Sprache nicht wieder erreicht worden. Nur unser erster Reichskanzler besaß Sprachgewalt von gleicher sinnlicher Kraft, aber nicht von dem Umfang, den Goethes Weltblick mit unendlichen naturwissenschaftlichen und dichterischen Interessen erfaßte. Indem sich sein Anschauen mit seinem Denken, sein Denken sich mit seinem Anschauen deckte, überträgt er auf uns die Eindrücke der Sinnenwelt mit unerreichter Schärfe und die Eindrücke der Gefühlswelt mit sinnlicher Gegenständlichkeit. Das Leblose begabt er mit Leben, und das Abstrakte kleidet er in Körperlichkeit. Wo die Sprache versagt, schafft er durch Gleichnisse und Bilder einen Ersatz. Und die Urbestandteile der Sprache schmiedet er zu immer neuen Wortgebilden.

An sprachschöpferischer Kraft sucht Goethe seinesgleichen. Seine Sprachfülle ist unerschöpflich, endlos. Wie alle Er-

scheinungsformen von Welt und Leben, von Denken und Empfinden ihn als Dichter und Künstler, als Gelehrten, als Geschichtsforscher und als Naturforscher beschäftigten und erfüllten — so ist sein Sprachschatz naturgemäß größer an Umfang, tiefer an Inhalt als bei irgendeinem andern unter den Großen.

Sein Ohr vernimmt den Einklang der Natur;
Was die Geschichte reicht, das Leben gibt,
Sein Busen nimmt es gleich und willig auf;
Das weit Zerstreute sammelt sein Gemüt,
Und sein Gefühl belebt das Unbelebte.
Oft adelt er, was uns gemein erschien,
Und das Geschätzte wird vor ihm zu nichts.
In diesem eignen Zauberkreise wandelt
Der wunderbare Mann und zieht uns an
Mit ihm zu wandeln (Tasso I 1).

Was unsern Dichter aber von seinem Tasso scheidet, ist seine Weltlichkeit, seine Sinnlichkeit. Denn von Tasso heißt es:

Sein Auge weilt auf dieser Erde kaum!

Die Charakteristik Tassos ist im übrigen zugleich eine vollendete Charakteristik von Goethes Sprache. Oder gehört es nicht zu des Dichters sprachlicher Eigenart, daß sein Gefühl das Unbelebte belebt? Und adelt er nicht durch seinen klassischen Gebrauch wohl ein Wort, das uns gemein erscheint? Und ist der Umfang seiner Interessen für Leben, Natur und Geschichte nicht zugleich beweisend für den Umfang seiner Sprache, für die Größe seines Wortschatzes? Aber sein Sprachumfang ist nicht der eines Wörterbuchs, nicht buchmäßig angequält, sondern der Erfolg seines Lebens. Von seinen Reisen bringt er manches Wort heim, nicht der Seltenheit oder Seltsamkeit wegen — sondern zur Bereicherung seines Sprachvorrats, wenn ihm eine Mundart bezeichnende Wörter lieferte.

Noch haben wir kein Wörterbuch, das uns den ganzen Reichtum von Goethes Sprache bequem vor Augen stellte. Aber auch so wissen wir, daß alle Gebiete deutschen Lebens

in seiner Sprache wiederkehren. Alle Stände und alle Landschaften liefern ihm seine Wortmaterialien. Und der Dichter findet bei all seiner Arbeit noch Muße, sich mit der Sprache um ihrer selbst willen zu beschäftigen. Als er sich um den Bergbau in Ilmenau von Amts wegen zu kümmern hatte, tritt ihm auch die Bergmannssprache nahe, und brieflich gibt er einmal eine kurze Charakteristik derselben. Die Sprache des Theaters ist ihm ebenso geläufig wie die Kanzleisprache. Die Mundarten beobachtet er gern, und bezeichnende Ausdrücke, die er auf der Schweizerreise kennen lernte, übertrug er auf Schiller, der im Tell willkommenen Gebrauch davon machte. Die Dialektdichtung Hebels in den 'Allemannischen Gedichten' und der Straßburger 'Pfingstmontag', wie Grübels Gedichte in Nürnberger Mundart und Vossens plattdeutsche Lieder und Idyllen reizen Goethe auch nach der sprachlichen Seite. Das Leben der Sprache erregt seine Aufmerksamkeit. Indem er den sinnlichen Inhalt der Wörter aufsucht, wird er zur Etymologie geführt. Und der Begriff der Volksetymologie ist zuerst von Goethe erkannt und veranschaulicht [1]).

Aber Goethe bedarf zur Fülle seines Ruhmes nicht das Zeugnis des Sprachforschers, daß auch mundartliche, grammatische und etymologische Fragen in seinem weiten Gesichtskreis eine Stelle hatten. Für Goethes Stellung in der Geschichte der deutschen Sprache sind ganz andere Gesichtspunkte maßgebend.

Wir müssen uns erinnern, daß ein Jahr vor Lessings Tode der größte unter Preußens Königen, der große Friedrich, dem gleichzeitigen Zustand der Literatur eine eigene Schrift in französischer Sprache widmete. Dies Büchlein 'De la littérature allemande' steht im hellen Morgenrot unserer klassischen Dichtung, wie der Morgenstern der sinkenden Nacht angehört. Hell glänzen bereits die Höhen unserer Literatur. Lessing,

---

[1]) W. A. 41 I 183 f.

Wieland, Herder strahlen im vollsten Glanze ihres Ruhmes, Goethe ragt neben Shakespeares Gestalt bereits über alle Zeitgenossen. Nur Schillers Riesengestalt fehlt noch. Aber der große Friedrich steht noch ganz unter dem überwältigenden Bann der französischen Literatur; die französische Sprache steht ihm näher als unser Deutsch. Preußisch in seinem Denken, ist er französisch in seiner Schriftstellerei. Aber mit Unrecht beurteilen wir seine französischen Werke als Ausfluß einer persönlichen Abneigung, während sie vielmehr einer ganzen Zeitströmung entsprechen[1]).

Als die Berliner Akademie unter den Schrecken der Franzosenzeit am 29. Januar 1807 den Geburtstag Friedrichs des Großen feierte, hielt der berühmte Geschichtsforscher Johannes von Müller die Festrede, die alsbald im Druck erschien: La Gloire de Frédéric. Discours prononcé à la séance publique de l'Académie des Sciences. Goethe berichtete über die gedruckte Rede alsbald in der Jenaer Literaturzeitung[2]) und hob anerkennend hervor, Müller habe in einer bedenklichen Lage trefflich gesprochen, so daß sein Wort dem bedrängten Volk Trost und Hoffnung einflößen müsse. Aber Müllers Wort war französisch, und weder Goethe noch wohl sonst ein Zeitgenosse nahm daran Anstoß, daß die Akademiefeier sich in französischer Sprache vollzog. Denn seit dem Gründungsjahr 1700 herrschte in der preußischen Akademie der Wissenschaften nach und neben dem Latein das Französische, und erst mit dem Jahre 1807 trat ein Umschwung zugunsten des Deutschen ein.

Deutschland war im 18. Jahrhundert zwar ebenso wie heute deutsches Sprachgebiet. Aber große Kreise standen im Bann des Französischen und des Lateins. Die gelehrten Kreise zumal

---

[1]) E. Höpfner in der Zeitschr. f. deutsche Philologie II 484 f. und B. Suphan, Friedrichs des Großen Schrift über die deutsche Literatur 1888.

[2]) W. A. 40, 385.

schwankten zwischen beiden Weltsprachen hin und her, und die Muttersprache wurde vernachlässigt. Aber der Muttersprache, die Friedrichs Feder mißachtete, schuf sein Schwert freie Bahn, und der Ruhm des preußischen Namens gab der Literatur frische Nahrung und neues Blut. Und wenn durch das 19. Jahrhundert die Muttersprache für Kunst und Wissenschaft, für Verkehr und Rede die gebührende Herrschaft uneingeschränkt behauptete, so danken wir das nur der Erstarkung unseres Volkstums durch die deutsche Dichtung. Die Befreiung des deutschen Volkes von der Herrschaft des Lateins und des Französischen verdanken wir der deutschen Dichtung im Zeitalter Goethes. Zu den großen Befreiern unseres Volkes hat Goethe sich auch selbst gerechnet, und wenn wir an den Sieg seiner Sprache über gelehrte Philisterei und den Sieg seiner Dichtung über die Vorherrschaft der französischen Literatur denken, freut uns jener berechtigte Stolz:

Ihr könnt mir immer ungescheut
Wie Blüchern Denkmal setzen!
Von Franzen hat er euch befreit,
Ich von Philisternetzen [1])!

Aber indem wir der Sprache Goethes eine solche Bedeutung für das 19. Jahrhundert und zugleich den Preis der Meisterschaft für alle Zeiten zuerkennen, erhebt sich die Frage, in welchem Umfang für uns Goethes Sprache Vorbild und Richtschnur sein soll. Soll uns Goethe als ein Muster gelten, wie es Cicero für das gelehrte Latein neuerer Zeiten und schon im Zeitalter Quintilians gewesen ist? Eine solche Frage dürfen wir nicht erheben, und wir wünschen, daß sie ernsthafterweise niemals erörtert werden möge. Denn es würde voraussetzen, daß deutsches Volkstum, Leben, Denken und Fühlen am Versiegen wären, wollte man die Muttersprache in das Prokrustesbett einer Zeit zwängen, deren Lebensbedingungen unter dem

[1]) W. A. 5 I S. 103 (Zahme Xenien VII).

Zeichen des Verkehrs sich vollständig neugestaltet haben. Mit dem Leben der Nation lebt auch die Sprache. Unser Volkstum hat im Gefolge der geistigen Großtaten auf dem Gebiet der Literatur einen Aufschwung genommen, wie er größer nicht gedacht werden kann. Da kann unsere Sprache nicht stehen bleiben auf einem früheren Standpunkt. Denn die Sprache ist ein lebendiger Organismus, der sich nach den Lebensbedingungen der Nation richtet. Aber in allem Wandel herrscht stets ein oberstes Gesetz, das uns Goethe gelehrt. Aus der Klarheit seines Denkens und Empfindens hat er die bleibenden Gesetze aufgestellt, die unsere Sprache und menschliche Sprache überhaupt beherrschen sollen.

Was Faust in der Osternacht, vom Odem der Geisterwelt umwittert, aus überquellendem Herzen als Ideal der Sprache und als einzige Sprachnorm dem beschränkten Stubengelehrten (I V. 534) offenbart, das hat er auch uns als oberstes Gesetz unserer Sprache hingestellt:

Wenn ihr's nicht fühlt, ihr werdet's nicht erjagen,
Wenn es nicht aus der Seele dringt
Und mit urkräftigem Behagen
Die Herzen aller Hörer zwingt.

Alle angequälten Floskeln einer schulmäßigen Rhetorik können die Flamme der Begeisterung nicht wecken. Damit blast ihr nur

die kümmerlichen Flammen
Aus eurem Aschenhäufchen raus . . .
Doch werdet ihr nie Herz zu Herzen schaffen,
Wenn es euch nicht von Herzen geht.

Der Buchstabe tötet, der Geist aber macht lebendig. Und indem Goethe von diesem biblischen Spruche beseelt ist, gedenkt er jener großen Forderung des Apostels Paulus: Wenn ich mit Menschen- und mit Engelzungen redete und hätte der Liebe nicht, so wäre ich ein tönendes Erz und eine klingende Schelle:

Such er den redlichen Gewinn,
Sei er kein schellenlauter Tor!
Es trägt Verstand und rechter Sinn
Mit wenig Kunst sich selber vor.
Und wenns euch ernst ist, was zu sagen,
Ist's nötig Worten nachzujagen?

Und nochmals im Faust stellt unser Dichter die oberste Sprachregel auf und diesmal zu Lob und Preis unserer Muttersprache. Helena vernimmt aus Lynceus' Munde (II V. 9365) deutsche Reimverse, aber betroffen von den wunderbaren Lauten fragt sie Faust, der eben ihrem Throne huldigend naht:

Vielfache Wunder seh ich, hör ich an.
Erstaunen trifft mich, fragen möcht ich viel.
Doch wünscht ich Unterricht, warum die Rede
Des Manns mir seltsam klang, seltsam und freundlich.
Ein Ton scheint sich dem andern zu bequemen,
Und hat ein Wort zum Ohre sich gesellt,
Ein andres kommt, dem ersten liebzukosen.

Faust erwidert: Gefällt dir schon die Sprechart unsrer Völker,
O, so gewiß entzückt auch der Gesang,
Befriedigt Ohr und Sinn im tiefsten Grunde.
Doch ist am sichersten, wir üben's gleich!
Die Wechselrede lockt es, ruft's hervor.

Helena: So sage denn, wie sprech ich auch so schön?

Faust: Das ist gar leicht, es muß von Herzen gehn.
Und wenn die Brust von Sehnsucht überfließt,
Man sieht sich um und fragt —

Helena: wer mitgenießt.

So verkündet Goethe die Macht des reinen, liebevollen Herzens als die Quelle der Sprache. Niemand war ein größerer Feind des Mißbrauchs der Sprache als unser Dichter. Zungenfertige Dialektik und hohler Phrasenreichtum sind ihm ein Greuel. So kann nur das böse Element, der Teufel selbst, dem Mißbrauch der Sprache das Wort reden. Mephisto verführt den Schüler (I V. 1996), wenn er ihm die Sprache als Verlegenheitsmittel zur Verhüllung der Gedankenlosigkeit und Denkträgheit anempfiehlt:

Denn eben wo Begriffe fehlen,
Da stellt ein Wort zur rechten Zeit sich ein.
Mit Worten läßt sich trefflich streiten,
Mit Worten ein System bereiten,
An Worte läßt sich trefflich glauben,
Von einem Wort läßt sich kein Jota rauben.

Französische Diplomatenweisheit, der zufolge die Sprache dem Menschen gegeben ist, seine Gedanken zu verbergen, hat der Weimarer Minister als Mensch und als Dichter nicht gekannt.

Und noch eins lehrt uns Goethe über die Sprache, über jede Menschensprache und über unser Deutsch zugleich. Die Sprache ist etwas Heiliges, etwas Göttliches. Gott hat uns die Wohltat der Rede geschenkt. Und der Dichter hat an dieser Himmelsgabe besonderen Anteil: denn wenn der Mensch in seiner Qual verstummt, gibt ihm ein Gott zu sagen, wie er leidet. Unser Dichter redet die Sprache selbst als eine Gottheit an, die freundliches Glück ausstrahlt und uns zum Siege über unsere Nachbarn führt:

freundlich Glück
Fließt, Gottheit, von dir aus!
Faß an zum Siege, Macht, das Schwert
Und über Nachbarn Ruhm!

Ein andermal bezeichnet sie der Dichter als reinen Himmelshauch. Das sind keine vorübergehenden Stimmungen gewesen, in denen der Dichter sich so äußerte. Vielmehr bestätigt uns seine ganze dichterische Sendung, daß er von der Göttlichkeit der Sprache durchdrungen war.

Auch den unvollkommenen Ausdruck des Ausländers beurteilt der Dichter hochherzig und liebevoll. Goethe erkundigte sich einmal nach dem dänischen Dichter Oehlenschläger. „Nein," war die Antwort, „aufrichtig, ich mag die deutsche Sprache nicht radebrechen hören." „Und ich", erwiderte Goethe, „mag die deutsche Sprache gern in einem poetischen Gemüte entstehen sehen [1])."

[1]) Gespr. Nr. 248 a.

So hoch wir die Meisterschaft unseres Dichters im Gebrauch der Sprache anerkennen — immer gelangen wir wieder bei Goethe als Menschen an. So entfernt uns die deutsche Sprachforschung nicht von der Literatur und ihren Größen, sie entfremdet uns nicht von deutscher Dichtung und Geschichte. Wo immer deutsche Sprache liebevoll gepflegt wird, lebt Goethes Auffassung der Sprache und sein sprachliches Vorbild.

12. Schiller und die deutsche Sprache[1].

Schiller hat sich selbst in unserer sprachgeschichtlichen Betrachtung eine hervorragende Stellung gesichert durch den Entwurf eines Gedichts, von dem leider nur einige Skizzen und Verssplitter auf uns gekommen sind. Wäre es ausgeführt und vollendet worden, unser Volk besäße darin sein hohes Lied von deutscher Größe, das allen vaterländischen Gedenkfesten und Feiertagen die rechte Weihe geben würde. Aus seinem Zeitalter heraus, das zugleich das Zeitalter der Goethe und Kant, Mozart und Beethoven ist, erschaut sein prophetischer Blick die Stellung deutschen Volkstums in der Menschheitsgeschichte. „Das deutsche Volk ist erwählt vom Weltgeist, während des Zeitkampfs an dem ew'gen Bau der Menschenbildung zu arbeiten." Indem der Dichter die Entstehung unseres Volkstums ins Auge faßt, zieht er die Muttersprache in den Kreis seiner Betrachtung. Sein hochfliegender Schwung führt ihn auf die Höhe einer philosophischen Sprachbetrachtung über „das köstliche Gut der deutschen Sprache, die alles ausdrückt, das Tiefste und das Flüchtigste, den Geist, die Seele, die voll Sinn ist".

Bald nach dem Zeitalter Friedrichs des Großen, wo Französisch noch die Sprache des preußischen Königs und der

[1]) Hier wiederholt mit gütiger Erlaubnis des Herrn Verlegers aus meinen kulturgeschichtlichen Vorträgen und Aufsätzen 'Bunte Blätter' (Freiburg i. B., J. Bielefelds Verlag 1910) S. 194—213.

deutschen Fürsten war und die gelehrten Kreise der Nation noch vielfach im Bann des Lateins schriftstellerten, blickt der Seher in die Zukunft, wenn er fortfährt: „Unsere Sprache wird die Welt beherrschen". Es ist ein kühner Gedankenflug. Aber die Einsicht von dem, was er selbst und seine großen Zeitgenossen für die Bildung der Menschheit arbeiteten, berechtigte den Dichter zu dieser festen Zuversicht. Die Bedeutung eines Volkes hebt auch seine Sprache, und richtig ist die Erkenntnis, mit der Schiller dann fortfährt: „Die Sprache ist der Spiegel einer Nation". Er wendet diesen Satz, der Anschauungen Herders weiterbildet und in eine scharfe Formel bringt, dann auf unsere Sprache an: „Wenn wir in diesen Spiegel schauen, so kommt uns ein großes, treffliches Bild von uns selbst daraus entgegen." Fast jeder dieser Sätze leuchtet wie ein Leitstern, der uns im Entwicklungsgang unserer Sprachgeschichte Ziele und Wege weisen kann. Aber der Dichter wollte diese hohen Ideen veranschaulichen, durch Beispiele erläutern und erklären, denn er sagt weiter: „Wir können das jugendlich Griechische und das modern Ideelle ausdrücken."

So weit das wunderbare Fragment über unser Deutsch [1]). Aber die hohe Meinung von unserer Muttersprache, die der Dichter auszuführen beabsichtigt hat, ist erst herangereift, indem er selbst immer höheren Zielen zustrebte. Dieser hohe Standpunkt ist die Errungenschaft seiner Dichterlaufbahn. Auf arbeitsamem Wege hat der Dichter, wie die Besten seiner Zeitgenossen, mit unserer Sprache gerungen. Niemand spürt die Schwierigkeit der Sprachhandhabung empfindlicher als der Übersetzer. Wie Luther über die Ungefügigkeit und Ungelenkig-

---

[1]) Vgl. darüber B. Suphan, Deutsche Größe, unvollendetes Gedicht Schillers 1902; über Schillers Zusammenhang mit Herderschen Gedanken vgl. Leitzmann, Euphorion 12, 15, der 1797 als Entstehungsjahr unserer Bruchstücke annimmt, während Suphan u. a. an 1801 glauben.

keit der Muttersprache während der Arbeit an seiner Bibelübersetzung wiederholt klagt, so klagt Schiller 1792 im Vorbericht zu seinen Übersetzungen aus dem Virgil über unsere „schwankende, unbiegsame, breite, gotische, rauhklingende“ Sprache.

Bereits 1784 hatte Wieland im „Teutschen Merkur“ eine ähnliche Klage erhoben, wenn er in seinem zweiten Briefe an einen jungen Dichter[1]) schrieb: „Es ist mehr als zu wahr, daß die Deutsche Sprache an Wohlklang und Sanftheit beynahe allen andern Europäischen nachsteht, und daß sie insonderheit von der Englischen (die von allen andern gute Beute gemacht hat) an Reichthum an Worten und an derjenigen Stärke, die aus Kürze und Gedrungenheit entsteht, von der Französischen an Tauglichkeit, Witz und Empfindung (zwey so ungleichartige und doch so nahe verwandte Dinge) bis auf den äußersten Grad der Feinheit auszuspinnen und zu verweben, und von der Italiänischen an Geschmeidigkeit und Überfluß an poetischen Worten zum lebendigsten Ausdruck, zur feinsten und glänzendsten Farbengebung, zur anmuthigsten Modulazion des Verses übertroffen werde.“ So heftig auch der Angriff war, den sich Wieland durch dieses Urteil aus dem Lager[2]) Klopstocks zuzog, die Klage selbst wird damit nicht unterdrückt.

Noch zehn Jahre früher, und wir vernehmen „von dem größten deutschen Sohne, von des großen Friedrichs Throne“ dieselbe Klage. In dem Büchlein ‘De la littérature allemande’ versteigt sich der preußische König zu der Behauptung, unsere Sprache sei „brute, à demi-barbare“; er möchte, um den Übelklang der deutschen Sprache zu beseitigen, die Konsonanten-

---

[1]) Sämtl. Werke, Supplement Bd. 6, 242 vom Jahre 1798.

[2]) Braun, Schiller und Goethe im Urteile ihrer Zeitgenossen I 331. — Über Goethes Äußerungen über die Muttersprache in den Venetianischen Epigrammen s. oben S. 259.

härte des deutschen Wortauslauts vielfach durch Anfügung eines Endungs-a mildern.

Wie kommen nun unsere edelsten Geister zu einer so harten Einschätzung der Muttersprache? War nicht Luthers Bibel den Deutschen schon durch zwei und ein halbes Jahrhundert hindurch ein Meisterwerk und ein Muster deutscher Sprachkunst gewesen? Hatten nicht die Sprachgesellschaften des 17. Jahrhunderts und Sprachforscher wie Schottel und Gottsched den Ausbau der deutschen Schriftsprache gepflegt und gefördert? Und hatte nicht vor allem Klopstock bereits die deutsche Welt fortgerissen „in erhabener Odenbeflüglung und die Sprache beseelt und befreit von der gallischen Knechtschaft“?[1]) Und hatten nicht Schiller und Goethe selbst in ihren jugendfrischen Meisterwerken unserer Sprache neues Leben und neuen Glanz verliehen?

Das dritte Viertel des 18. Jahrhunderts ist eine Zeit der bewegtesten Sprachkämpfe. In allen Landschaften platzen die Geister aufeinander im Kampf um die immer noch neue Schriftsprache. Sie hatte noch immer keine endgültigen Normen, in deren Anerkennung die süddeutschen Landschaften mit Nord- und Mitteldeutschland übereinstimmten. Der katholische Süden macht in diesen Jahrzehnten einen letzten, aber vergeblichen Versuch, sich der Anerkennung eines Ideals zu entziehen, das mit Luthers Namen in einem innigen Zusammenhang steht.

In Schillers Heimat hielt sich der Sprachenkampf (oben S. 243 ff.) von den konfessionellen Gegensätzen fast ganz frei, aber gekämpft wurde auch hier gegen die Vorherrschaft des

[1]) In der Ode ‘An Freund und Feind’ 1781 ist die innerste Kraft seiner Dichtung „die Erhebung der Sprache, ihr gewählterer Schall, bewegterer, edlerer Gang“. Vgl. auch seinen Aufsatz ‘Von der Sprache der Poesie’ im Nordischen Aufseher (1758) I Stück 26. Wie Klopstocks Dichtersprache in Brockes und Haller wurzelt, darüber vgl. Munckers Aufsatz ‘Die Wiedergeburt der deutschen Dichtersprache im 18. Jahrh.’ in der Beilage z. Allgem. Zeitg. 1908 Nr. 28/29.

Obersächsischen. Mit Stolz erinnerte sich der Schwabe an die Blütezeit der deutschen Dichtung in der Stauferzeit oder, wie man sich damals ausdrückte, an die Dichter aus dem schwäbischen Zeitpunkt, die nun aus dem Dunkel der Bibliotheken an das Licht traten. Er fühlte die Spuren der klassischen Dichtersprache des Mittelhochdeutschen noch in seiner Volksmundart lebendig. Am liebsten hätte er die aufblühende Literatursprache nach seinem schwäbischen Literaturdialekt in einzelnen Zügen für sich umgeformt. Wir kennen die schwäbischen Sprachzustände zu Schillers Zeit durch die beiden Grammatiker Fulda und Nast aus deren 'Teutschem Sprachforscher' 1777/78.

Während man im übrigen Deutschland vielfach deutsche Sprache und deutsche Dichtung in den Unterricht der höheren und hohen Schulen eingeführt hatte, fehlte dieser Unterricht im Lehrplan der Karlsschule, als Schiller sie besuchte[1]). Aber von einem seiner Lehrer wissen wir, daß er in den jugendlich bewegten Herzen seiner Schüler Liebe und Freude zur Muttersprache wecken konnte. Man höre die folgenden Sätze des Professors Haug von der Karlsschule aus der Einladungsschrift „Über Teutsche Sprache, Schreibart und Geschmack zu der in höchster Gegenwart Seiner herzogl. Durchlaucht den 4. Dezember darinnen vorzunehmenden öffentlichen Prüfung seiner Zuhörer" (Stuttgart 1779). Hier lautet die These 42: „Teutsche Gesellschaften, schöne Wissenschaften, wie auch Nationaltheater sind eine Beförderung der Muttersprache". 44: „Die Teutsche Sprache hat alle Erfordernisse zu einer vollkommenen Sprache und unter den Lebendigen die ältesten Urkunden". 49: „Die Anhänglichkeit an die Muttersprache ist eine Unterhaltung des Patriotismus, der einheimischen Religion, der Gesetze und Sitten". Im Verzeichnis der Respondenten steht auch der Name Schiller[2]).

---

[1]) Pfleiderer, Beiträge 28, 277.

[2]) Kauffmann, Geschichte der schwäbischen Mundart S. 314.

Wenige Jahre später treffen wir Schiller in Mannheim als Mitglied der kurfürstlich deutschen Gesellschaft, in der die Pflege der Muttersprache mit Eifer und Erfolg betrieben wurde. Als diese Gesellschaft eine deutsche Sprachgeschichte als Preisarbeit ausgeschrieben hatte, treffen wir Schiller als Preisrichter. So hat der Dichter der 'Räuber' sprachlich unter bedeutsamen Anregungen gestanden. Die große Sprachbewegung, die in den siebziger und achtziger Jahren des Jahrhunderts durch ganz Deutschland ging, konnte an ihm nicht spurlos vorübergehen. Er dachte, wie die besten seiner Zeitgenossen, über die Muttersprache nach.

In seiner schwäbischen Heimat konnte der jugendliche Schiller nur inmitten der Mundart und Halbmundart leben und aufwachsen, und durch sein ganzes Leben hindurch lassen sich Spuren seines Heimatdialekts scharf erfassen. Die Veröffentlichung der 'Räuber' gab einem Berichterstatter aus dem mitteldeutschen Bannkreis gleich eine Gelegenheit, den jugendlichen Dichter auf die vermeintlichen Forderungen der obersächsischen Literatursprache hinzuweisen. Die 'Erfurtische Gelehrte Zeitung'[1]) tadelt in den 'Räubern' den Gebrauch von anderwärts unverständlichen Provinzialwörtern wie Weidenstoz, Aufstreich, jolen, zettern, bretteln[2]). In der Tat ist das erste Jugenddrama unseres Dichters voll von Spuren schwäbischer Mundart: exponieren (I 2) gehört in die württembergische Schulsprache, in der es noch jetzt bedeutet 'aus einer fremden Sprache ins Deutsche übersetzen'[3]). Ebenda (I 2. II 3) schreibt er Jauner nach südwestdeutscher Aussprache für 'Gauner', das nach einem obersächsisch-thüringischen Lautgesetz sein anlautendes g hat. Wir treffen wirklich (I 3) für 'jetzt', heben für 'halten'.

So sind Schillers 'Räuber' voll schwäbischer Mundart.

---

1) Erfurt 1781, 24. Julius.

2) Braun, Schiller und Goethe im Urteile ihrer Zeitgenossen I 5.

3) Fischer, Vierteljahrshefte für Literaturgeschichte VI 304.

Einzelne Wörter begegnen nur in der ersten Auflage des Trauerspiels, in der zweiten Auflage sind bereits manche getilgt. Zugeständnisse an die Literatursprache, die in der Vertauschung der schwäbischen Heimat mit dem mitteldeutschen Sprachboden in einem inneren Zusammenhang stehen, waren natürlich auf die Dauer unvermeidlich [1]).

Aber aus dem schwäbischen Grundton seiner Sprache müssen wir noch einen Gesichtspunkt betonen, ohne den man der Dichtersprache Schillers Unrecht tun würde. Die Unreinheit seiner Reime widerstrebt den neueren Geschlechtern des 19. Jahrhunderts. Goedeke hat in der großen kritischen Ausgabe von Schillers Werken (I 384 ff.) ein langes Sündenregister von Reimungenauigkeiten zusammengestellt. In Wirklichkeit dürfen wir Schillers Reime gar nicht mit dem Maßstab des 19. Jahrhunderts messen. Schillers Reime sind im wesentlichen reine Reime — allerdings nicht nach unserer heutigen Aussprache, sondern nach der gebildeten schwäbischen Aussprache der siebziger Jahre des 18. Jahrhunderts [2]). Eigentlich dürften nach dieser Seite nur geborene Schwaben über Schillers Reimgebrauch urteilen [3]). Der Norddeutsche von heute hüte sich, über Schillers

---

[1]) Über den Einfluß der Mundart auf die Sprache unseres Dichters besitzen wir zwei eingehende Arbeiten: Kasch, Mundartliches in der Sprache des jungen Schiller (Diss. Greifswald 1900) und Pfleiderer, Die Sprache des jungen Schiller in ihrem Verhältnis zur nhd. Schriftsprache (Beiträge zur Geschichte der deutschen Sprache und Literatur 38, 272—423).

[2]) Über Schillers schwäbische Aussprache haben wir das ausdrückliche Zeugnis seines Jugendfreundes Streicher, der in seiner Schrift 'Schillers Flucht von Stuttgart' (1836) S. 95 erzählt, welch häßlichen Eindruck die mundartliche Färbung von Schillers Organ beim Vorlesen des Fiesco auf den Mannheimer Theaterkreis machte. Dazu stimmt das spätere Zeugnis des Weimarer Schauspielers Genast (Aus dem Tagebuch eines alten Schauspielers, Leipzig 1862—1865) in der Zeitschr. f. d. deutsch. Unterr. VIII 548. Vgl. auch oben S. 264 Anm.

[3]) F. V. Friedr. Vischer im Goethe-Jahrb. 4, 8—10.

Reime abzuurteilen. Schiller ist hier nur als Kind seiner Zeit und als Sohn seiner Heimat verständlich.

Die schwäbische Halbmundart, wie sie noch heute in weiten Kreisen herrscht, natürlich nicht die volle Mundart, spiegelt sich in den Reimen schwäbischer Dichter wieder. Gedichte des 'Schwäbischen Magazins' und aus Stäudlins 'Schwäbischem Musenalmanach' 1782, vor allem aber Schubart stehen auf dem Boden derselben Technik wie Schiller. Ihre Reimungenauigkeiten erstrecken sich im wesentlichen auf die Aussprache der Vokale, besonders in der Stellung vor m und n. Reime wie unterthänig: König, vereint: Freund erklären sich aus einem schwäbischen Lautgesetz, das zugleich Bindungen wie Thräne: schöne, Söhne: Szene, Miene: Bühne gestattet. Solche Reime, die Schiller mit Schubart teilt, beruhen auf der Entrundung der Vokale ü und ö und äu (eu), auf der geschlosseneren Aussprache von ä und e und auf der offeneren Aussprache von i. So macht der schwäbische Grammatiker Nast[1]) ausdrücklich folgende Angabe: „Meine Landsleute sprechen i vor dem m und n zu nachlässig aus, so daß es mehr einem e als i gleicht: schwimmen, sinnen, singen wie schwemmen, sennen, sengen." Insbesondere über die Aussprache des Wortes Räuber vergleiche man folgende ausdrückliche Angabe: „ai und ei haben einerlei Aussprache und sind nicht zu unterscheiden. äu wird mit Mühe davon unterschieden, dann es gehören wenigstens bei einem Schwaben Übung und feine Organe dazu, das ü deutlich herauszubringen, ohne daß es in ein i übergeht. Man versuche es mit den Wörtern Kaiser, Eier, Räuber. Wenige Schwaben werden das letzte Wort von den beiden erstern unterscheiden, und doch sollte es sein."

Wir sind überhaupt über die gebildete Umgangssprache keiner hochdeutschen Landschaft für das 18. Jahrhundert so genau

[1]) 1778 Sprachforscher II 47. 55. 50. 57.

unterrichtet wie gerade für Schwaben. Die zahlreichen Abhandlungen von Fulda und von Nast [1]) geben uns für Schillers schwäbische Lehrjahre den vollen Beweis, daß schon damals die gebildete Umgangssprache gleichsam der gesprochene Literaturdialekt Schwabens war. Man darf sie nicht der Volksmundart gleichstellen. Es war auch keine Halbmundart, sondern vielmehr ein Mittelding zwischen einer erst ideal vorhandenen gemeindeutschen Schriftsprache und dem altherkömmlichen Literaturdialekt Schwabens. Diese beiden Spracharten wirkten zusammen, und das ergab das schwäbische Ideal, für das Fulda und Nast einerseits, Schubart und Schiller anderseits die klassischen Zeugen sind. Ihre Sprache erhob sich über die Mundart und über die Halbmundart, indem man Wörter wie Fuß, Buße, Blut jetzt schon mit reinem u und nicht mehr mit dem ue der schwäbischen Mundart aussprach. Und doch sprach man noch mit dem alten echten Diphthong, den die Mundart festgehalten hatte, auch in gebildeten Kreisen Wörter wie Dieb, sieden, fließen, biegen.

Anderseits lehrt uns der 'Sprachforscher' manche einzelne Unterschiede der damaligen gebildeten Umgangssprache Schwabens von dem Ideal der obersächsisch-märkischen Grammatiker. Man sprach mit abweichender Zeitdauer die Vokale in bĕten (II 101), Brosăm (II 51), kânn (II 101), Kînn (II 162), Kleinŏd (II 51), Mŏnd (I 142), mûß (II 101), Mûtter (II 101), nĕhmen (II 101), Schwĕrt (I 142), trĕten (II 101), Văter (II 101), Wărze (I 142), Wermŭt (II 51), wîdmen (II 162), Wûchs (I 173), Zînn (II 162), zusâmmen (II 101).

So sicher es nunmehr ist, daß Schiller im Schwäbischen sprachlich wurzelt [2]), so sicher ist anderseits seine Abneigung gegen

[1]) Vgl. M. H. Jellinek, Geschichte der nhd. Gramm. (1913) I 274 ff.

[2]) Ein schönes Beispiel, wie Schiller in der Mundart seiner Heimat lebt, ist V. 15/16 des 'Spaziergangs': „mit zweifelndem Flügel Wiegt der Schmetterling sich über dem rötlichten Klee". Hier geht der Dichter

die Mundart überhaupt. Sind die schwäbischen Klänge seiner Sprache nicht mit der Mundart identisch, wie sie heute den Gegenstand der Dialektforschung bildet, so hat er auch für die Dialektdichtung keinen Sinn: er versucht sich nie im Dialekt. Hebels alemannische Gedichte kann er nicht genießen; er schreibt an Goethe (27. Februar 1805): „Sonntagsfrühe möchte ich wohl in einer reinen und hochdeutschen Dichtersprache lesen, weil die Mundart, wenigstens beim Lesen, immer etwas Störendes hat [1]).“ Auch im Drama hütet sich Schiller vor dem Dialekt. Gleich Shakespeare verschmäht er das bequeme Mittel, Lokalfarbe durch mundartliche Rede zu schaffen. Es hätte in den ‘Räubern’ und in ‘Kabale und Liebe’ gewiß nahe gelegen, den Dialog durch mundartliche Rede zu schattieren. Unser Dichter vermeidet die Alltagssprache, er verschmäht sie geradezu. Für den hohen Flug seines Geistes, für die Macht seiner Gedanken kann nur eine Schriftsprache dienen. Wenn die Bretter die Welt bedeuten, so kann die Mundart nur eine Hinderung für jede Fernwirkung sein. In diesen Jahrzehnten, wo unsere besten Köpfe den Sieg und die Herrschaft der Schriftsprache erst befestigten, konnte ein oberdeutscher Dramatiker unser ganzes Sprachgebiet nur mit der Schriftsprache erobern und nicht mit der Mundart.

So hat unser Dichter auch im ‘Tell’ die Mundart grundsätzlich ausgeschlossen, weil er nicht daran denken konnte, ein schweizerisches Volksstück zu schaffen. Seine Gedanken erhalten das Feierkleid der Schriftsprache, aber hineingewoben sind zarte Fäden von alemannischem Sprachstoff [2]). Ganz abgesehen von der Lokalfarbe, die durch Orts- und Bergnamen, sowie durch die Familiennamen der teilweise aus den Quellen übernommenen

---

von der schwäbischen Bezeichnung des Schmetterlings als Zweifalter aus, das er eigenartig und selbständig deutet.

[1]) Michel, Euphorion XII 31, sowie Behaghel und Wunderlich 1905 in dem 26. Wissenschaftl. Beiheft d. Allg. deutschen Sprachvereins.

[2]) Vgl. Adolf Socin in Herrigs Archiv 83, 321 ff.

Personen sich von selbst ergibt, wendet unser Dichter sparsam und vorsichtig kleine sprachliche Züge an, um die landschaftlichen Eindrücke herauszuarbeiten. Die Diminutivendung der Eigennamen Kuoni, Werni, Ruodi, Jenni, Seppi, die schlichten Leuten aus dem Volke zukommen, hat ein durchaus alemannisches Gepräge. Mit dieser Einflechtung von schweizerischen Wortformen sichert sich der Dichter ein Hilfsmittel, den Ton seines Dialogs innerlicher zu gestalten, wenn er Uli (II 1) im Munde des Großvaters als Koseform für Ulrich von Rudenz und Wälti (III 1. IV 2) als mütterliche Anrede für den kleinen Walter Tell gebraucht. Im Gespräch Tells mit seinem Söhnlein Walter (III 1) fließt ungesucht das alemannische Ehni für 'Großvater' ein. — Neben der absichtsvollen Kunst solcher Sprachhandhabung geht aber der Dichter auch sonst mundartlichen Wörtern von ausgesprochenem Erdgeruch nicht aus dem Wege [1]). Was ihm seine Schweizer Quellen an bodenständigem Wortgut liefern, verflicht er in den Ernst und die Hoheit seiner klassischen Dichtersprache: neben bekannteren Wörtern wie Lawine und Gletscher, Alp und Föhn, Gemse, Kuhreihen, treffen wir weniger geläufige Schweizerwörter wie Kulm (IV 1), Firn (I 1), Fluh (IV 1), Ruffi (IV 3), Runse (II 2), Sente (IV 3), Grattier (IV 3). Er wagt sogar die Einmischung von Naue (I 1) und Gransen (IV 1), von gähstotzig (IV 1) und kommlich (IV 1) — lauter Dialektwörter der Schweiz, die ihm seine Quellen lieferten [2]). Dazu verwebt er in seinen Dialog noch einige Wörter, die von schweizerischen Schriftstellern damals in die Schriftsprache eingeführt wurden. So ist eines der unscheinbarsten Wörter der heutigen Sprache in dem Gewebe des Dramas noch ganz neu:

---

[1]) Warum aber der Dichter im Tell für das schweizerisch-schwäbische Heimweh vielmehr Schmerzenssehnsucht sagte, darüber vgl. Zeitschr. f. deutsche Wortforschg. II 239, 248.

[2]) Vgl. Leitzmann, Die Quellen von Schillers Wilh. Tell 1912.

Das ist ein schlechtes Volk,
Zu nichts anstellig als das Vieh zu melken
Und faul herum zu schlendern auf den Bergen.

Diese Verse (I 3) enthalten das Schweizerwort anstellig, das Lavater[1]) wiederholt seinen lieben Deutschen anempfohlen hatte. Indem Schiller es in seinen 'Tell' aufnimmt, fügt er es dauernd in unser Sprachgut ein.

Wenn wir heute in der Rütliszene (II 2) das Zeitwort tagen hören, so fiel gewiß den Zeitgenossen Schillers der Gebrauch desselben als eine Neuerung auf. Es war eben erst durch Johannes von Müller in die Literatur eingeführt worden. Wir sehen: die Sprachfarbe schweizerischer Herkunft merkte der Hörer im Beginn des 19. Jahrhunderts kräftiger durch als wir heute. Den späteren Geschlechtern sind manche Wörter und Wendungen dieser Art eben durch Schillers Schauspiel so vertraut geworden, daß sie jetzt Gemeingut in unserer Schriftsprache sind. Noch ein auffälliges Beispiel dieser Art sei hier namhaft gemacht:

Wer durchs Leben
Sich frisch will schlagen, muß zu Schutz und Trutz
Gerüstet sein.

---

[1]) Vgl. Heynatz 1796 Versuch eines deutschen Antibarbarus I 134: „Anstellig, ein Schweizerisches Wort (oder vielmehr ein Schweizerischer Ausdruck), welches Nicolai in seiner Reisebeschreibung Lavatern fleißig (für agil) nachgebraucht hat, und welches seitdem auch von andern angenommen worden. Lavater hatte nemlich in den Physiognomischen Fragmenten Bd. 2 S. 283 gesagt: die Menschen haben die Behendigkeit, Listigkeit, Anstelligkeit der Affen; und dazu die Anmerkung hinzugefügt: 'Ein Schweizerwort, die Geschicklichkeit mancherley Dinge gut einzurichten und anzuordnen, und sich in alles leicht zu finden. Wer diese Geschicklichkeit hat, heißt ein anstelliger Mensch' Und irgendwo im dritten Bande: 'Eine brave, wackere Thatfraue, entschlossen und fruchtbar, aller ihrer Schwerleibigkeit ungeachtet, wie wir zu Zürich sagen würden, eine Hauptfrau, anstellig und angriffig. Im Vorbeygehen zu sagen: dürft ich nicht diese drey gut schweizerischen Wörter zur Naturalisierung empfehlen, liebe, mannhafte Deutsche'?"

Diese Worte Tells (III 1) enthalten eine alte Reimformel der schweizerischen Rechtssprache, der jetzt die landschaftliche Grundfarbe verblichen ist. Wir kennen den schweizerischen Ursprung der Formel aus einem Zeugnis des großen Leibniz in den 'Unvorgreiflichen Gedanken'[1]). — Was geographische und chronistische Quellen dem Dichter an bezeichnendem Wortgut lieferten, konnte ihm Goethe aus eigener Kenntnis von Land und Leuten erweitern. So kann Wildheuer (Tell IV 3) aus Goethes Kenntnis der Schweiz stammen, wenigstens erläutert dieser das Wort in den 'Wanderjahren' (II 7) in so umständlicher Weise, daß man ihn für den Entdecker desselben, wenn man so sagen darf, halten muß[2]).

---

[1]) Unvorgreifliche Gedanken betreffend die Ausübung und Verbesserung der deutschen Sprache 67: „Ich frage zum Exempel, wie man foedus defensivum et offensivum kurtz und gut in Teutsch geben solle; zweiffle nicht, daß unsere heutige wackere Verfasser guter Teutscher Wercke keinen Mangel an richtiger und netter Übersetzung dieser zum Völckerrecht gehörigen Worte spühren lassen würden; ich zweiffle aber, ob einige der neuen Übersetzungen angenehmer und nachdrücklicher fallen werde, als die Schweitzerische: Schutz- und Trotz-Verbündniß" (Neudruck S. 82 bei Pietsch, Gottfried Wilh. Leibniz 1916).

[2]) Man vergleiche den Wortlaut Schillers:

Ein armer Wildheuer, guter Herr, vom Rigiberg,
Der überm Abgrund weg das freie Gras
Abmähet von den schroffen Felsenwänden,
Wohin das Vieh sich nicht getraut zu steigen

mit Goethes Worterklärung: „Man bezeichnet damit ärmere Bewohner der Hochgebirge, welche sich unterfangen, auf Grasplätzen, die für das Vieh schlechterdings unzugänglich sind, Heu zu machen. Sie ersteigen deswegen, mit Steigehacken an den Füßen, die steilsten, gefährlichsten Klippen, oder lassen sich, wo es nöthig ist, von hohen Felswänden an Stricken auf die besagten Grasplätze herab. Ist nun das Gras von ihnen geschlagen und zu Heu getrocknet, so werfen sie solches von den Höhen in tiefere Thalgründe herab, wo dasselbe, wieder gesammelt, an Viehbesitzer verkauft wird, die es der vorzüglichen Beschaffenheit wegen gern erhandeln." Übrigens darf nicht geleugnet werden, daß Schiller das Wort 'Wildheuer' auch aus Scheuchzer II 66 übernehmen konnte.

Schillers sprachliche Schöpferkraft ist immer gerühmt worden. Sie sucht an Gewalt ihresgleichen. Aber der Stand der modernen Sprachwissenschaft befähigt uns nicht, unsern Dichter für Wortschöpfungen verantwortlich zu machen, die in unsern allgemeinen Wortvorrat übergegangen wären. Einige Wortgebilde jedoch, die sich das 19. Jahrhundert völlig angeeignet hat, werden vielleicht Spuren Schillerischen Geistes verraten. Wie das Wort Feuereifer als Schöpfung Luthers zugleich einen Hauch echt Lutherischen Geistes verrät, können wir vielleicht das Wort Sprachgewalt als eine charakteristische Schöpfung Schillers in Anspruch nehmen; er verwendet das Wort 1781 und 1789 in seinen Rezensionen[1]). Und wer möchte in der Wortschöpfung Gedankenfreiheit den eigentlichen Urheber verkennen? Die heiligen Ideen, für die Schiller kämpfte, den Idealismus seiner hohen Weltanschauung verrät keine Wortschöpfung so deutlich. Form und Inhalt, Geist und Ausdruck stimmen harmonisch in diesem Wortgebild zusammen.

Freilich solche Wortzusammensetzungen, so vereinzelte Zeugnisse sprachlicher Art wollen gegenüber dem Ideenreichtum, gegenüber der Fülle seiner dichterischen Gestalten nicht viel besagen. Leider ist die Sprachforschung noch nicht fähig, den Einfluß von Schillers Sprache auf das 19. Jahrhundert zu ermessen; wir müssen uns heute eben mit einigen Anzeichen begnügen. Den Zeitgenossen fiel ein Lieblingswort Schillers auf, das in den 'Xenien' eine Rolle spielt, es ist das alte Jenaer Burschenwort Philister. In den siebziger Jahren des 18. Jahrhunderts bekommt das Wort in der Literatursprache, z. B. auch in Goethes 'Werther' einen sozialen Inhalt, der etwas geistigen Beigeschmack hat. Aber mit dem Xenienjahr siegt der intellektuelle Beigeschmack über den sozialen Grundgehalt. Es ist jetzt ein Kampfwort gegen geistige Be-

[1]) Werke 16, 159. 242.

schränktheit, der das wahre Verständnis der Kunst verschlossen bleibt. In den Besprechungen über die 'Xenien' erhebt sich manches böse Wort gegen die Dichter, die das niedrige Burschenwort auf die Höhe der Literatur geführt haben; aber Schiller ist es gewesen, der ihm zum Durchbruch verhalf. Wir haben dafür das ausdrückliche Zeugnis von Heinrich Voß, der im November 1821 in einem Briefe an Christian von Truchseß sagt, daß Schiller das Wort in Umlauf gebracht habe [1]).

An Umfang des Wortschatzes steht Schiller selbstverständlich hinter Goethe zurück. Jacob Grimm hat 1859 in seiner berühmten Festrede auf Schiller [2]) dies über Gebühr hervorgehoben. Denn während Goethes schriftstellerische Laufbahn sechs Jahrzehnte umspannt, füllt Schiller nur zweieinhalb Jahrzehnte mit seiner schriftstellerischen Arbeit aus. Und wenn Goethes reiche Lebenskunst alle Gebiete menschlichen Wissens in sein Arbeitsfeld einschließt und zu dem allgemein menschlichen Wortschatz die fachmäßigen Ausdrücke vieler Wissenszweige fügt, hält sich Schillers Geist in engeren Schranken. Wenn wir nun auch den ganzen Umfang seines Wortschatzes heute noch nicht berechnen können, dürfen wir das eine wohl unserm Altmeister Grimm glauben, daß Schiller nur über ein ausgewähltes Heer von Wörtern herrsche, mit dem er allerdings Taten ausrichte

---

[1]) Vgl. Heinr. Voß an Christian v. Truchseß, Heidelberg, November 1821: „Über Philister laß mich zur Ehre Schillers, der das Wort in Umlauf gesetzt, eine Bemerkung machen. Keinen Stand versteht man darunter, sondern den Linkischen, den Geistlosen in jedem Stande und Geschäft, der sich durch thörichte Anmaßung über seine Sphäre erhebt. Wer einen Handwerker Philister schelten wollte, weil ihm Wissen und Gelehrsamkeit abgeht, würde dadurch selber zum Philister ... Einen prächtigen Philister zeichnet Goethe in Wilhelm Meister mit wenigen Worten, einen Jüngling, der mit dem Buch in der Hand die Natur bewundert, der die Schauspielergesellschaft auf das Rieseln der Quellen, das Säuseln des Windes aufmerksam macht, und dem Philine einen Kukuk zuruft" (Briefe von H. Voß, herausgeg. von A. Voß 1834, II 101 ff.).

[2]) Kleine Schriften 1, 391.

und Siege davontrage. Die Schöpferkraft des Genies äußert sich nicht in Wortgebilden, wie sie ein Sprachreiniger in seinen besten Stunden wohl erzielt. Man darf Schiller und Goethe nicht mit Zesen oder Campe vergleichen, denen unsere Sprache manches glückliche Wortgebilde verdankt. Während diese Wörter beschaffen, die zwar begrifflich, aber noch nicht gut deutsch ausgeprägt waren, verdanken wir unsern Klassikern die Schöpfung von Gedankenformeln.

Wenn es dereinst in größerem Umfang gelingt, Schiller einen schöpferischen Anteil an unserem gemeindeutschen Sprachgut zuzuschreiben, so wissen wir schon jetzt, daß unsere tägliche Rede zahlreiche Sprachformeln aus Schiller entlehnt. Unser Dichter erscheint uns nicht als Wortschöpfer, er formt seine eigensten Gedanken in so scharf ausgeprägter Weise, wie es eigentlich nur das Sprichwort kann. Wir betreten das Gebiet der Klassikerzitate, der geflügelten Worte. Unsere tägliche Rede ist durchsetzt von Schillerischen Zitaten, ohne daß wir uns dessen in jedem einzelnen Falle bewußt sind. Wenn wir vom „Dritten im Bunde" reden, denken wir nicht mehr an den Tyrannen Dionys, an die Bürgschaft und an Schiller. „Das wilde eiserne Würfelspiel" ist eine Formel geworden, deren Ursprung in Schillers Gedicht 'Die Schlacht' nicht jedem gegenwärtig ist, der sie gebraucht. Von den „Brettern, die die Welt bedeuten" redet mancher, der den Geist Schillers in der Sprachformel gar nicht fühlt. „Die Tage charakterloser Minderjährigkeit" und „die kaiserlose, die schreckliche Zeit" sind Prägungen von zwingender Kraft geworden, als das neue Kaiserreich entstanden war. „Donner und Doria" hat sich nicht jeder von uns aus Schillers Fiesco aneignen müssen, denn der Fluch ist schon lang herrenloses Sprachgut. „Der langen Rede kurzer Sinn", „in des Wortes verwegenster Bedeutung", „sonderbarer Schwärmer" — das alles sind Formelprägungen Schillerischen Geistes, von denen wir alle so geblendet sind, daß wir keine Umformung derartiger Gedanken

im Gespräche wagen können. Wenn Schiller des Glaubens ist, daß die Sprache für uns denkt, so lehrt die neueste Sprachgeschichte vielmehr, daß die Sprache der Klassiker, die uns geflügelte Worte liefert, unser ganzes Denken beherrscht und unserer täglichen Rede das geläufigste Rüstzeug bietet.

Von so scharfer Prägung wie diese geflügelten Worte aus Schiller besitzen wir nicht zu viele. Ein Wort wie „Die Weltgeschichte ist das Weltgericht" vereinigt die Knappheit des Sprichworts mit der Geisteshoheit unseres Dichters.

Die klare, scharfe Prägung, die wuchtige Kürze und epigrammatische Geschlossenheit solcher Gedankenformeln hat niemand besser gekennzeichnet als Schiller selbst. Aus seinem eigenen Schaffen heraus hat er in der Abhandlung 'Über naive und sentimentalische Dichtung' die Sprache des Genies mit so wunderbarer Klarheit und Anschaulichkeit geschildert, wie noch niemals ein Sprachforscher die Sprache Schillers charakterisiert hat. Denn auf niemanden als ihn selbst passen die Worte: „Wenn der Schulverstand, immer vor Irrtum bange, seine Worte wie seine Begriffe an das Kreuz der Grammatik und Logik schlägt, hart und steif ist, um ja nicht unbestimmt zu sein, viele Worte macht, um ja nicht zu viel zu sagen, und dem Gedanken, damit er ja den Unvorsichtigen nicht schneide, lieber die Kraft und die Schärfe nimmt, so gibt das Genie dem seinigen mit einem einzigen glücklichen Pinselstrich einen ewig bestimmten, festen und dennoch ganz freien Umriß. Wenn dort das Zeichen dem Bezeichneten ewig heterogen und fremd bleibt, so springt hier wie durch innere Notwendigkeit die Sprache aus dem Gedanken hervor und ist so sehr eins mit demselben, daß selbst unter der körperlichen Hülle der Geist wie entblößet erscheint. Eine solche Art des Ausdrucks, wo das Zeichen ganz in dem Bezeichneten verschwindet, und wo die Sprache den Gedanken, den sie ausdrückt, noch gleichsam nackend läßt, da ihn die andere nie darstellen kann, ohne ihn

zugleich zu verhüllen, ist es, was man in der Schreibart vorzugsweise genialisch und geistreich nennt."

Noch nie hat ein Sprachforscher unsern Schiller sprachlich so sicher und scharf charakterisiert, wie diese berühmten Sätze aus der Abhandlung 'Über naive und sentimentalische Dichtung'. Der Dichter, der so über Wesen und Wert der Sprache zu reden vermag, stellt in diesen Sätzen aller geschichtlichen Sprachbetrachtung hohe Ziele und Aufgaben. Aber beugt sich vor unseres Dichters großer Sprachgewalt nicht auch der größte Tonkünstler, den Deutschland hervorgebracht hat, wenn Beethoven in der 9. Symphonie den hohen Gedankenflug seiner mächtigen Akkorde allein nicht zu Ende führen kann und das, was ihn bewegt, schließlich in Schillerische Jubeltöne ausklingen läßt, die seinen Tönen erst die volle Weihe verleihen?

Anhänge.

I. Zeittafeln zur neuhochdeutschen Sprachgeschichte.

1238 Erste deutsche Kaiserurkunde.
1274—1320 Deutsch wird neben dem Latein Urkundensprache.
1340—1450 Rückgang des Niederdeutschen und Vorrücken des Mitteldeutschen in der Richtung Merseburg Halle-Magdeburg.
Um 1450 Erfindung der Buchdruckerkunst. — Aufkommen des Wortes 'hochdeutsch'.
1461 Ulrich Boners Edelstein, das erste deutsche Buch, das im Druck erschien (Bamberg, bei Albr. Pfister).
Um 1466 Erste hd. Bibel gedruckt.
1472 Erster Druck von Tacitus' Germania.
1485 Verbot deutscher Bibelübersetzungen und deutscher Erbauungsbücher durch Erzbischof Berthold von Mainz.
Um 1500 Abschluß des mechanischen Prozesses der modernen Diphthongierung. — Beginn einer Regelung der Orthographie in Maximilians Kanzlei.
1502—1515 Maximilian I. läßt das Heldenbuch (Ambraser Handschrift) für sich zusammenstellen.
1503 Wimphelings Polemik gegen das Schwäbische.
1515—1517 Epistolae obscurorum virorum.
1516 Luthers Ausgabe der Deutschen Theologie.
1517 Luthers Thesen gegen den Ablaß. – Achtzig deutsche Bücher gedruckt.
1518 150 deutsche Bücher gedruckt. — Letzter (14.) Druck der vorlutherischen Bibel.
1519 260 deutsche Bücher gedruckt. — Köbels Aufforderung an Hutten, deutsch zu schreiben.
1520 Hutten beginnt deutsch zu schreiben. — Murner tritt gegen Luther auf, weil dieser sich der Volkssprache bedient.
1521 Reichstag zu Worms (Verpönung der reformatorischen Schriften). — Eberlin von Günzburg 'Fünfzehn Bundesgenossen'.
1522 'Der gestryft Schwytzerbur'. — Luther 'Neues Testament deutsch' (Septemberbibel).
— Murner 'Großer Lutherischer Narr'. — 680 deutsche Bücher gedruckt.
1523 935 deutsche Bücher gedruckt. — Zweiter Basler Abdruck der Septemberbibel (Adam Petris Glossar).
1524—1525 Einführung der deutschen Messe in den protestant. Gottesdienst. — Erstes lutherisches Gesangbuch. — Luthers Psalmenübersetzung.
1525 Erste deutsche Messe in Wittenberg. — Emsers Annotationes.
1526 Einführung deutscher Psalmen bei den Reformierten zu Basel.

1527 Ickelsamer 'Die rechte weis aufs kürzist lesen zu lernen'. — Emsers Neues Testament. — Wormser Prophetenübersetzung. — Deutsche Vorlesungen des Theoph. Paracelsus zu Basel.
1528 Joh. Agricolas deutsche Sprichwörter.
1529 Religionsgespräch zu Marburg.
1530 Reichstag zu Augsburg. — Joh. Kolroß' Enchiridion ist auf das Schweizerdeutsch basiert. — Die Züricher Bibelausgaben zeigen fortan nhd. Vokalismus. — Emsers Neues Testament niederdeutsch.
1531 Hans Fabritius, Homonymenbüchlein. — Fab. Frangks von Bunzlau Orthographie.
1533 Erstes Handbuch der Logik in deutscher Sprache (Fuchsperger 'Ein gründlicher klarer Anfang der natürlichen und rechten Kunst der wahren Dialektika').
1534 Luthers deutsche Bibel vollständig. — Dietenbergers katholische Bibel.
1535 Diplomatischer Nachdruck der Lutherbibel durch Rihel in Straßburg.
1537 Ecks Bibel. — Das anonyme Wittenberger Namenbüchlein.
1538 Hochdeutsche Ausgabe von Kantzows Pommerischer Chronik.
1539 Hochdeutsche Kirchenordnung in Nordheim.
1541 Onomasticon Ecclesiae von Witzel.
1542—1544 Hd. und ndd. Kirchenordnung für Braunschweig-Lüneburg.
1542 Letzte ndd. herzogliche Reskripte in Mecklenburg.
1542 Beuthers hd. Übersetzung des ndd. Reineke Fuchs.
1548 Das Leipziger Interim sucht dem Latein wieder Eingang in den protestantischen Gottesdienst zu verschaffen.
1548 Stumpfs 'Gemeiner loblicher Eidgenossenschaft Beschreibung' erscheint in Zürich mit nhd. Vokalismus.
1550 Hd. in der Braunschweiger Kanzlei.
1553 Hd. in der Kanzlei von Osnabrück. — Burkard Waldis' Neubearbeitung des Theuerdank.
1558 Der Eisleber Placotomus greift Gelehrte an, die medizinische Werke deutsch herausgeben, zumal den Tübinger Professor Leonh. Fuchs, außerdem den Übersetzer Ryf. — Es erscheint die deutsche Grammatik von Erasm. Wolf.
1560 In Ostfriesland beginnt die Kanzlei hd. zu schreiben.
1563 Luthers Korrektor Walther übt Polemik gegen Bibelnachdrucke.
1566 Mathesius' Leben Luthers.
1571 Simon Roths Fremdwörterbuch. — Otfrids Christ wird zu Basel gedruckt.
1572 P. Melissus ('Die Psalmen Davids in teutschen Reymen') erfindet ein umfassendes System der Vokalbezeichnung, tritt auch für ei-ai ein.
1573 Ölingers und Albertus' deutsche Sprachlehren.
1578 Claius, Grammatica Germanicae linguae.

Um 1580 Letzte Züricher Literaturwerke mit dem alten schweiz. Vokalsystem. — Beginn des franz. Spracheinflusses.
1582 Nath. Chytraeus, Nomenklator.
1596 Eine Braunschweiger Schulordnung verlangt Hochdeutsch in der Schule.
1598 P. Melissus tritt wiederum für ei-ai ein.
1603 Das Hochdeutsche wird in Hamburg herrschend.
1604 Letzte ndd. Urkunde in Pommern.
1607 J. R. Sattlers hd. Grammatik für die Schweiz.
1612 Ratkes Denkschrift über Deutsch als Unterrichtssprache.
1617 Opitz, Aristarchus sive de contemptu linguae Teutonicae. — Fruchtbringende Gesellschaft in Weimar am 24. August gegründet.
1621 Letzte ndd. Bibel in Goslar.
1624 Opitz' Buch von der deutschen Poeterei.
1633 Gründung der Straßburger Aufrichtigen Tannengesellschaft.
1639 In Niederdeutschland beginnt die Reaktion gegen das Hochdeutsche (Micrälius 'Vom alten Pommerlande').
1640 Moscherosch 'Gesichte Philanders von Sittewald'.
1642 Rist 'Rettung der Edlen Teutschen Hauptsprache'.
1643 'Der unartig teutsche Sprachverderber, beschrieben durch einen Liebhaber der redlichen alten teutschen Sprach'. — Zesens Deutschgesinnte Genossenschaft zu Hamburg. — Balde, Carmina Lyrica.
1644 Pegnitzschäfer zu Nürnberg.
1647 Rompler tritt wieder einmal für das ausgestorbene bayr. ai ein.
1650 In Schleswig wird der hd. Gottesdienst durch den Superintendenten Klotz gesetzlich.
1652 Lauremberg ndd. Scherzgedichte.
1653 Joh. Rist, 'Friedejauchzendes Deutschland'.
1658 Rists Elbschwanenorden. — H. J. Redinger tritt für den Schweizervokalismus ein. — J. M. Schneubers zweite Gedichtsammlung.
1659 Letzte (13.) Auflage von N. Chyträus' ndd. Nomenklator.
1663—1664 Scheidius und Salzmann schreiben Lexika veralteter und ausgestorbener Wörter in Luthers Bibel.
1673 Grimmelshausens 'Teutscher Michel'.
Um 1679 Leibniz 'Ermahnung an die Teutsche, ihren Verstand und Sprache beßer zu üben, sammt beygefügten Vorschlag einer Teutschgesinten Gesellschaft'.
1687 Thomasius hält deutsche Vorlesungen in Leipzig.
1697 Görlitzer Gesellschaft in Leipzig.
1700 Gründung der Berliner Akademie.
1704 Aepin-Raupach, 'Von unbilliger Verachtung der ndd. Sprache'.
1711 Diedrich von Stades Lutherwörterbuch.

Um 1716 Heräus' Entwurf von Satzungen einer zu gründenden Karolinischen Sprachakademie.

1717 Deutsch übende poetische Gesellschaft in Leipzig. — Aus Leibnizens Nachlaß gibt Eccard die Collectanea Etymologica (darin die 'Unvorgreiflichen Gedanken, betreffend die Ausübung und Verbesserung der teutschen Sprache') heraus.

1720 Letzte (11.) Auflage von Claius, Grammatica Germanicae linguae.

1725 ff. Parnassus Boicus, eine bayr.-jesuitische Zeitschrift.

1730 Benj. Franklin druckt das 1. deutsche Buch in Amerika.

1731 Haller, Versuch schweizerischer Gedichte.

1731—1732 Litzel-Megalissus' antikatholische Sprachschriften.

1732 Bodmers Übersetzung von Miltons Verlorenem Paradies.

1732—1744 Leipziger Beiträge zur critischen Historie.

1748 Gottscheds Deutsche Sprachkunst.

1750 Michaelis, Oratio de ea Germaniae dialecto qua in sacris faciundis atque in scribendis libris utimur.

1755 Dornblüth, Observationes. — Liares, Vier Sendschreiben wider Dornblüth.

1762—1766 Wielands Shakespeare-Übersetzung.

1768 ff. Hemmer und Klein gewinnen die Pfalz für das Schriftdeutsch.

1772 Herder, Ursprung der Sprache.

1773 Aufhebung des Jesuitenordens.

1774 Klopstocks Gelehrtenrepublik.

1775 Gründung der Mannheimer teutschen Gesellschaft.

1777 Fulda und Nast, Teutscher Sprachforscher.

1780 Friedrich der Große, De la Littérature allemande.

1781 Voß, Idyllen in ndd. Mundart.

1791 Campe, Proben einiger Versuche von deutscher Sprachbereicherung.

1796 Schiller und Goethe, Xenien.

1803 Hebels 'Allemannische Gedichte'.

1807 Die Berliner Akademie beginnt das Deutsche in ihren Schriften zu bevorzugen.

1814 Radlof 'Frankreichs Sprach- und Geistestyrannei über Europa'.

1816 Ruckstuhl 'Von der Ausbildung der deutschen Sprache in Beziehung auf neue dafür angestellte Beziehungen'.

1819 Jac. Grimms 'Deutsche Grammatik' beginnt zu erscheinen.

1824 Flörkes Rostocker Vortrag gegen das Ndd. als Umgangssprache der Gebildeten.

1834 Wienbarg 'Soll die plattdeutsche Sprache gepflegt oder ausgerottet werden'?

II. Namen- und Sachregister.

III. Wortregister.

Werke von Friedr. Kluge.

Beiträge zur Geschichte der germanischen Konjugation. 1879.

Etymologisches Wörterbuch der deutschen Sprache. 8. Auflage. 1915.

Nominale Stammbildungslehre der altgermanischen Dialekte. 2. Auflage. 1899.

Urgermanisch. Vorgeschichte der altgermanischen Dialekte. 3. Auflage. 1913.

Deutsche Studentensprache. 1895.

Rotwelsch. Quellen und Wortschatz der Gaunersprache und der verwandten Geheimsprachen. I. Quellenbuch. 1901.

Unser Deutsch. Einführung in die Muttersprache. 3. Auflage. 1914.

Bunte Blätter. Kulturgeschichtliche Vorträge und Aufsätze. 1910.

Seemannssprache. Wortgeschichtliches Handbuch deutscher Schifferausdrücke. 1911.

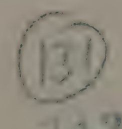
Die Elemente des Gotischen. 1911.

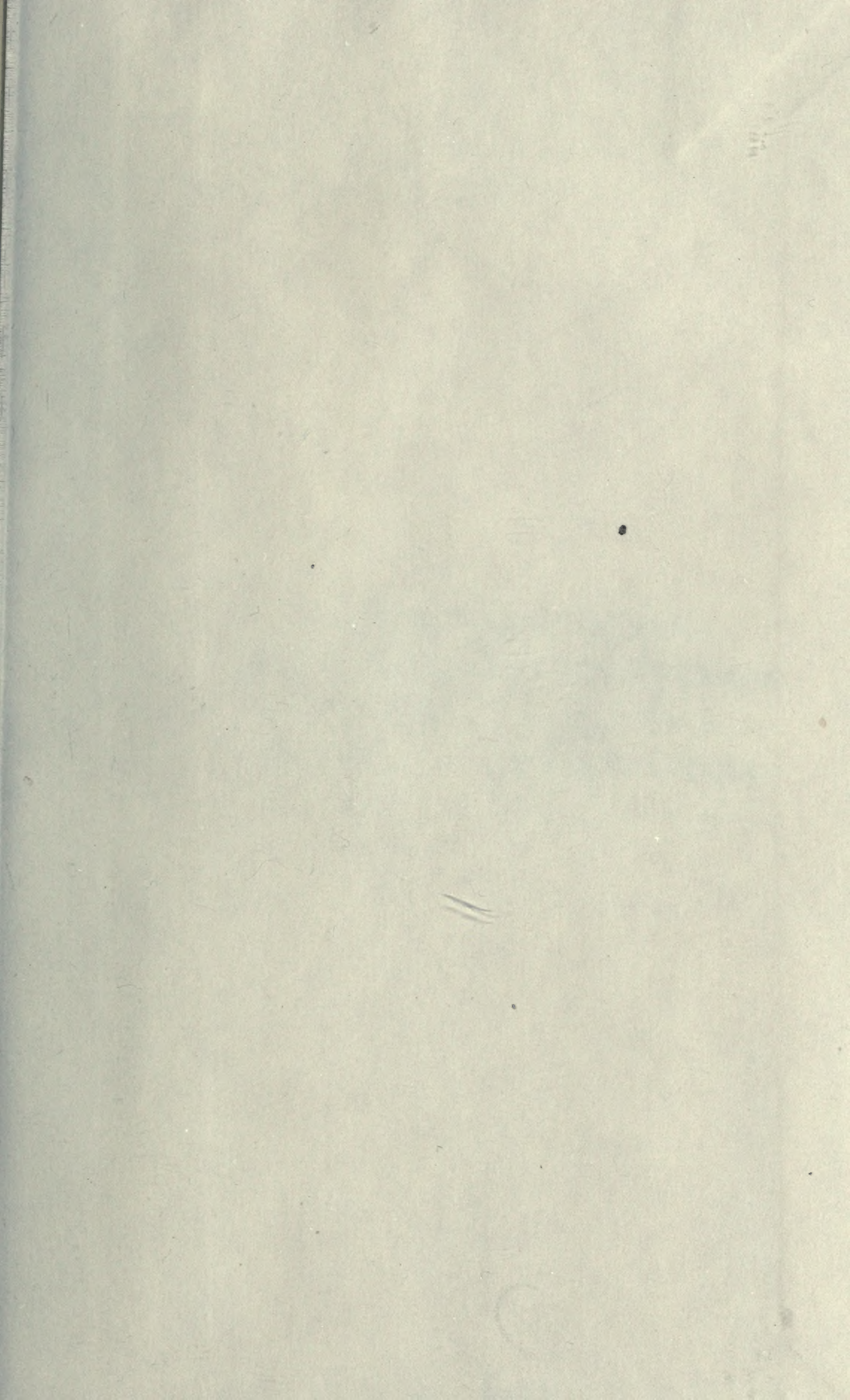
Wortforschung und Wortgeschichte. Aufsätze zum deutschen Sprachschatz. 1912.

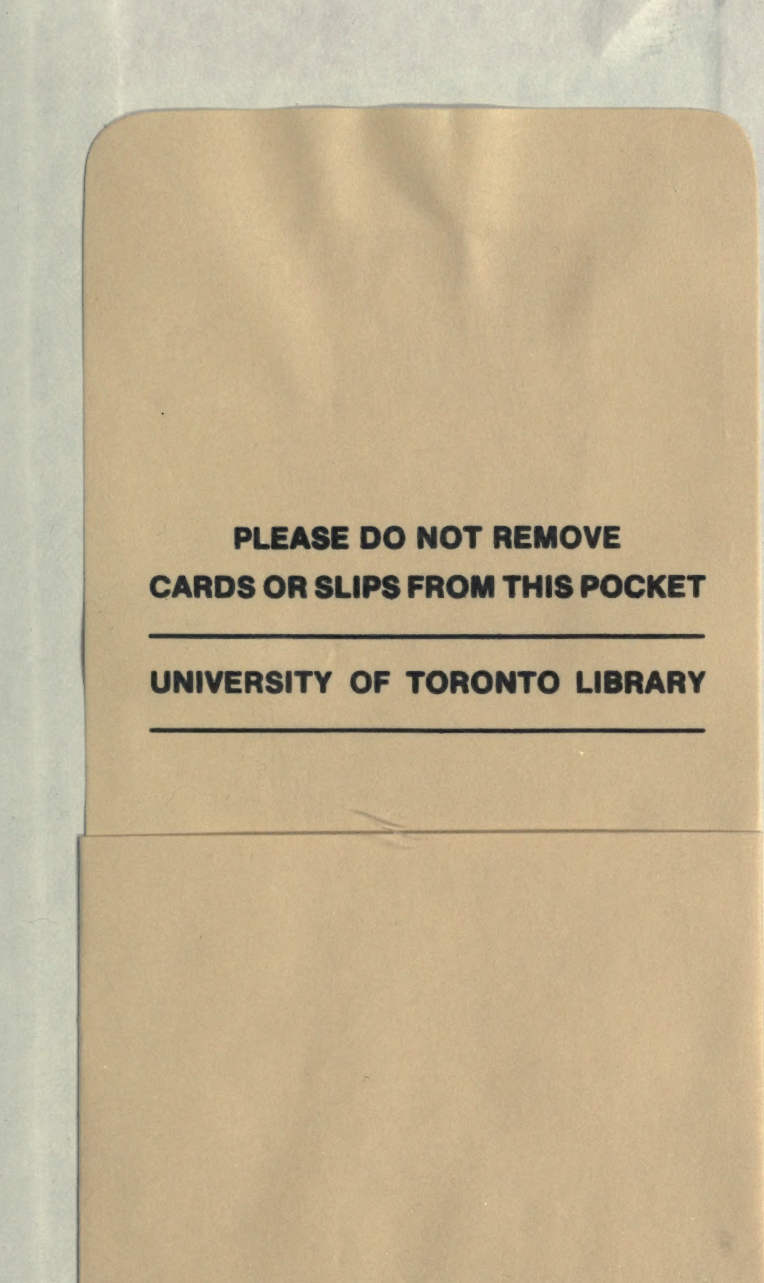
Abriß der deutschen Wortbildungslehre. 1913.

Zur Nachfolge Erich Schmidts. Akademische Zeit- und Streitfragen. 1913.

Deutsche Namenkunde. Hilfsbüchlein für den Unterricht in den oberen Klassen der höheren Lehranstalten. 1917.






PLEASE DO NOT REMOVE
CARDS OR SLIPS FROM THIS POCKET
UNIVERSITY OF TORONTO LIBRARY